



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

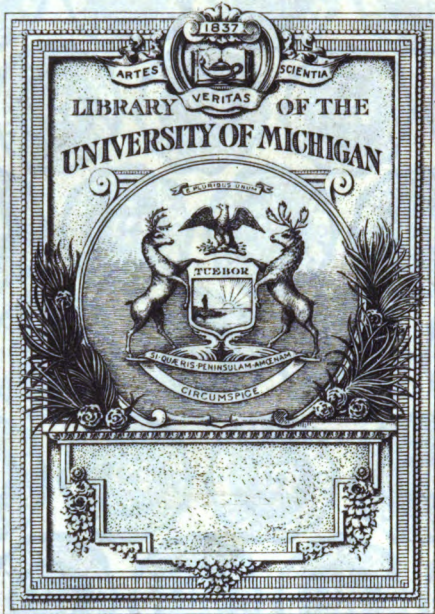
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B

937,236







805-
J25

157 107

JAHRESBERICHT
= über die
Fortschritte der klassischen
Altertumswissenschaft

begründet von
Conrad Bursian
herausgegeben von
Karl Münscher.

Supplementband.
Band 215.

Hermann Diels und Carl Robert.

Ein biographischer Versuch
von
Otto Kern.

Mit drei Bildnissen.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1927.

JAHRESBERICHT
über die
Fortschritte der klassischen
Altertumswissenschaft

begründet von
Conrad Bursian
herausgegeben von
Karl Münscher.

Supplementband.

Band 215.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1927.

Hermann Diels und Carl Robert.



Ein biographischer Versuch

von

Otto Kern.

Mit drei Bildnissen.



LEIPZIG.
O. R. REISLAND.
1927.

Alle Rechte vorbehalten.



Altenburg (Thür.)
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

4
General
St.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort und Quellentübersicht	IV—VII
I. Herkunft und Kindheit	1
II. Auf dem Wiesbadener Gymnasium	15
III. Die Studentenzzeit	25
IV. Wanderjahre	42
V. Berlin 1877—1890.	56
VI. Carl Robert in Halle	80
VII. Hermann Diels in Berlin 1890—1922	103
VIII. Ausklang	123
Beigaben:	
I. Schriften von Diels	136
II. Schriften von Robert	146
III. Akademische Ehrungen von Diels	157
IV. Akademische Ehrungen von Robert	159
V. Aus dem Briefwechsel Usener-Diels	159
VI. Aus dem Briefwechsel Zeller-Diels	169
VII. Diels, Usener und Rohde über Useners 'Götternamen'	180
VIII. Ernst Curtius und Carl Robert 1891	192
IX. Robert an den preußischen Kultusminister 1919	194
X. Roberts siebzigster Geburtstag	195
Personenverzeichnis	200

Vorwort.

Die Biographien meiner Lehrer Hermann Diels und Carl Robert zu schreiben war mir ein tief inneres Bedürfnis, habe ich doch das hohe Glück gehabt, beiden von meiner Studentenzeit an bis zu ihrem in ein und demselben Jahre erfolgten Tode nahezustehen. Fünf Jahre sind vergangen, seit sie die Augen für immer geschlossen haben. Ich habe in dieser langen Zeit das Ziel, ihnen ein Denkmal zu setzen, so gut ich es nach meinen Kräften vermag, nie aus dem Auge verloren und mir Mühe gegeben, das dazu notwendige Material zusammenzubringen, wobei mich die Familien Diels und Robert freundlichst unterstützten. Ich nenne da mit Dankbarkeit für das mir geschenkte Vertrauen nur meine Freunde Professor Dr. Ludwig Diels in Berlin-Dahlem und Amtsrichter Dr. Wolfgang Robert in Lübeck und Roberts einzige Schwester, Fräulein Anna Robert in Wiesbaden. Auch andere haben, wenn ich sie befragt, meist gern zu diesen Lebensbildern beigetragen. Freilich konnten dies immer nur Einzelheiten sein. Denn das herrliche Bild der beiden Männer stand längst lebendig und unverrückbar vor meiner Seele. Möchte meine Schilderung dazu beitragen, daß die philologische Jugend, an die ich bei der Niederschrift so oft gedacht habe, in den beiden großen Gelehrten, zu denen sie längst in Bewunderung aufschaut, auch die großen Menschen erkennt, die sie lieben und denen sie nacheifern muß.

Herrn Kollegen K. Münscher danke ich herzlich für seine tätige Anteilnahme an der Korrektur dieses Buches.

Halle (Saale), August 1927.

Otto Kern.

Quellenübersicht.

Diels.

Ungedrucktes:

Zehn Quarthäfte „Aus der Jugendzeit 1848—1872 von Hermann Diels“ mit einem vom 15. August 1914 datierten Vorwort. Dies lautet: „Solange der Mensch auf die Höhe des Lebens hinaufklettert, denkt er an die Zukunft, nicht an das Vergangene oder Vorvergangene. Anders wenn man die Akme überschritten und mit immer schnellerem Schritte dem Ziele der Notwendigkeit entgegengeht. Da schaut er gern auf sein oder seiner Vorfahren Leben zurück; aber wie vieles, was er von sich, seinen Eltern und Voreltern wissen möchte, ist ihm nicht mehr erinnerlich, oder überhaupt nicht bekannt geworden! Und doch wer in den späteren beschaulichen Tagen sich selbst kennen zu lernen sich bestrebt, um klarer zu sehen, was er von dem, was man geleistet oder verfehlt, auf eigene Rechnung oder auf die der Vorfahren und der Umwelt zu setzen hat, möchte gerne die Lieben da unten aufwecken, um von ihnen Aufschluß über die Rätsel des eigenen Daseins und ihre Verflechtung mit den vorvergangenen Geschlechtern zu erhalten. Damit nun meine Söhne und deren Kinder und wer sich sonst für uns interessiert, wenigstens das in den Hauptzügen erfahren, was sie nicht selbst erlebt haben, und dadurch ihre eigene Lebensbahn besser verstehen, hab ich meine Erinnerungen bis zum Ende der Jugendjahre aufgeschrieben, zugleich den Dank abstattend für alles Gute, das ich so reichlich in dieser Werdezeit von vielen Seiten, Eltern und Verwandten, Lehrern und Freunden erfahren habe.“

Der fast lückenlose Briefwechsel von Usener mit Diels und Zeller mit Diels, von Diels in zwei Kästen geordnet, werden von der preußischen Akademie der Wissenschaften aufgehoben. Diels hat den Verfasser seiner Biographie selbst auf sie als die beste Quelle für sein Leben von der Jugendzeit an hingewiesen. Der Akademie spreche ich meinen ehrerbietigsten Dank dafür aus, daß ich die beiden umfangreichen Briefwechsel hier in Halle auf der Universitätsbibliothek jahrelang benutzen durfte. Wie die Jugenderinnerungen von Diels, so müssen auch einmal diese beiden Briefwechsel, die für das gelehrte Berlin der Jahre 1877—1908 sehr wichtige Zeugen sind, ganz herausgegeben werden. Wie wünschenswert das ist, werden schon die von mir mitgeteilten Proben zeigen. Es ist erhebend und erquickend, diese drei großen Gelehrten in ihrem Sein und Wirken so unmittelbar beobachten zu können.

Bibliographie, von Diels verfaßt, aber unvollständig und von mir mehrfach ergänzt.

C. F. Lehmann-Haupt in Innsbruck, Erinnerungen an Hermann Diels' Wirksamkeit am Johanneum zu Hamburg, von ihm für mich freundlichst aufgeschrieben.

C. Vogliano, Mitteilungen über Diels' letzte Lebensjahre (s. unten S. 133), auf meine Bitte verfaßt.

Gedrucktes:

- S. Eitrem, Mindetale over prof. dr. Hermann Diels holdt i den hist-filos. klasses møte den 5 te Oktober 1923 in Oversigt over Videnskapselskapets Møter 1923 S. 74—78.
- Werner Jaeger, Hermann Diels. Zum goldenen Doktorjubiläum am 22. Dezember 1920. Internationale Wochenschrift XV 1921, S. 133—146.
- Johannes Ilberg, Neue Jahrbücher für Altertumswissenschaft und Pädagogik 1922 I, S. 233—239.
- Otto Kern, Hermann Diels, † am 4. Juni 1922, in Hellas 1922 Nr. 3/4 vom 15. August 1922.
- Ernst Nachmanson, Hermann Diels. Några minnesord in Ord och Bild. Stockholm 1922, S. 201—212.
- Hans Oppermann, Hermann Diels. Preußische Jahrbücher 1922, S. 189 ff.
- Ernst Samter, Zum Gedächtnis von Hermann Diels. Rede gehalten bei der Gedächtnisfeier der Religionswissenschaftlichen Vereinigung in Berlin am 24. Oktober 1922. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1923. 32 S.
- Girolamo Vitelli, Gedenkworte auf den „socio straniero Ermanno Diels“ in den Rendiconti della Reale accademia nazionale dei Lincei XXXI asc. 5—6. Seduta del 18. giugno 1922, S. 172—173.
- Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Hermann Diels († 4. Juni 1922). Auf Grund einer Nachschrift seiner Gedächtnisrede in den Berliner Hochschul-Nachrichten, herausgegeben von Paul Kersten und Erwin R. Marschall. 7. Semester 4/5. Heft Mitte Juli 1922.
- Derselbe, Gedächtnisrede auf Hermann Diels. Sitzungsberichte der preussischen Akademie 1922 CV—CVIII, gehalten am 29. Jun. 1922.

Robert.

Ungedrucktes:

- Briefe und Urkunden aus dem Archiv der Familie Robert.
- Jugenderinnerungen an Carl Robert, von H. Diels für mich aufgeschrieben im März 1922; dazu Bemerkungen von Aug. Fresenius, deren Mitteilung ich Roberts Schwester, Anna Robert in Wiesbaden, verdanke. S. unten S. 123.
- Bibliographie von Robert in Gestalt von Nachträgen zu seiner Selbstbiographie im Halleschen akademischen Vademekum, I. Band, Halle 1910, S. 162—169; unvollständig und von mir vie fach ergänzt. Die kleineren Rezensionen sind auch von mir nicht verzeichnet.

Gedrucktes:

- Georg Karo, Carl Robert zum Gedächtnis. Hal'e, Max Niemeyer, 1922. Darin I. Feier in der Kapelle des Gertraudtenfriedhofs zu Halle am 21. Januar 1922, S. 1—16 D. Friedrich Loofs als Geistlicher, S. 7—26 Dr. Georg Karo, S. 27—29 Dr. Pau Langheineken, S. 30 Dr. F. Freiherr Hiller von Gaertingen, S. 31—33 Dr. Hermann Des, S. 34—37 Richard Eilmann. II. Gedächtnisfeier im Robertinum zu Halle am 1. Ju 1922,

S. 38—81 Dr. Otto Kern, S. 82—83 Nachwort von Georg Karo. Mit der Abbildung des von Heinrich Lehmann 1914 gestifteten Bronzereliefs von Dr. Walter Lobach im Robertinum. Besprechung dieser Schrift mit eigenen Erinnerungen von H. L. Urlichs. Bayer. Blätter f. Gymnasialwesen LXI 1925, S. 115 ff.

Otto Kern, Carl Robert in: Mitteldeutsche Lebensbilder. Zweiter Band: Lebensbilder des 19. Jahrhunderts, Magdeburg 1927, S. 438—451, mit einem Bilde nach einer Photographie aus seinem Rektoratsjahre (1906/7).

Ferdinand Noack, Begrüßungsworte an Carl Robert, gesprochen am 8. März 1920. Als Manuskript gedruckt Halle, bei Karras, Kröber & Nietschmann. (Beigabe X).

Ernst von Stern im Jahresbericht 1922/23 der Universität Halle-Wittenberg; im Druck befindlich.

Heinrich Ludwig Urlichs s. unter Karo, Carl Robert zum Gedächtnis.

I. Herkunft und Kindheit.

Hermann Diels und Carl Robert, die beiden Freunde vom Wiesbadener Gymnasium her, entstammen zwei sehr verschieden gearteten Familienkreisen; der erste aus dem werktätigen Volk kommend, der andere der Nachfahre berühmter Gelehrter und mit allen Fasern in der akademischen Tradition wurzelnd, der erste aus alter nassauischer Familie hervorgegangen, der zweite von Vater und Mutter her französisches Blut in sich tragend.

Hermann Diels' väterliche Familie taucht zuerst in den Kirchenbüchern von Dörsdorf auf, das nicht weit von der Burg Katzenelbogen in dem sogenannten 'Jammertale' gelegen ist, und das man von der Hochebene bei Langenschwalbach, nordwestlich vom Taunus erblickt. In Dörsdorf war das eine Viertelstunde entfernte Dorf Berghausen eingepfarrt, zu dem die von der Dörsbach getriebene Weidger-Mühle gehörte, die Diels als den nachweisbar ältesten Sitz seiner väterlichen Ahnen ansah. Aus den Eintragungen des Pfarramts von Dörsdorf, die erst vom Jahre 1662 ab erhalten sind, da auch hier der Dreißigjährige Krieg alle älteren Kirchenbücher zerstört hat, und Nachrichten, die Hermanns Großvater Johann Heinrich Diels in die Familienbibel eingetragen hat, geht hervor, daß der 1697 geborene Johann Peter Diels als Schultheiß von Berghausen dort 1760 gestorben ist. Da nun seine Geburt nicht in das Pfarrbuch von Dörsdorf eingeschrieben ist, muß man schließen, daß er erst als Erwachsener in diese Gegend eingewandert ist, aber wahrscheinlich aus Nassau stammt, da der Name Diels in dieser Landschaft, z. B. im Westerwald, nicht selten sein soll. Dieses Schultheißen Sohn war Heinrich Anton Diels, des Philologen Urgroßvater von dem man nur weiß, daß er etwa 1743 ('das Kirchenbuch fehlt wieder in diesen Jahren') geboren und im Jahre 1757 konfirmiert worden ist. Es ist leider völlig unbekannt, wann und wo er verstorben ist. Nach einer 'dunkeln Tradition', deren Gewährsmänner dem Urenkel nicht mehr erinnerlich waren, soll die Familie den Besitz der Weidger-Mühle haben aufgeben müssen und 1772 nach Polen ausgewandert sein. Zurückgeblieben sei nur die alte Großmutter und der jüngste Sohn, Johann Peter Heinrich, der nach dem Dörsdorfer Pfarrbuch am 27. August 1768 in Berghausen geboren, also in dem Jahre der Auswanderung erst vier Jahre alt war. Hermann hat von seinem Großvater in seiner Jugend Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 1

wenig gehört. Er berichtet nur, daß er in Wiesbaden Gürtlermeister war, mit seinen Messing- und Bronzesachen die Mainzer Messe zu besuchen pflegte und am 4. Mai 1835 verstorben ist, und hat von ihm ein hübsches, ihm aus dem Munde seines Vaters überliefertes Wort aufbewahrt: 'Wie man ißt, arbeitet man auch'. Das bezog sich darauf, daß der Meister seine Gesellen beim Essen beobachtete und jeden neu-
eingetretenen, der herumkaute, sofort entließ. Am 15. Oktober 1799 wurde Johann Peter Heinrich mit Sophie Charlotte, 'des Oberamtszollsecretärs Zollmann zu Wiesbaden ehelicher Jungfer Tochter' in der Stadtkirche zu Wiesbaden getraut. 'Meine Großmutter Zollmann muß eine tüchtige Frau gewesen sein, da von ihr auch meine andere Großmutter Rossel, die von meiner väterlichen Linie nicht immer sehr liebevoll zu sprechen pflegte, nichts zu berichten wußte' schreibt der Enkel. Sie starb am 9. Dezember 1846, also zwei Jahre vor Hermanns Geburt. Elf Kindern hat sie das Leben geschenkt, von denen die meisten schon in frühen Jahren starben. Das jüngste war Hermanns Vater, Ludwig Diels (geboren am 8. August 1820); der älteste hieß Wilhelm (1801—1863), der ursprünglich Uhrmacher war, dann aber ein abenteuerliches Leben führte und schließlich als ein verarmter und verbitterter Mann starb. Ludwig Diels wurde dem Institut Kreis zur Erziehung übergeben, dessen ganzer Unterrichtsplan auf das Französische eingestellt war, so daß auch in den meisten Fächern in französischer Sprache unterrichtet wurde. Ludwig muß sich hier bald sehr ausgezeichnet haben; denn nach des Vaters Tode (1835) wurde er schon als Fünfzehnjähriger von 'Vater Kreis' in seinem Institut als Lehrer angestellt. Er mußte in den untersten Klassen im Schreiben, Lesen, Zeichnen, Rechnen und Französischen unterrichten und rühmte sich später scherzhaft, dem berühmten Maler Ludwig Knaus, dem Sohn eines Wiesbadener Mechanikers und Optikers, das Zeichnen beigebracht zu haben, wovon freilich in der Knausbiographie von Ludwig Pietsch nichts zu lesen ist. Trotz starker Belastung durch den Unterricht sorgte er in allen Freistunden eifrig für seine weitere Ausbildung, trieb privatim Englisch, lernte das Gitarrespielen, beschäftigte sich mit Schmetterlingskunde und Pädagogik und auch mit deutscher Literatur und Geschichte. Nur bis zum 20. Lebensjahre blieb er Lehrer; dann führte ihn seine Neigung zum Eisenbahnwesen. Er wurde Stationsvorsteher, zuerst in Biebrich, dann in Wiesbaden. Der Sohn rühmt den großen Pflichteifer des Vaters, der ihn seiner Familie meist entzog, und die ideale Auffassung seines Berufs. Nach dieser Schilderung muß er das Muster eines pflichttreuen, gewissenhaften Beamten gewesen sein, streng gegen sich selbst und streng gegen seine Untergebenen. Aber der Sohn verschweigt auch nicht die ungeheure Heftigkeit seines Wesens und den bisweilen maßlosen

Jähzorn, dessen Objekt nicht selten der Sohn gewesen sei. 'Ich selbst hatte als Schuljunge kein rechtes Verhältnis zu meinem Vater gehabt, weil er kleine Ungeschicklichkeiten und Versehen in maßlos strenger und heftiger Weise bestrafte. Auch hatte er mich bei jeder Gelegenheit merken lassen, daß er mit meiner ganzen geistigen Entwicklung unzufrieden war. In den letzten Jahren seines Lebens aber, als er sah, daß ich auf der Universität vorwärtskam, und als seine eigene Überkraft durch das innere Leiden, das sich entwickelte, gedämpft war, traten wir uns näher. Er ließ sich jetzt sogar manchmal, was ihn früher aufs äußerste erregte, eine andere Meinung ruhig gefallen.' Seine Arbeitskraft wurde durch den schweren Dienst früh verbraucht, gönnte er sich doch fast nur im Winter an Sonntagnachmittagen zwischen zwei Eisenbahnzügen Zeit, um sich der Familie und den Freunden zu widmen, um ihnen vorzulesen oder auch Dramen und Gedichte zu rezitieren, wobei ihm sein erstaunliches Talent, die Sprechweise gewisser Personen oder Dialekte nachzuahmen, sehr zu statten kam. Das Französische beherrschte er wie seine zweite Muttersprache und konnte auch in der englischen Sprache mit dem reisenden Publikum, das aus vieler Herren Ländern nach dem berühmten Kurort kam, verkehren. Er hatte einen ungewöhnlich kräftigen Körperbau, den er sich im Kreisschen Institut durch Turnen und Sport gestählt und geschmeidigt hatte.

Wie der Vater ist die Mutter von Hermann Diels eine geborene Wiesbadenerin. Ihr Vater Daniel Rossel stammte jedoch aus Idstein, wo er am 1. Juni 1788 geboren ist. Nachdem er das damals noch in Idstein befindliche Gymnasium besucht hatte, nahm er 1808 unter dem Befehle des nassauischen Oberstleutnants von Kruse an dem spanischen Feldzuge Napoleons teil. Aus den Erzählungen seiner Großmutter wußte Hermann, daß die arme nassauische Truppe ganz unmenschlichen Leiden in Spanien ausgesetzt war. Sein Großvater war von seiner Truppe abgeschnitten und hatte sich vor den Nachstellungen der verwilderten spanischen Bauern in einem Bohnenfeld versteckt. Dort entdeckte ihn eine alte Bäuerin. Da er sich als Nichtfranzose ausweisen konnte, hatte sie mit dem zwanzigjährigen Jünglinge Mitleid und verhalf ihm, sich unter unendlichen Strapazen nach der Küste durch Spanien durchzuschlagen und auf einem englischen Schiffe nach der Heimat zurückzukehren. Er fand dann zunächst als Unterbeamter, darauf als Revisionsrat der Militärkasse in Wiesbaden eine Anstellung. Seine Gattin wurde Margarethe Gietzin, die, am 19. Januar 1793 in Wiesbaden geboren, in ihrer Jugend die schwere Zeit von Napoleons Einbruch in Nassau miterlebt hatte. Das großelterliche Haus lag im sogenannten 'Klopperfeld', das später nach dem nahen Neroberg den

Namen Nerostraße erhielt. Hier hat die Großmutter auch nach dem Tode ihres Gatten (4. Januar 1849) bis zu ihrem eigenen, am 18. März 1868 erfolgten, gelebt und den jungen Hermann liebevoll oft bei sich aufgenommen. Während der Großvater Rossel ein ruhiger, stiller und gutmütiger Mann gewesen sein soll, war seine Frau, ehe sie unendlicher Jammer niederbeugte, eine feurige, höchst temperamentvolle und in ihrer Jugend sehr hübsche Frau. Der Enkel hat sie wohl noch hie und da in Liebe und Haß leidenschaftlich auflodernd gesehen; aber meist klagte und jammerte sie, so daß sie in dem Knaben trotz all ihrer Güte niemals herzliche Gefühle erweckte. Sie hat einen nicht geringen Anteil an Hermanns Erziehung. Ihre pädagogischen Grundsätze waren sehr streng. Jedes laute Wesen, so auch das Pfeifen des lebhaften Knaben, verbat sie sich, und seinen Purzelbäumen gegenüber pflegte sie, die alles Turnen, Baden und jede Sportbetätigung haßte, während Hermanns Vater darauf sehr hohen Wert legte, kategorisch zu erklären: 'Der alte Bereiter Saltz hat mir gesagt: der beste Seiltänzer ist vom Turmseil abgestürzt, der beste Schwimmer ist ertrunken, und der beste Reiter hat sich das Genick gebrochen.' Einen tiefen Einschnitt in das Leben der Familie Rossel brachte die vorzeitige Dienstentlassung ihres Hauptes wegen eines Deliktes, das es sich in seinem amtlichen Berufe hatte zu schulden kommen lassen, dazu durch einen ihm vorgesetzten General verleitet. Rossel wurde zwar nicht zu einer entehrenden Strafe verurteilt, aber in den Ruhestand versetzt und zum Ersatz der veruntreuten Summe verurteilt, da der General überschuldet war. Dadurch wurde der Wohlstand der bis dahin in guten Verhältnissen lebenden Familie stark gemindert; aber viel schlimmer war noch, daß sie von jetzt ab in den Augen der Leute mit einem Makel behaftet schien. Dies lastete schwer auf der in ihrem Stolz furchtbar getroffenen Frau, die zudem noch das Unglück hatte, außer ihrem Gatten und einem Enkelkinde zwei ihrer erwachsenen Kinder in demselben Jahrzehnt durch den Tod zu verlieren. Die Verheiratung ihrer Tochter Emma (geb. 18. August 1817) mit Ludwig Diels, dessen Wesen ihr nicht zusagte, scheint ihre Stimmung auch nicht gerade gebessert zu haben. Ihr einziger Trost war ihr ältester Sohn Karl (geb. 10. Dezember 1815), der auf Hermann einen so großen Einfluß gewann, daß er ihm einen besonderen Abschnitt in seiner Autobiographie gewidmet hat. Freilich auch er hat seiner Mutter einmal eine schwere Sorge bereitet, da er als Prorektor des Gymnasiums in Dillenburg wegen angeblicher antidynastischer Gesinnung, die er auch der nassauischen Jugend einpflanzte, im Februar 1850 aus dem Amte gejagt wurde. Es ist rührend zu lesen, wenn Hermann am Schlusse der Schilderung seiner Großmutter schreibt: 'Wer diese Ilias von Unglück überschaut, die meine Großmutter in diesen Jahren durchleben mußte,

und ihr leidenschaftliches Temperament in Rechnung zieht, kann sich nicht wundern, daß aus diesem Antlitz das heitere Lächeln verschwunden war. Die Kinder konnten diese Frau in ihrem tiefen Schmerze nicht verstehen. Ich habe ihr viel abzubitten. Denn ich habe ihre unendliche Güte und erzieherische Geduld keineswegs immer durch artiges und entgegenkommendes Wesen erwidert.' Hermanns Mutter Emma war das zweite Kind der Rosselschen Ehe und hatte von ihrem Vater ein glücklicheres und sanfteres Temperament geerbt. Ihr hat der Sohn in seinen Aufzeichnungen aus der Jugendzeit das folgende schöne Denkmal errichtet: 'Sie konnte sich aus den schweren Zeiten der Familie ein unerschüttertes Seelenleben retten, das der ganzen Familie den festen Halt, ja man möchte sagen, den einzigen Anker der Rettung gewährte. Wie oft habe ich als Kind diese herrliche Frau bewundert, wenn sie, zwischen den leidenschaftlichen Erregungen ihrer Mutter und ihres Gatten in der Mitte stehend; einzig und allein die Ruhe bewahrte und dadurch das Unwetter glücklich verscheuchte. Wieviel verdank' ich selbst diesem Mutterherzen, ihrer unsäglichen Geduld, ihrem liebevollen Mahnen, später, als ich erwachsen war, ihrem verständnisvollen Miterleben! Sie war die geborene Erzieherin: Pflanzen, Raupen, Hunde, Katzen, Vögel gediehen trefflich unter ihrer geduldigen Pflege. Eine Schildkröte, die ich als elfjähriger Knabe geschenkt erhielt, hat sie 36 Jahre lang durch ihre sorgfältige Pflege am Leben erhalten. Als ich sie nach ihrem Tode übernahm, ging sie bald ein. Und wie viel junge Menschenkinder sind außer mir und meiner Schwester zu tüchtigen Menschen herangebildet worden! Es fehlte ihr bis in ihr höheres Alter hinein etwas, wenn sie nicht Jemand bemuttern konnte. Während die Großmutter Rossel gern schulmeisterte, lenkte meine gute Mutter ihre Kinder und nicht minder auch ihre Pflegekinder mit einem Blick. Und wenn sie bei ganz argen Sünden, die ich mir zu schulden kommen ließ, still weinte, brach mir fast das Herz. Wenn auch mein Vater beanspruchte, die Familienangelegenheiten zu entscheiden und oft wegen geringfügiger Dinge heftige Szenen hervorrief, schließlich, wenn das Wetter vorübergezogen, ging doch alles nach dem Willen meiner still, aber mit Ausdauer ihre Ansichten vertretenden Mutter. Und wie verstand sie die schmalen Einkünfte zu verwalten, daß immer noch etwas in die Sparkasse gelegt werden konnte! Wie viel trug sie selbst durch ihre eigenen Leistungen zur Vermehrung der Nebeneinkünfte bei! — — — — — Für mich war ihre Erscheinung, der sanfte Laut ihrer Stimme, ihr unaussprechlich liebevoller Blick etwas Überirdisches, Engelhaftes. Wenn sich ihre Hand auf mich legte, war ich beruhigt, wenn ich mich vorher noch so unbändig stellte. Ich erinnere mich, wie ich als achtjähriger Junge, von einem heftigen Scharlach-

fiieber ergriffen, vor den beängstigenden Schreckbildern der erhitzten Phantasie keine Ruhe bei Tag und Nacht finden konnte. Da wachte sie an meinem Bette und hielt mein Händchen fest. Das beruhigte mich sofort; die Krisis trat ein, und ich hatte fortan das Gefühl, meine Mutter habe mir damals das Leben gerettet. Daß ich ihr auch mein geistiges Leben zum größten Teil verdanke, wird der weitere Bericht zeigen. Sie hat ja, Gott sei Dank, die Freude gehabt, das, was sie gesät hatte, auch aufgehen zu sehen. Sie hat meine weiteren Schicksale mit klarem Geiste und innig teilnehmendem Gemüte verfolgen und meine Söhne noch alle drei als gute Großmutter herzen können.' Neben der Mutter war es ihr Bruder Karl Rossel, dem Hermann die größten Verdienste um seine geistige Entwicklung zuschreibt. Von ihm wird er den ersten Begriff von griechischer Philosophie erhalten haben; denn dieser Oheim war der Verfasser einer stattlichen, sieben Bogen Quart umfassenden Dissertation *De philosophia Socratis*, die 1837 in Göttingen erschien und 'die Ansicht seines Lehrers Dissen über die geringe Bedeutung der xenophontischen Berichte zur Rekonstruktion der Lehre des Sokrates eingehend und überzeugend im einzelnen ausführte'. Karl Rossel war ein hochbegabter, grundgelehrter, auf den verschiedenen Gebieten der Geistes- und auch der Naturwissenschaften beschlagener Gelehrter. Dem Neffen ist nach seinem eigenen Zeugnis in seinem ganzen Leben kein Gelehrter begegnet, der in allen Fächern ein so umfassendes, sicheres und z. T. tief geschöpftes Wissen besessen hätte. Ihm verdankt er unendliche Anregung und reiche Belehrung auf den Wanderungen in der an geschichtlichen Denkmälern nicht armen Gegend seiner Heimat, in den Räumen des Altertummuseums oder in seiner eigenen Bibliothek. Niemand kannte damals die nassauische Landschaft so gut, und Niemand konnte ihre Reize so schildern wie er. Noch dem greisen Neffen erschien sein Oheim Rossel als das Muster eines gottbegnadeten Pädagogen. Leider riß ihn die Revolution von 1848 mit ihren Folgen aus der Gymnasiallehrerlaufbahn, die er mit dem reichsten Erfolge begonnen hatte, heraus (S. 4). Er wurde aber nach kurzer Tätigkeit als Elementarlehrer an einer Wiesbadener Handelsschule in ein Amt geführt, das für seinen wissenschaftlichen Sinn und seine ganzes Wesen, wie kaum ein anderes, geschaffen war. Er wurde Sekretär des Vereins für nassauische Altertumskunde in Wiesbaden, bearbeitete die römischen und mittelalterlichen Altertümer und machte auch Ausgrabungen, bei denen im Jahre 1858 ein Militärdiplom Kaiser Traians zutage kam, dessen Veröffentlichung durch ihn kein Geringerer als Theodor Mommsen noch in späteren Jahren gesprächsweise mit Ehren gedacht hat. Hermann nahm mit Eifer an allen Vorträgen teil, die der Oheim im Museum vor dem gebildeten Publikum über das römische Wiesbaden oder die Zeit

I. Herkunft und Kindheit.

der Pfahlbauten hielt. Er schreibt darüber: 'Auf der Rednerbühne war der sonst so ruhige und gemessene Mann wie verwandelt. Seine gewölbte, von spärlichem schwarzem Haar umrahmte Stirn schien dann zu leuchten. Seine sonst milde blickenden Augen hatten einen seltsamen, bestrickenden Glanz; ein Lächeln begleitete seine Rede, und die Worte flossen ihm nur so von den Lippen. Sein Vortrag war sehr belebt, eindringlich und bei aller wissenschaftlichen Haltung einfach und leicht verständlich. Er stellte gute Zeichnungen, Modelle, Originale des Museums, bei den Pfahlbauten auch eine eigene an Ort und Stelle erworbene Kollektion von Pfahlbautenaltertümern aus.' Die Verheiratung mit einer reichen Schweizerin gestattete ihm seine Liebe zu den heimatlichen Denkmälern auch dadurch zu betätigen, daß er die Burg Nollach bei Lorch ankaupte und ihren Zugang wieder herrichtete, daß er ehrwürdige Denkmäler des Mittelalters, wie den Lorcher Hochaltar, die Johanniskapelle zu Nieder-Lahnstein, das Rittermonument zu Cronberg wiederherstellen ließ. Auf diesen Pfaden hat ihn der Neffe oft begleitet. Dieser sah in diesem der geschichtlichen Wissenschaft mit allen Fasern ergebenden Oheim seinen zweiten Vater, der den in ihm früh erwachten wissenschaftlichen Sinn mit allen Mitteln förderte. Als Hermann die Universität Berlin bezog, begleitete ihn der treue Mann dahin, führte ihn am Tage seiner Abreise zu dem bekannten Buchhändler Weber am Gendarmenmarkt und sagte diesem: 'Dieser junge Mann kann halbjährlich für 20 Taler Bücher auf mein Konto beziehen.' Dies ward dann später auf Bonn übertragen und bildete mit anderen ihm vom Oheim geschenkten philologischen Büchern den Grundstock von Hermann Diels' großer Bibliothek, die sich jetzt im Besitze der Universitätsbibliothek zu Loewen befindet. Als der Oheim dann Sekretär der herzoglichen Landesbibliothek wurde, verschaffte er dem wissenshungrigen Neffen auch den Zutritt in die Säle dieser Bibliothek. In den Sommerferien 1865 wurde dieser sogar schon zu einer bibliothekarischen Arbeit herangezogen: ihm wurde die Bearbeitung der seit Jahrzehnten ungeordnet daliegenden Gymnasialprogramme, soweit sie die antike Literatur betrafen, übertragen. Er verrichtete diese Aufgabe so zur Zufriedenheit des alten Seebode, des 'Kerberos' der Bibliothek, daß er außer dem Lohn von 5 fl. noch alle Dubletten der Programme und als Zeichen besonderer Anerkennung einen Haufen alter Scharteken erhielt, 'darunter die in rot Chagrinpapier gebundene Festgabe für Böckhs Doktorjubiläum 1857, die elende Psellusausgabe, die Seebode nach einer Kopenhagener Abschrift des Fabricius veranstaltet hatte'. Als Karl Roszel am 2. Juli 1872 als Staatsarchivar in Idstein starb, genau einen Monat nach dem Tode des Vaters, erhielt er seine Ruhestätte auf dem Wiesbadener Friedhof neben diesem, und wenn

Hermann am Beginn seiner Schilderung Rossels schreibt: 'Da man sagt, daß der Neffe mit dem Mutterbruder äußerlich und innerlich oft eine überraschende Ähnlichkeit zeige, will ich versuchen, sein Bild so treu als möglich zu zeichnen. Man wird ja dann sehen, ob das alte Axiom hier etwa zutrifft,' so wird sein Biograph in seinem Sinne aussprechen müssen, daß es Karl Rossel war, der in dem Neffen das heilige Feuer der Wissenschaft anzündete und in seiner vorbildlichen Persönlichkeit auf den Schüler mehr gewirkt hat, als alle seine Lehrer am Wiesbadener Gymnasium.

Hermann Alexander Diels wurde am 18. Mai 1848 in dem kleinen Häuschen neben dem Bahnhofsgebäude zu Biebrich am Rhein geboren, wo sein Vater Ludwig damals Stationsvorsteher war. Sein älterer Bruder Wilhelm (geboren am 8. Mai 1846) starb bereits im Alter von vier Jahren an einer Gehirnentzündung. Dies schmerzliche Ereignis machte tiefen Eindruck auf den um zwei Jahre jüngeren Bruder. Die einzelnen traurigen Begebnisse jener Tage standen noch dem Greise lebhaft vor der Seele. Hermanns Geburt fiel in die aufgeregteste Zeit des 'tollen' Jahres. Das nahe Frankfurt schickte nach Biebrich starke Wellen der politischen Erregung und Begeisterung. Der Stationsvorsteher war zum Hauptmann der Biebricher 'Kompagnie der Nationalgarde' erwählt und brachte stets die neuesten Nachrichten über das Parlament und die Ereignisse in Frankfurt mit. Am 18. Mai um 9 Uhr sollte zur Feier der Eröffnung des Parlaments eine Truppschau der Biebricher Nationalgarde stattfinden; aber der sonst mit militärischer Pünktlichkeit seines Amtes waltende Hauptmann fehlte. 'Plötzlich, eine Viertelstunde nach neun, sahen die versammelten Krieger ihren Hauptmann mit großen Sätzen von der Akropolis von Biebrich, welche durch das Bahnhofsgebäude dargestellt wurde, herunterstürzen; in der Rechten schwang er den krummen Säbel und mit der Linken hielt er die Scheide, um nicht im Laufen gehindert zu sein. Schon von weitem rief er den Mannen zu: „Es ist e Bub!“ Und nun war die Freude der Kompagnie nicht zu beschreiben. „Der Mordsbub, grad auf den Parlamentstag kommt er an: den muß die ganze Kompagnie aus der Taufe heben.“ In dem Garten der 'Krone' wurde dann bei einem guten Glase 1846er feierlich beschlossen, daß der mit dem deutschen Parlament zugleich geborene Knabe den echt deutschen Namen 'Hermann' erhalten solle. Nicht weniger als vierzehn 'Patter' sollten als Vertreter der ganzen Kompagnie dem jungen Deutschen als Paten zur Seite stehen. Die Taufe fand schon am 14. Juni statt; vollzogen wurde sie von dem Pfarrer Dilthey, dem Vater von Wilhelm, Carl, und Lili Dilthey, der Gattin von Hermann Usener. So ist Hermann Diels schon durch seine Taufe mit der Familie Dilthey in nahe Beziehung

getreten. Von den vierzehn Paten aber wollte der ehrwürdige Pfarrer nichts wissen, und er trug nur vier Namen in das Kirchenbuch ein. Von diesen vier und den übrigen zehn hat Hermann außer von Friedrich Stritter, den er bei seiner Konfirmation im Jahre 1863 kennen lernte, nie wieder etwas gesehen. Die der Taufe folgende Festlichkeit soll der hohen Stimmung jener Tage gemäß sehr laut und geräuschvoll verlaufen sein und war der Großmutter Rossel wenig angenehm. Nur sein erstes Lebensjahr verbrachte Hermann in Biebrich; schon ein Jahr nach seiner Geburt wurde der Vater nach Wiesbaden versetzt. Die ersten Jahre verlebte der Knabe in dem Häuschen am Bahnhofe in der Mainzer Straße, wo er sich in dem hübschen Garten mit dem älteren Bruder gründlich austoben konnte. Der Tod des letzteren brachte große Trübsal in die Familie. Die Mutter war schwer gebeugt und litt unsäglichem Schmerz um ihren toten ältesten Sohn. Um der Stätte ihres tiefen Leids zu entfliehen, siedelte die Familie schon im Herbst 1850 ins obere Stockwerk des großelterlichen Hauses in der Nerostraße über. Hier wurde den Eltern das letzte Kind, eine Tochter, die den Namen Pauline erhielt, geboren. Hinter dem Hofe des Hauses lag ein schöner Garten, in dem ein großer Vogelbauer mit einem gelehrigen Raben angebracht war und ein stattliches Bienenhaus stand, in dem man das Treiben der Bienen durch Glasscheiben beobachten konnte. Leider wurde aber diese Wohnung, die dem Greise noch in der Erinnerung als ein Dorado vorschwebte, schon nach einem Jahre verlassen, da der Vater endlich die ihm zustehende Dienstwohnung am Bahnhofsgebäude mit seiner Familie beziehen konnte. Sie lag am östlichen Ende der Rheinstraße. Auch hier war ein großer Garten, den der Vater emsig pflegte. Weintrauben, Melonen, Tomaten und anderes Obst gediehen hier prächtig. Das freie Leben in diesem Gartenidyll wurde aber bald dadurch gestört, daß Hermann in eine Spielschule geschickt wurde. Darauf besuchte er von 1854—1858 die Mittelschule. In die Vorschule des Gymnasiums wollte ihn der Vater nicht schicken, da er überhaupt das humanistische Gymnasium als Erziehungsstätte seines Sohnes nicht wünschte. Dieser erzählt launig, daß sich schon auf der Mittelschule ein Defekt seines Hirns gezeigt habe, das Verse nur schwer sich merken und nie ganz sicher reproduzieren könne. 'Auch das Steckenbleiben in ausgezeichnet memorierten Reden ist mir in dem späteren Schülerleben bei öffentlichen Vorträgen nicht erspart geblieben. Ich habe daher nach der Schulzeit jegliches Memorieren von Reden aufgegeben.' Auch 'der Mangel mathematischer Begabung' habe sich schon auf der Mittelschule gezeigt. Vom siebenten Jahre ab unterrichtete der Vater nach einer ganz unfruchtbaren Methode seinen Sohn im Französischen, glaubte aber bald eine nur geringe Begabung für die Erlernung einer

fremden Sprache bei dem Knaben feststellen zu müssen, brach den Unterricht nicht nur ab, sondern bestimmte für seinen Sohn sogar den kaufmännischen Beruf, indem er sich auch auf das Sprichwort berief: 'Je gelehrter, desto verkehrter.' Schließlich siegte die Ansicht der Mutter, die dringend den Besuch des 'Gelehrten-Gymnasiums' wünschte. Aber der Vater verlangte doch eines noch; der Sohn solle daneben ein Handwerk erlernen. So lernte Hermann bei einem Meister namens Filius die Buchbinderarbeit. Der aufgeweckte Knabe lernte hier auch die Persönlichkeiten der Handwerker kennen, stellt dem einen Altgesellen ein glänzendes Zeugnis aus, während er an dem zweiten Gesellen Unpünktlichkeit und Unwahrhaftigkeit scharf tadelt, durch die schon nach seiner damaligen Auffassung das einst blühende Geschäft von Filius immer mehr zurückging, so daß es schließlich verkauft werden mußte. 'Dies ist auch der Hauptfehler unseres ganzen Handwerkerstandes. Die Wahrheit ist eben der Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden und Erfolge.' Außerordentlich anschaulich schildert nun der Sohn weiter, wie die Eltern, nachdem der Besuch des Gymnasiums feststand, vorsorglich Mittel für sein Studium zu gewinnen versuchten, wie der Vater ein Zigarrengeschäft auf dem Bahnhof begründete, dem aber nur ein Mißerfolg beschieden war, wie ebenso die Anlage einer Seidenraupenzucht mißlang, wobei man sich wohl an dieselben Bestrebungen von Goethes Vater in Frankfurt erinnert, wie es jedoch die Mutter glänzend verstand, junge Leute, auch Franzosen, die das Deutsche lernen wollten, als Pflinglinge in ihrem Hause zu betreuen oder auch einzelne Räume der Wohnung an 'Kurfremde' zu vermieten. Manchen Spargroschen konnte sie da in den 'Studentenfonds' tun und hatte später, als Hermann die Universität bezog, die Genugtuung, daß dieser nicht 'nur anständig für acht Semester Studium' reichte, sondern, daß auch noch eine hübsche Summe für eine viermonatliche italienische Reise nach Erledigung der Promotions- und Staatsprüfungen übrig blieb. 'Dies verdankt' ich meiner Mutter' schließt der Abschnitt über den Aufenthalt auf der Mittelschule, in der sich Hermann bereits so hervortat, daß ihr Leiter Frankenbach dem Knaben ein günstiges Prognostikon ausstellte und den Besuch des Gelehrten-Gymnasiums und nicht der Handelsschule, welcher der Vater seinen Sohn anvertrauen wollte, dringend empfahl.

Ist es bei Hermann Diels ein naher Verwandter, in dem man das hohe Vorbild seiner Jugend erkennt, so sind es bei Carl Robert Urgroßvater, zwei Großväter, der Vater und, wie bei Diels, auch ein Oheim mütterlicherseits, deren Beispiel ihn von Jugend auf zur Wissenschaft und zur akademischen Lehre trieb. Robert hat in den Jahren seiner

Entwicklung nur akademische Luft geatmet, und so ist es erklärlich, daß es wohl kaum noch einen Universitätsprofessor in Deutschland gegeben hat, der mit der alten akademischen Tradition so verwachsen war wie er.

Die Familie sowohl des Vaters wie der Mutter stammt aus Frankreich, und man geht nicht fehl, wenn man Roberts starkes Temperament, das zu seinem innersten Wesen gehörte, aus dieser Abstammung erklärt. Der väterliche Stammbaum beginnt mit Jean Robert († 14. Februar 1720), der nach Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 mit seiner Gattin und zwei Kindern aus seiner Vaterstadt Henrichemont nach Kassel kam, wo der seines Vermögens beraubte Mann von dem Landgrafen Carl im Jahre 1689 zum Sekretär bei der französischen Kanzlei ernannt wurde. Ein Enkel dieses Mannes war Carl Wilhelm Robert, der am 21. März 1740 zu Kassel geboren war und 1764 Professor der Theologie in Marburg wurde. Als Konsistorialrat und Inspektor der reformierten Kirchen und Schulen des Oberfürstentums gewann er großen Einfluß und war auch literarisch eifrig tätig. Seine Beschäftigung mit dem klassischen Altertume bezeugt ein Marburger Universitätsprogramm aus dem Jahre 1780, in dem er einige Gedanken über Eutropius und 'dessen vorzüglichsten Gebrauch in Schulen' aussprach. Dem Toten hat Friedrich Creuzer im Auftrage der Universität Marburg eine Schrift gewidmet, die den Titel trägt *Memoria Caroli Wilhelmi Roberti, Theologiae, Juris utriusque et Philosophiae doctoris, in supremâ Provocationum curiâ, quae Cassellis est, Consiliarii, Societatis Antiquariorum eius urbis Collegae; quondam Jurisprudentiae et Philosophiae ethicae in Universitate Marburgensi literaria Professoris; ordinis Iureconsultorum adsectoris inque Collegio, quod Revisionum dicitur, Iudicis*. Aus dieser Fülle an Ämtern erkennt man die Vielseitigkeit und den Tatendrang des gelehrten Mannes, der im Jahre 1778 zum Aufsehen der Universität und weiterer Kreise von der Theologie zurücktrat und Jurist wurde, wozu er sich längst im Stillen mit großer Energie vorbereitet hatte. Er wurde dann bald in Marburg Professor der Rechte und der praktischen Philosophie. Seine überraschende Umsattelung begründete er mit dem offenen Bekenntnisse, daß er dem von ihm abgelegten heiligen Eide nicht länger ein Genüge leisten könnte, ohne seinem moralischen Charakter den größten Nachteil zuzufügen. Nachdem er schon als Professor der Theologie zweimal, als Professor der Philosophie einmal Prorektor der Universität geworden war, wurde er es noch dreimal als Professor der Rechte. 1797 siedelte er als Oberappellationsrat nach Kassel über. Sein Sohn Georg Friedrich Carl Robert (geb. 2. Mai 1765, gestorben 20. Dezember 1833), Carls Großvater, war so hochbegabt, daß er schon in seinem vierzehnten Lebens-

jahre als *iuris utriusque studiosus* immatrikuliert werden konnte. Auch ihm war eine ehrenvolle akademische Laufbahn beschieden. Er wurde noch in der Marburger Zeit seines Vaters außerordentlicher und 1793 ordentlicher Professor der Rechte und kurz vor dessen Weggang nach Kassel auch Prorektor. In den schwierigen, traurigen Zeiten der Besetzung von Hessen durch die Franzosen war er es, der für seine stark gefährdete Universität mannhaft eintrat und als ihr Deputierter ihre Würde wahrte. Manche heikle politische Mission erfüllte der tatkräftige Mann, dem immer neue Aufgaben und neue Ehren zufließen. Im Jahre 1815 wurde er vom Kurfürsten Wilhelm I. zum Vizekanzler der Universität ernannt. Er sprach und handelte aus reinem Wahrheitsdrang nur nach seiner Überzeugung und war zu keinerlei Kompromissen je geneigt, worin ihm sein Enkel vollkommen glich, dem alle Kompromisse stets zuwider waren. Carls Großvater blieb seinen Grundsätzen immer treu und 'übersah', wie es in dem Neuen Nekrolog des Deutschen heißt, 'bemitleidend die Schwächen seiner Gegner, welche vielen seiner Schritte eine falsche Deutung zu geben wußten.' Von seinen vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, war Carls Vater Ferdinand der jüngste Sohn (geboren am 29. Mai 1814). Auch er war Professor in Marburg wie sein Vater und Großvater, aber nicht der Rechte, sondern außerordentlicher Professor der Chirurgie. Er siedelte 1853, da er sein akademisches Ziel nicht erreichte, nach Koblenz über; dann 1863 nach Wiesbaden, wo er im Jahre 1878 als vielbeschäftigter und hochgeschätzter Arzt an einer Nierenentzündung gestorben ist.

Gehören zu den Charakterzügen der männlichen Linie vor allem eiserne Energie, Pflichterfüllung bis zum äußersten, unerschütterliches Eintreten für das einmal als wahr und richtig Erkannte, großes Organisationstalent, lauter Wesenszüge, die auch Carl Robert eigneten, so hat auch dieser die Frohnatur und Lust zum Fabulieren aus dem mütterlichen Geschlecht empfangen. Der Stammbaum der Mutter ist noch höher hinauf zu verfolgen als der des Vaters. Er beginnt mit Thomas de Nidrum, der am 14. Mai 1458 gestorben ist und mit Agnes de Bellevaux vermählt war, und dessen Kinder den Namen 'de la Porte' führten, der wahrscheinlich von einer Ortschaft in der Eifel herrührt. Sire Remy de la Porte ist 1513 als Doktor der Theologie und höherer katholischer Geistlicher gestorben. Der Name der Mutter Carl Roberts 'd'Outrepont', oder, wie er ursprünglich hieß, 'd'Outrelepont' taucht zuerst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf. Auch dieser Name ist von einer Ortschaft, vielleicht von der Vorstadt Malmedys, Outrelepont, herzuleiten; denn in Malmedy sind die d'Outrelepons lange ansässig gewesen. Es waren reiche Industrielle, Lederfabrikanten, Weinbauer, Champagnerfabrikanten. Carl Roberts Großvater war Joseph Ser-

vatus d'Outrepoint, der sich am 10. Oktober 1813 mit Helene von Zwehl vermählte, die aus Vallendar bei Koblenz stammte. Über ihn ist im Jahre 1913 eine ausführliche Lebensbeschreibung von Professor Georg Burckhard in Würzburg erschienen. Servatius d'Outrepoint war ein Schüler Johann Christian Reils. Er war mit einer Dissertation '*De perpetua materiei organico-animalis vicessitudine*' in Halle am 19. Oktober 1798 promoviert worden und hat hier auch schon während seiner Studienzeit ein Spital geleitet. Später wurde er ein bahnbrechender Gynäkologe, 'ein Altmeister der Entbindungskunde', eine Zierde der Universität Würzburg, wo er hochgeehrt am 7. Mai 1845 gestorben ist. Seine französische Staatsangehörigkeit hat er erst im Jahre seiner Vermählung aufgegeben. Der hervorragende Mediziner zeichnete sich durch dreierlei aus, was hervorgehoben sei, damit man auch hier des Ahnherrn Züge im Enkel wiederfindet: eine große Sprachenkenntnis, die Liebe zu seinem Wiener Lehrer Johann Lucas Boër, für den er noch als Greis mannhaft und pietätvoll eintrat, ungerechte Angriffe auf den Wiener Meister der Geburtshilfe abwehrend, und die Begeisterung für die Kunst. Das Haus d'Outrepoint in Würzburg war eine Pflegestätte der Kunst. Joseph Servatius und seine Gattin hatten eine große Vorliebe für das Theater. Frau Professor d'Outrepoint wurde von Sängerinnen und Schauspielerinnen um Rat gefragt, wenn sie Königinnen und Hofdamen spielen mußten. Richard Wagners Bruder Albert hat viel im d'Outrepointschen Hause verkehrt und wahrscheinlich auch der berühmte Tondichter selbst, als er als Zwanzigjähriger hier seine Oper 'Die Feen' schrieb. Nahen Verkehr hatte das Ehepaar auch mit Schillers jüngster Tochter Emilie, die mit ihrem Gatten, dem Freiherrn von Gleichen-Russwurm, auf Schloß Greifenstein bei Würzburg wohnte, und der d'Outrepoint in schwerer Stunde beigestanden hatte. Zum Zeichen der Dankbarkeit erhielt der hilfreiche Arzt die Kopie des Graffschen Schillerporträts, das jeder kannte, der sich in Carl Roberts Arbeitszimmer aufhielt. Der Großvater ist schon fünf Jahre vor der Geburt des Enkels gestorben. Aber die Großmutter Helene von Zwehl hat noch lange gelebt und den Enkel in die Welt der Dichter und Märchen eingeführt. Die geistreiche Frau hat stark auf ihn gewirkt. Sie vor allem scheint ihm die deutsche Art, die deutsche Empfindung zuerst vermittelt zu haben. Seine älteste Tochter hat der dankbare Enkel nach ihr benannt. Schon am 15. Mai 1866 ist die Tochter der beiden, Cathérine, Roberts Mutter, nach langen schweren Leiden gestorben. Sie hat nur dies einzige Kind gehabt, das am 8. März 1850 zu Marburg geboren ist. Auf ihren und ihrer Familie Wunsch ist es katholisch auf die Namen Carl Georg Ludwig Theodor Herweg Joseph getauft worden. Der Vater heiratete nach ihrem Tode im Jahre

1866 Marie Neumeister, deren jüngere Schwester Clara Carl Roberts Frau wurde. Sie schenkte ihrem Gatten noch eine Tochter Anna, mit der Robert allzeit in treuester brüderlicher Liebe bis zu seinem Tode verbunden war. Marie Neumeister war die Freundin der verstorbenen Mutter und Schwester eines Koblenzer Schulfreundes des jungen Robert. Ich kann es mir nicht versagen, den schönen Brief hier mitzuteilen, den der Sechzehnjährige an seine in Koblenz bei ihren Eltern weilende zweite Mutter nach der Verlobung geschrieben hat: 'Wiesbaden den 20. Juni. Geehrtes Fräulein. Wenn nach zwei so harten und so schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen¹⁾ noch ein Ereignis freudig auf mich wirken kann, so ist es die Begebenheit, die mir erlaubt, Sie bald mit einem schönern Namen nennen zu dürfen, und in welcher ich das Glück meines so hart geschlagenen Vaters erblicke. Sie wissen, was ich verloren habe, und auch Sie haben ja in meiner guten Mutter eine treue, warme Freundin verloren. Diesen Verlust meinem Vater und mir zu ersetzen und den heftigen Schmerz zu lindern, sind nur Sie — Sie allein im Stande. Durch die Bande langjähriger Freundschaft miteinander verknüpft, haben unsere Charaktere einander kennen und lieben gelernt, und im vertraulichen Umgang haben sich die etwaigen widerstreitenden Elemente der Charaktere ausgeglichen, so darf ich hoffen, daß meinem Vater an Ihrer Seite ein glückliches Leben zu Theil werden wird; ich werde Sie, als die Schwester meines besten Freundes, den Beistand und Trost meines Vaters, vor Allem aber als die Freundin meiner guten Mutter mit Freuden als zweite Mutter aufnehmen, und verspreche Ihnen, soviel in meinen schwachen Kräften steht, die festeste Stütze und der treueste Beistand zu sein. Möge meine gute Mutter segnend herniederblicken auf das schöne Bündnis und zu Gott flehen, daß er Ihnen Muth und Stärke verleihe zu Ihrem neuen Berufe! Vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen noch eine Bitte ans Herz lege, und nehmen Sie sie an als den ersten Beweis meines Vertrauens zu Ihnen, daß ich Sie schon gleich um Etwas bitte. Mein armer Onkel hat durch die beiden Schläge des Schicksals jede Leitung, deren er so sehr bedarf, und das verloren, worauf sich seine ganze Liebe concentrirte. Seien Sie ihm eine zweite Schwester; seien Sie ihm eine Leiterin, wie es nur eine zarte Frauenhand sein kann, und versprechen Sie mir, daß, soweit es in unseren Kräften steht, wir zusammen dahin wirken wollen, daß sein Schicksal sich nie von dem unsrigen trennen soll. Nochmals, ich heiße Sie als zweite Mutter willkommen. Grüßen Sie herzlich Ihre Ältern von mir und seien Sie meines vollkommenen Vertrauens versichert. Gott segne Sie! Carl Robert.' Das, was der Knabe hier gelobt, hat der Mann,

¹⁾ Außer der Mutter war auch die Großmutter d'Outrepoint gestorben.

den seine Stiefmutter noch kurz überlebt hat, bis zu seinem Tode in unerschütterlicher Liebe und Treue gehalten. Der in dem Briefe erwähnte Oheim war der Bruder seiner Mutter, Ludwig d'Outrepoint, an dem der Neffe stets mit größter Pietät gehangen hat, was nichts besser beweist als die Tatsache, daß er noch 1913 seine eigene Übersetzung von Molières 'Arzt wider Willen', die für eine Aufführung eines mitteldeutschen Ärztetages in Lauchstädt bestimmt war, unter dem Decknamen Ludwig d'Outrepoint herausgab. Ludwig d'Outrepoint war Jurist, hatte aber von seinen Eltern ein großes, warmes Interesse für Kunst und Wissenschaft geerbt. Er gab nach dem Tode seines Vaters seinen Beruf als Rechtspraktikant auf, zog mit seiner Mutter, die in der Nähe der einzigen Tochter sein wollte, aus Würzburg erst nach Koblenz, dann nach Wiesbaden, und starb hier unvermählt im Jahre 1876. Mit ihm ist der Name d'Outrepoint, wie Georg Burckhard, der Biograph seines Vaters, sagt, ausgestorben. Dieser Oheim nahm aber in Carl Roberts Leben offenbar dieselbe Stelle ein wie Onkel Rossel im Leben von Hermann Diels. Beide Male sind es die Brüder der Mutter, die den Neffen die reichste Anregung in der Kindheit gegeben haben.

II. Auf dem Wiesbadener Gymnasium.

Hermann Diels ist Schüler des Wiesbadener Gymnasiums von 1858 bis 1867 gewesen, Carl Robert von 1863 bis 1868. Sie waren in den höheren Klassen oft Klassengenossen, da in manchen Gegenständen in der Sekunda und in der Prima Kombinationen stattfanden. Sie haben meist dieselben Lehrer gehabt und stimmten in ihrem Urteil über diese völlig überein. Zu ihren Schulgenossen gehörten der berühmte Sprachforscher Carl Brugman, der Germanist August Fresenius (gestorben am 21. Juni 1924 in Wiesbaden) und Leopold Brunn, ein Neffe von Heinrich v. Brunn, der sich später durch eine Dissertation *De C. Licinio Muciano* (Leipzig 1870) und mehrere kleinere archaeologische Abhandlungen bekannt gemacht hat, dann aber als Oberlehrer am Stettiner Stadtgymnasium durch Selbstmord in einem Walde bei Wiesbaden am 4. April 1882 traurig geendet hat¹⁾.

Das Wiesbadener humanistische Gymnasium hieß 'Herzogliches Nassauisches Gelehrten-Gymnasium' zum Unterschiede von dem

¹⁾ Hierzu vgl. Königliches Gymnasium zu Wiesbaden. Festschrift zur Gedenkfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Anstalt. Inhalt: 1. Geschichte des Wiesbadener Paedagogiums. Erster Teil. Von Direktor Dr. Paehler. 2. Verzeichnis aller Lehrer des Paedagogiums (1817—1844) und des Gymnasiums (1844—1894). Von Prof. Dr. Spieß. 3. Verzeichnis aller Abiturienten des Gymnasiums von 1847—1894. Vom Direktor. Wiesbaden, L. Schellenbergsche Hofbuchdruckerei 1894.

Realgymnasium, mit dem es bis Tertia gemeinsamen Unterbau hatte. Es lag an der Westseite des Luisenplatzes; gerade gegenüber lag das Realgymnasium. Das humanistische Gymnasium war erst im Jahre 1844 aus dem früheren Pädagogium zur Vollanstalt entwickelt worden. Sein erster Leiter war Wilhelm Carl Lex (geb. 1795), Direktor der Anstalt von 1839—1862. 'Er erschien den Knaben stets als der Typus einer längst vergangenen Zeit. Eine hohe Gestalt mit scharfer, spitzer Nase, das kahle Haupt mit einer schwarzen Perrücke bedeckt, die mit zwei spitzen Dreiecken sich in die Schläfen bohrte, erschien der Direktor halb als Vogelscheuche halb als Schreckbild. Die Schüler, die es liebten, ihre Lehrer alle mit Kosenamen zu belegen, nannten ihn 'Spitzo'. Er wohnte im Gebäude selbst, und wenn die lärmenden Schüler in den Klassen seinen schlürfenden Gang über den Korridor hin schallen hörten, rief einer dem andern zu: 'Will, anitzo kommt der Spitzo!' Neben anderen altfränkischen Gewohnheiten hatte dieser Musterpedant auch die, bei seinen Übersetzungen aus den Klassikern möglichst altertümliche Wörter wie 'itzo' usw. zu verwenden.' Fast von allen seinen Lehrern hat Diels kein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen und ihre pädagogische Unfähigkeit stark betont. Von dem Unterricht des grundgelehrten Vertreters der Naturkunde und Mathematik, Professor Ludwig Kirschbaum (geb. 1812), der in allen Klassen unterrichtete und als das größte Original des Lehrerkollegiums geschildert wird, urteilt Diels: „Es war das Muster eines Unterrichts, wie er nicht sein soll.“ Diels schildert sich selber als einen Jungen, der zu allerlei Unfug neigte und deshalb von den Lehrern 'nicht mit Sammetpfötchen' angefaßt wurde. Großen Eindruck hat aber auf den Knaben der Religionsunterricht des Pfarrers Diez gemacht, der in diesem Fache von Quinta bis Prima unterrichtete, während er den Gewinn aus den Konfirmandenstunden des Pfarrers Köhler sehr gering anschlägt. Diels war noch nicht vierzehn Jahre alt, als er sich eine Frage gestattete, die für den aufgeweckten, über religiöse Probleme nachdenkenden Knaben charakteristisch ist. Unter den vielen Beweisen für den göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift wurde in einer Konfirmationsstunde auch ihr Selbstzeugnis angeführt. Hermann fragte, ob dieser Beweis auch nicht für den Koran gefaßt werden könne. 'Köhler wurde etwas rot, ich weiß nicht, ob aus Verlegenheit oder aus Zorn über den frechen Einwurf, antwortete aber dann: „Da die Heilige Schrift immer in allen anderen Punkten die Wahrheit sagt, so muß sie es auch in diesem Punkte tun!“ Damit war die Sache abgetan. Meine kritischen Zweifel verschloß ich in meinem Busen, und da der Hauptteil des Unterrichts glücklicher Weise auf die praktische Seite des Christentums gelegt und ein sittlicher Lebenswandel als die Hauptsache geschildert wurde, so ward

ich damals (ich war noch nicht ganz vierzehn Jahre alt bei der Einsegnung) als gläubiger Christ in die Gemeinde aufgenommen.'

Das Frühjahr 1863 bedeutet für Diels und Robert, der damals in das Wiesbadener Gymnasium eintrat, einen Wendepunkt insofern, als sie den griechischen Unterricht bei einem Lehrer erhielten, den Diels als den bedeutendsten der Anstalt bezeichnet hat, und dem auch Robert und Brugman immer ein dankbares Gedächtnis bewahrt haben. Dieser war Professor Emanuel Bernhardt, der, 1821 in Raubach (Kreis Neuwied) geboren, in Göttingen und Marburg studiert hatte und seit Ostern 1846 am Gymnasium zu Wiesbaden tätig war. Später wurde er Direktor in Verden a. d. Aller und zuletzt in Weilburg, wo er 1892 gestorben ist. 'Er ist der einzige Lehrer des Gymnasiums (abgesehen von dem Anstaltsgeistlichen), der bei allen Schülern unbedingten Respekt, wenn auch nicht gerade Liebe genossen hat.' Diels schildert ihn weiter so: 'Die einzige Schwäche, die er in früheren Jahren gehabt haben soll, Papierstreifen während des Unterrichts in den Fingern hin und her zu rollen und daraus Pfeifenanzünder (sogenannte Spinther im dortigen Schuljargon) zu drehen, hatte er sich zu meiner Zeit völlig abgewöhnt. Aber der Name 'Spinther', was die Volksetymologie als 'spinndürr' erklärte, war ihm aus alten Zeiten geblieben. Denn er war damals eine schlanke Gestalt mit hagerem Gesicht, spitzer Nase und spitzen Fingern, die er den Schülern beweisend oder drohend entgegenstreckte, und noch spitzer war die scharfe, stark artikulierende und etwas durch die Nase sprechende Stimme. Wenn er dann über den Rand seiner goldenen Brille hinweg einen Schüler von seitwärts mit etwas spöttischem Gesichtsausdruck anblickte, meinte man, man würde bis ins innerste Mark durchschaut. Während es von Septima bis Prima in Folge des Schlendrians üblich war, bei allen Lehrern sich durch Ablesen herauszuhelfen, versuchte das Niemand bei Bernhardt. So hielt er allein in den Oberklassen das Gymnasium in Zucht, da der Direktor, der nach dem Abgang des alten Lex an seine Stelle trat, Karl Schwartz, seiner Stellung in keiner Weise gewachsen war. Bei Bernhardt also hatten wir in Sekunda Latein und Griechisch. Er führte uns in die Welt Homers ein, nachdem wir schon in Tertia die Elemente davon kennen gelernt hatten, und ließ uns teils in der Schule teils in streng kontrollierter Privatlektüre alle Bücher lesen. Er selbst war gerade damals, nachdem er früher ein gutes Programm über die griechische Periode geschrieben hatte, zur Homerforschung übergegangen und versuchte in einem weiteren Programm mit dem Lichte der neuentdeckten vergleichenden Sprachwissenschaft einige dunkle Etyma der homerischen Sprache aufzuhellen. Er wurde wegen dieser wissenschaftlichen Verdienste 1890 von der Universität Marburg mit dem Ehren-

Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 2

doktordiplom ausgezeichnet. Von den eignen gelehrten Forschungen ließ dieser ausgezeichnete Philolog wenig in den Unterricht einfließen. Aber jeder fühlte, daß er Latein und Griechisch ebenso wie seine Schüler aus dem Grunde kannte. Er brachte den Sekundanern eine sichere grammatisch-stilistische Schulung bei, und da er die schriftlichen Übungen sorgfältig korrigierte und mündlich erläuterte, so bekamen die besseren Schüler den Ehrgeiz, die Zufriedenheit des strengen Lehrers sich durch sorgfältige Arbeit zu erwerben. Die sonst in dieser Schule unerhörte Gespanntheit in den Stunden, die der Gefürchtete abhielt, sorgte übrigens dafür, daß kein Wort verloren ging, und vieles davon ist mir durch das ganze Leben haften geblieben. Bernhardtts Unterricht während dieser beiden Sekundajahre hat mir für später die feste Grundlage der Grammatik der klassischen Sprachen gegeben, die wenigstens im Latein während der Primajahre nicht weiter geführt worden ist.'

Aber Diels urteilt schließlich doch, daß für seine innere Entwicklung in den beiden Sekundajahren viel wichtiger als der Unterricht das gewesen sei, was er als 'Allotria' zu Hause trieb. Er hatte sich in dieser Zeit an einige in der Nachbarschaft wohnende Schüler des Realgymnasiums angeschlossen und an deren physikalischen und chemischen Studien und kleinen Hausexperimenten teilgenommen. 'Mein sehnlichster Wunsch war damals, mich auch in dieser Weise in der Naturwissenschaft, die auf unserem Gymnasium durch den Professor Kirschbaum wenig erfolgreich gelehrt wurde, vervollkommen zu können. Ich hatte zu diesem Zweck mein Taschengeld von wöchentlich 6 Kreuzern (18 Pfennig) aufgespart, und der Zufall wollte es kurz vor Weihnachten 1863, daß ein älterer Mitschüler des Gymnasiums, der von seinen wohlhabenden Eltern eine Kollektion von chemischen Reagentien und das Lehrbuch von Regnault-Strecker erhalten hatte, dieser Studien überdrüssig wurde und mir für billigen Preis die ganze Sammlung abtrat. Mein Taschengeld reichte gerade hin, den Schatz zu erwerben. Ich bat nun meinen Vater, der nicht ungerne sah, daß ich mich um diese praktische Wissenschaft bemühte, mir zu Weihnachten die nötigen Retorten, Kolben, Glasröhren und Reagenzröhrchen anzuschaffen. Eine Spirituslampe ward einer alten Teemaschine entnommen, und auf dem großen Boden ward in einer geräumigen Kammer das Laboratorium aufgeschlagen. Ich ging nun methodisch nach Regnault-Strecker die verschiedenen Elemente durch und machte der Reihe nach die Experimente, die dort beschrieben waren. Ich stellte Sauerstoff aus Quecksilberoxyd dar, entwickelte Wasserstoff aus einem alten Zinklech, das auf dem Boden lag, indem ich Schwefelsäure zugoß, roch dann das sich aus dem mütterlichen Kochsalz entwickelte Chlorgas und freute mich an dem violetten Joddampf. Kurz ich probierte allmählich die anorganische

Chemie an der Hand des klar geschriebenen Lehrbuchs und seiner Abbildungen durch, prägte mir die Formeln ein und erfreute mich an der schönen Gesetzmäßigkeit der Atomtheorie. Ich versuchte auch in die organische Chemie einzudringen; aber hier reichten meine Apparate und Geldmittel nicht weit, und so verfiel ich auf die Technologie. Ein französisches Rezeptbuch für Herstellung von allerlei Seifen und Parfümerien, das sich unter den Büchern meines Vaters vorfand, fiel mir in die Hand. Danach setzte ich Kölnisches Wasser und parfümierte Seifen zusammen. Dann, als auch da nicht weiterzukommen war, verfiel ich auf die technische Literatur und holte mir von der Landesbibliothek unter gütiger Mitwirkung des dort tätigen Onkels Rossel während des Sommers 1864 zwanzig bis dreißig Jahrgänge von Dingers Polytechnischem Journal nach Hause, aus denen ich alle neuen Erfindungen mir ausschrieb, die ich hoffte dann mit einfachen Mitteln zu Hause ins Werk setzen zu können. Namentlich einfache galvanische und elektrische Apparate und dergleichen nahmen mein Interesse in Anspruch. Ich konstruierte mir einen Galvanisierungsapparat und kopierte Münzen usw., indem ich Kupfer darauf niederschlug und dergleichen. So glaubte ich, und auch meine Eltern, die damit sehr einverstanden waren, ich würde mich künftig der Chemie widmen. Allein da ich mit den knappen Mitteln meiner Taschengelder und den elementaren, so erworbenen Kenntnissen nicht weit reichte, so nahm unvermerkt die Richtung meiner Studien eine andere Wendung.'

Daß Hermann Diels zum Segen unserer Wissenschaft klassischer Philolog geworden ist, der freilich als solcher gerade auch die Erforschung der Naturwissenschaft der Alten ganz außerordentlich gefördert hat, verdanken wir neben dem Unterricht Emanuel Bernhards seiner intensiven privaten Beschäftigung mit griechischen und lateinischen Schriftstellern, deren Werke er in der Dachkammer des großelterlichen Hauses als Hinterlassenschaft seines geliebten Onkels Rossel, der sich inzwischen verheiratet hatte, fand. Der schlechte deutsche Unterricht des 'faulen Konrektors' Bogler hatte ihn auf Quintilian geführt, von dem er eine Ausgabe in jenem Bücherdepot fand. Er fand freilich das von Bogler zitierte Kapitel nicht, dafür aber einen Schriftsteller, dessen erstes Buch ihn so fesselte, daß er rasch dieses und dann auch 'alle weiteren mit Heißhunger verschlang'. Als er in seiner Begeisterung an das zehnte Buch gelangte, in dem 'die griechischen und römischen Schriftsteller in Parade vorgeführt und kurz charakterisiert werden, da ging' ihm 'der Tempel der antiken Literatur in strahlendem Lichte auf'. Von diesem inneren Erlebnis ab datierte Diels seinen Entschluß, klassischer Philolog zu werden, und hat von da ab viele klassische Studien, z. T. mit Brugman und Robert zusammen, ge-

trieben. Die Tibullausgabe von Dissen, die Onkel Rossel mit aus Göttingen gebracht hatte, veranlaßte ihn zu der Abfassung eines deutschen Kommentars zu den Elegien. Auch übte er seine Lehrbefähigung durch das Erteilen von Privatunterricht. Er schildert in seinen Lebenserinnerungen ergötzlich sein Erlebnis mit einem jungen rheinischen Kohlenbaron.

Anders wie Diels hat sich Robert als Sekundaner auf sein künftiges Studium vorbereitet. Als er sah, daß seine Kenntnisse im Griechischen für den Unterricht bei Bernhardt nicht genügten, nahm er aus eigenen Stücken Privatunterricht bei einem jungen, gut vorgebildeten Lehrer. Es waren die Großen der Dichtung, die ihn anzogen. Diels schildert in seinen 'Jugenderinnerungen an Carl Robert', die er nach dessen Tode im März 1922 für mich aufgeschrieben hat, den um zwei Jahre jüngeren Freund als Schüler des Wiesbadener Gymnasiums folgendermaßen: 'Der Knabe fiel nicht nur durch sein hübsches, intelligentes Äußere (rote Pausbacken, üppige Locken, einen eigentümlichen strahlenden, aber oft seitwärts gerichteten Blick), sondern auch durch eigentümliche, bei der überwiegend protestantischen Jugend der Kurstadt unbekanntes Sitten auf. Wenn er morgens aus der Luisenstraße, wo das stattliche Haus seiner Eltern stand, nach dem wenige Schritte davon entfernten Gymnasium eilte, zog er regelmäßig, wenn er an der dort stehenden katholischen Kirche vorüberging, seine Mütze. Die Mitschüler lachten über diese Devotion. Ich sehe aber darin einen Grundzug seines Wesens, das vor allem Großen und Ehrwürdigen einen heiligen Respekt hatte. In dem Gelehrten-Gymnasium, das damals nur wenige gute Lehrer hatte, machte Robert bald gute Fortschritte. Ich war sowohl in der kombinierten Sekunda wie Prima ein Jahr lang mit ihm zusammen. Er und ein früh als Stud. phil. verstorbener Zickendraht zeichneten sich vor den Mitschülern ihrer Klasse durch Kenntnisse und Fähigkeit im Deutschen, Lateinischen und Griechischen aus. In den vielen Mußstunden, die der Gymnasialbetrieb uns ließ, las C. Robert in Sekunda besonders Goethes, Schillers und Shakespeares Dramen. Er kannte eine bedeutende Masse von Versen auswendig und trug sie, in seinem Zimmer auf und abgehend, im Sommer bei geöffneten Fenstern laut vor, so daß die Nachbarn auf den jungen Rezitator, dessen eben gewechselte Stimme noch etwas unrein klang, aufmerksam wurden. Der Rektor der gegenüberliegenden höheren Töchterschule, Dr. Fricke, der in der Nähe wohnte, nahm einmal, wie mir meine Frau später erzählte, die Gelegenheit wahr, seine jungen Damen in der Literaturstunde aufzufordern, sinngemäß und voll Feuer, wie er es von seinem Nachbarn, dem jungen Robert, oft hörte, die

klassischen Stücke vorzutragen. Der ideale Schwung des jüngeren Mitschülers hatte mich früh angezogen. Es entwickelte sich ein Freundschaftsverhältnis, so daß wir uns unsere gegenseitigen literarischen Liebhabereien mitteilten und auch keine Geheimnisse vor einander hatten. Es waren lyrische Gedichte nach Rückerts und Bodenstedts Manier.' Zu diesen Dielsschen Erinnerungen, verdanke ich einige Nachträge August Fresenius, der den Tod der beiden alten Freunde noch erlebt hat und leider sein Vorhaben, eigene Lebenserinnerungen zu schreiben, nicht mehr ausführen konnte. Nach Diels hat Robert damals Clara Neumeister, seine spätere, am 25. Februar 1852 geborene Frau, unter dem Decknamen 'Leila', den er Goethes Westöstlichem Divan entnahm, unter anderem also besungen:

'Rose, als du geboren wardst,
da sangen die Nachtigallen
und ließen am Busch und Zweigen laut
die jubelnden Lieder erschallen.
Leila, als du geboren wardst,
da schwiegen die Nachtigallen,
drum laß' ich heut an ihrer Statt
mein jubelndes Liedchen erschallen.'

Eine längere Fassung hat Fresenius aufbewahrt:

Wenn die Rose geboren wird,
singen die Nachtigallen,
senken das Köpfchen schwermutsvoll,
wenn ihre Blätter fallen.

Mädchen, da du geboren wardst,
mit dem Gazellenblick,
sang dir da keine Nachtigall
von der Liebe Glück?

Nein, du kamst mit dem letzten Schnee,
kamst von den Sternen nieder, —
wenn das Eis die Felder deckt,
schweigen die frohen Lieder.

Mädchen, singt keine Nachtigall
deine stillen Freuden,
will ich jauchzen bei deiner Lust,
weinen bei deinen Leiden.

Und dazu ein anderes Gedicht, das aus derselben Zeit stammt und offenbar auch seiner geliebten Leila, deren 'Gazellenaugen' er in seiner Lyrik gern preist, gilt:

Und herrscht auch finstre Nacht umher
 und toben feindlich die Wellen,
 und steh ich allein auch im wilden Meer,
 mein Kahn wird nicht zerschellen.
 Mir leuchtet im Herzen ein stolzes Licht,
 es durchbebt mich hoch, es verlöschet nicht.

Es liegt ein Land voll Sonnenglanz
 weit hinter den schwarzen Wogen:
 So duftig im fröhlichen Blütenkranz
 von üppigem Leben durchzogen.
 Mir sagt's das Herz, ich werde es sehn,
 im weiten Meere nicht untergehn.

Mehr als Rückert und Bodenstedts Einfluß hat Fresenius in Roberts Jugendpoesien, die der Freund z. T. aufbewahrt hat, den Heinrich Heines empfunden, auf dessen Tod Robert sogar ein Gedicht gemacht hat. Später gehörte Heine zu seinen entschiedenen Antipathien. Roberts großes Deklamationstalent zeigte sich auch in der Klasse. Nach dem Bericht im Schulprogramm trug der Untersekundaner Carl Robert im Jahre 1864 bei der Feier des Geburtsfestes S. Hoheit des Herzogs vor: 'Der Rhein als Gränze' von L. Stolberg; auch bei der Gedächtnisfeier der Schlacht bei Leipzig in demselben Jahre trug er zusammen mit dem Obersekundaner H. Lüdeking 'Die deutschen Städte' von Max von Schenkendorf vor, an dessen Grab in Koblenz der pietätsvolle Knabe gar oft geweilt und seine glühende Vaterlandsiebe zuerst empfangen haben mag. Diese hinderte aber nicht sein starkes Interesse für die französische Sprache und Literatur, das er wohl schon im Elternhause, namentlich durch seine mütterlichen Verwandten, gewonnen hat. Zusammen mit Diels gehörte er auch einem Kränzchen an, das der liebenswürdige französische Sprachlehrer Grégoir leitete, der als Gymnasiallehrer in La Rochelle gewirkt hatte, bis ihn seine Opposition gegen den Staatsstreich Napoleons im Jahre 1852 in die Verbannung nach Deutschland trieb. So ist es nicht auffallend, daß Robert als Abiturienten im Jahre 1868 bei der Schlußfeierlichkeit die französische Abschiedsrede '*Portrait du grand Condé*' übertragen wurde. Auch Lord Byron gehörte früh zu seinen Lieblingsdichtern. Die 1864 zum ersten Male erschienene Übersetzung von Otto Gildemeister war ihm, wie Fresenius erzählt, schon auf dem Gymnasium ein großer Genuß, wie er überhaupt zu seiner umfassenden Kenntnis der europäischen Literaturen den Grund bereits auf der Schule gelegt hat.

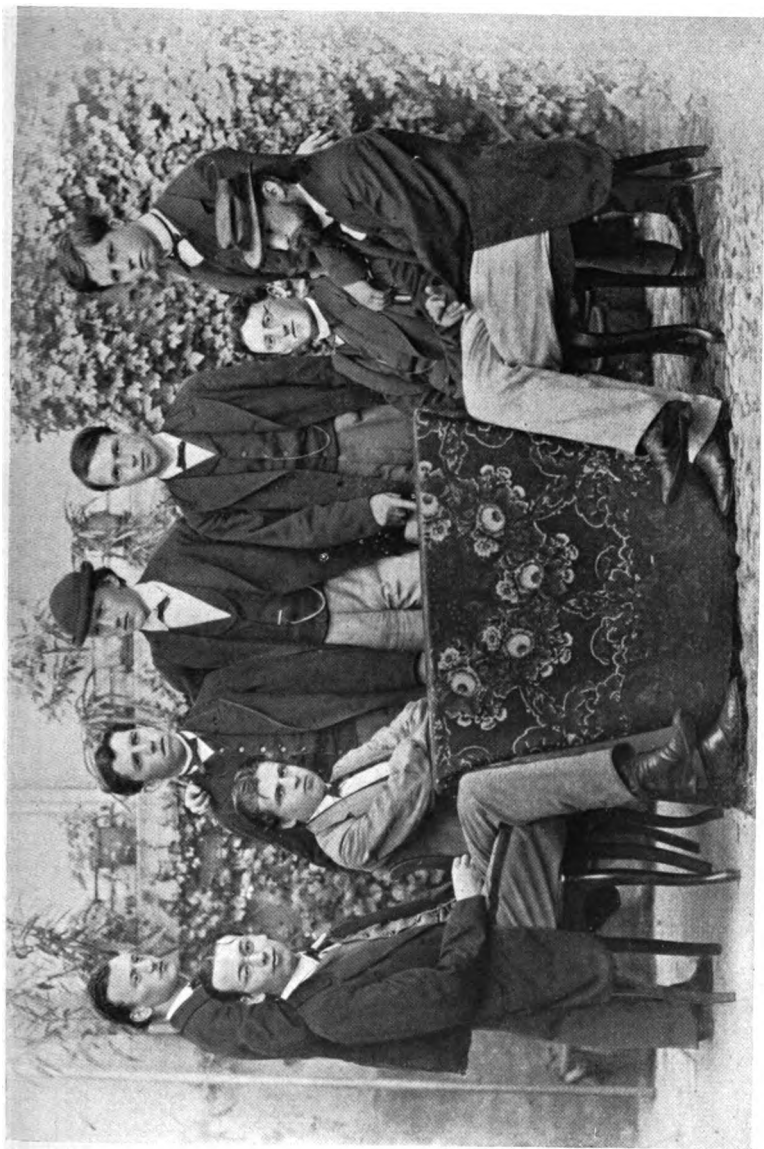
'Freilich' — so sagt Diels — 'die beiden letzten Jahre auf dem Penal waren eine wirkliche Pein'. Ordinarius der kombinierten Ober-

und Unterprima war der Nachfolger von Wilhelm Carl Lex, der Oberschulrat Dr. Karl Schwartz, der den deutschen, lateinischen und Geschichtsunterricht gab, während Bernhardt die griechischen Studien leitete und die Schüler in Homer, Sophokles und Thukydides einführte. Nach dem Urteil von Diels waren alle Lehrer der Prima außer Bernhardt und Diez untauglich. In fast allen Stunden herrschte die größte Unordnung, und das Schlimmste war, daß auch der Direktor selber keine Ordnung in der Prima halten konnte¹⁾. Diels berichtet von den tollsten Exzessen in seinen Stunden, nennt ihn, dessen Gestalt er mit einem aufgeblasenen Frosch vergleicht, 'die vollendete Geistlosigkeit', und hat kein gutes Wort für ihn. 'Die bleierne Langeweile' seines Unterrichts verleitete die Schüler dazu, die Hausarbeiten für die übrigen Fächer in seiner Gegenwart anzufertigen. Diels, Brugman und Robert haben mehr in gemeinsamer intensiver Privatlektüre mit gleichgestimmten Freunden für ihre weitere literarische Ausbildung getan, als es die schlechten Lehrer ihres Gymnasiums mit den beiden Ausnahmen von Bernhardt und Diez erreichten. Karl Brugman hat als Primaner je ein Stück des Aristophanes und des Plautus in Verse übersetzt und 'legte so den Grund zu seiner klassischen Durchbildung, die er nachher als einer der Hauptvertreter der modernen Sprachwissenschaft so erfolgreich wissenschaftlich betätigt hat' (Diels). Mit seinen Freunden August Fritze und Gustav Scholz, die beide später Gymnasiallehrer wurden, der erste an seinem alten Gymnasium selber, trieb Diels energisch Geschichte. Diese lehrreichen, anregenden Stunden, welche er in dem Primanerbund verlebte, entschädigten ihn 'reichlich für die Öde der meisten Schulstunden'. 'Aber es war doch manchmal hart, zwei Jahre sich auf diesen Bänken herumzudrücken, ohne Gewinn und Fortschritt (immer das Griechische ausgenommen) zu verspüren'. Nur an den hebräischen Unterricht, den Adolf Seyberth (1824—1884) gab, hat sich Diels noch gern erinnert und anerkannt, daß er von dem urgelehrten Manne viel Anregung für die allgemeine Sprachwissenschaft empfangen habe, so daß er auf der Universität zuerst stark zum Studium der Orientalia neigte. Von Seyberth erzählten sich die Schüler, daß er jeden Tag der Woche einer anderen Literatur gewidmet habe. Sonntags habe er mit den Griechen angefangen, Montags mit Lateinisch fortgefahren, um durch Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Persisch am Samstag beim Sanskrit anzulangen. Außer all diesen Privatstudien trieb Diels auch

¹⁾ Vgl. W. Streitberg, Worte zum Gedächtnis an Karl Brugman, Ber. Verh. Sächs. Akad. Phil.-hist. Kl. Bd. 73 (1921) Heft 2 und dazu den mißlungenen Rettungsversuch des Wiesbadener Gymnasiums durch B. A. Müller, Philol. Wochenschr. vom 16. Juni 1923 (Nr. 24) S. 567.

mit großer Vorliebe das Zeichnen, das ihm seine große Handgeschicklichkeit erleichterte, während Robert, der Archäolog, Zeit seines Lebens nur sehr unvollkommen zu skizzieren verstand und leider auch seine Schüler nicht dazu anregte, wie das im Gegensatz zu ihm z. B. O. Benndorf und R. Kekulé stets getan haben.

Was Diels nun aber als den größten Übelstand des Wiesbadener Gymnasiums bezeichnet, war die Tatsache, daß sich unter den geschilderten traurigen Verhältnissen kein Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern ausbilden konnte. 'Die Schlawheit und Gewissenslosigkeit' der meisten Mitglieder des Lehrerkollegiums führte die Schüler zur Pflichtvergessenheit und, was noch schlimmer war, zum Lügen und Betrügen, das auch bei den Abiturientenprüfungen eine ständige Einrichtung wurde. Nichts halfen da die barbarischen Strafen, von denen Diels erzählt, der von einer wahren Schreckensherrschaft von Septima bis Prima spricht, von dem Hagel von Arrest- und Karzerstrafen in der Prima und von Stock und Ohrfeigen in den unteren und mittleren Klassen. Bis zum Abiturientenexamen wurden alle Schüler geduzt. Nur dadurch erklärt Diels die Schmach, die sich an sein eigenes Abiturientenexamen Ostern 1867 knüpft, und an der auch er mit all seinen Konabiturienten mit einer Ausnahme teilnahm. Er schildert diese den Geist des ganzen Gymnasiums zeigende Angelegenheit, die eben nicht der einzige derartige Fall damals war, mit starkem Erröten. Es handelt sich um den Einbruch in das Zimmer des Direktors, in dem der Aktenschrank stand. Unter der Führung eines 'Räuberhauptmanns', der später ein gefürchteter Staatsanwalt geworden ist, wurde der Schrank mit den aus dem Schlafzimmer des Direktors entwendeten Schlüsseln geöffnet und von den Aufgaben wurden Abschriften genommen. 'Nur einer hielt sich abseits' — so schreibt Diels — ‚mein Freund Gustav Scholz [gestorben als Gymnasiallehrer im Ruhestande zu Wiesbaden am 9. Mai 1892]. Er besaß allein die sittliche Reife, seine Hände nicht mit einer solchen Untat zu beflecken. Und so lebt dieser Freund, der so früh hat das Zeitliche segnen müssen, in meinem und meiner Freunde Gedächtnisse als bewundertes Beispiel eines charakterfesten und im ganzen Leben Unsträflichen fort. Die trüben Erfahrungen, die ich mit dem eigenen verfälschten Abiturientenexamen gemacht und dann später auch an vielen anderen Orten, wenn auch meist weniger kraß, so doch ähnlich vorgefunden habe, endlich die systematische Einpaukere, welche viele hochangesehene Pädagogen unter Duldung der Provinzialschulräte auf das Abiturientenexamen vornahmen, indem z. B. Andeutungen und Vorübungen auf die schriftlichen Arbeiten den gespitzten Ohren der Abiturienten während des letzten Jahres appliziert werden, dies alles hat mir die Überzeugung beigebracht, daß ein solches Zeug-



Christensen
Diels

Engel
Kaibel

v. Wilamowitz-
Moellendorff

Fritzsche

Scholz

Robert
Dettmer

nis für die Beurteilung der wirklich erworbenen Kenntnisse der Schüler so gut wie wertlos ist, und was mir viel schlimmer scheint, auf die Sittlichkeit der jungen Männer verheerend einwirkt. Wenn es nicht möglich ist, ein jeden Betrug unmöglich machendes Verfahren der Prüfung ausfindig zu machen, ist es besser, das Abiturium abzuschaffen und sich auf das Erfahrungsurteil der Lehrer und des kontrollierenden Schulrats zu verlassen.' Auch Robert hat sich oft ganz ähnlich ausgesprochen. Alle Prüflinge bestanden das Examen, darunter Diels mit 'Recht gut', der brave Scholz mit 'Gut'. Ein Jahr darauf bestand dann auch Carl Robert mit einem glänzenden Zeugnis die Abschlußprüfung. In seiner Doctorvita dankte Robert seinen alten Wiesbadener Lehrern Bernhardt und Seyberth, während Diels ebenda nur des Ersteren gedenkt.

III. Die Studentenzeit.

Die Universität Bonn haben Diels und Robert zusammen im Frühling 1868 bezogen, Robert als junger Fuchs von achtzehn Jahren; Diels ging bereits ins dritte Semester, da er ein Jahr in Berlin studiert hatte. Er blieb von da ab in Bonn und vollendete dort sein Studium, während Robert, dessen Universitätsjahre der deutsch-französische Krieg unterbrach, nicht nach Bonn zurückkehrte, sondern sie in Berlin abschloß. So bedeutet Berlin für den Studiosus Diels den Beginn, für den Studiosus Robert das Ende. Unzweifelhaft haben aber beide das Fundament ihrer philologischen Bildung in Bonn gelegt, soweit, wie sich Franz Bücheler in seiner Gedächtnisrede auf Hermann Usener mit Beziehung gerade auf Diels ausgedrückt hat, bei einer *φύσις δεξιὰ* die *μάθησις* gewogen werden kann.

Diels hat Berlin zu dem Anfang seines Universitätsstudiums zunächst deshalb gewählt, weil er dort die Absicht hatte, in das königlich-preußische Heer als Einjährig-Freiwilliger einzutreten, nachdem sein kleines Vaterland Nassau 1867 in Preußen aufgegangen war. Aber die ärztliche Untersuchung ergab, daß er noch nicht die nötige Brustweite zu seiner Länge hatte. Ferner zog ihn der Ruf der Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft in Berlin an. Damals wirkten dort noch August Böckh und Immanuel Bekker, und Moriz Haupt stand in vollster Kraft. Den jungen Fuchs führte der geliebte Onkel Rossel in die Hauptstadt des norddeutschen Bundes ein, da er dort gerade mit Max Duncker wegen des Idsteiner Archivs zu verhandeln hatte. Berlin machte auf den jungen Rheinländer keinen günstigen Eindruck. Er hat es nie verhehlt, daß er kein Freund Berlins war, und noch im Jahre 1910, als die Universität ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, schrieb er mir in den Festtagen einen Brief, in dem er die Gründung einer Universität in der ihm durchaus unsympathischen Stadt nur bedauerte.

Als junger Student hatte er das Pech, daß ihm in den allerersten Tagen seines Berliner Aufenthaltes in einem kleinen Lokal in der Nähe des Gendarmenmarktes während des Mittagessens sein funkel-nagelneuer Überzieher gestohlen wurde und er sich deshalb in der kühlen Aprilluft so erkältete, daß ihm ein hartnäckiger Bronchialkatarrh die Hälfte des Sommersemesters verdarb. Er schreibt darüber: 'Die trübe Stimmung, die mich so gleich in den ersten Tagen meines Hierseins ergriff, ward nicht vermindert durch die Eindrücke, welche die Hauptstadt des norddeutschen Bundes auf den Rheinländer damals machte. Meine "Bude", die nach vielem Suchen unter Beihilfe vom Onkel und dessen Bekannten gefunden wurde, lag in der Marienstraße. Das Zimmer war klein und geschmacklos ausgeschmückt, die Wirtin sah bedenklich häßlich, das Dienstmädchen bedenklich hübsch aus, der Frühstückskaffee war ungenießbar, ein gewisser Ort — auf dem Hofe. Und dieser Hof stand durch überdeckte Kanäle mit der Gosse der Straße in Verbindung, in der trübe Flüssigkeiten langsam weiter flossen. Und wenn man dann die breite und stellenweise tiefe Gosse überschritten hatte, stand man auf dem Damm, der mit spitzen Steinen gepflastert war. Diese vorsündflutlichen Zustände, die Wiesbaden schon seit Menschenaltern überwunden hatte, erweckten mir in Verbindung mit meinem erkrankten Brustsystem eine wirkliche Melancholie, die nicht gehoben wurde, als der gute und wie immer freigebige Onkel mir die Hand zum Abschied drückte und ein Goldstück hineinlegte.'

Die erste Vorlesung, die Diels hörte, war die über Aischylos' Choëphoren bei dem außerordentlichen Professor August Mullach, in dessen Stelle er vierzehn Jahre später einrückte. Der in lateinischer Sprache gehaltene Vortrag, der mit einer Einleitung in die griechische Tragödie begann, enttäuschte den jungen Studenten tief: sein Lehrer Em. Bernhardt hatte den Wiesbadener Primanern bei der Einführung in die Lektüre des Sophokles Besseres und Gedieneres vorgetragen. Er 'hatte genug und belegte nicht'. Noch schlimmere Erfahrungen machte er bei dem Extraordinarius Althaus, der über die Geschichte der antiken Philosophie las. Das Kollegheft dieses Professors schien aus dem Jahre 1838 zu stammen, in dem er sich einst in Berlin habilitiert hatte. Denn wohl war in der Literaturübersicht von dem alten W. G. Tennemann die Rede, aber nicht von Eduard Zeller, dessen Philosophie der Griechen schon längst in zweiter Auflage erschienen war. Nur zwei Studiosi hatten außer Diels die öde Vorlesung belegt. Seine schwere Melancholie zu kurieren, ging dieser auf Einladung des in Halle studierenden Karl Brugman nach 'Saalathen', um das dortige Jubiläum der vor fünfzig Jahren erfolgten Vereinigung der Universitäten Halle und

Wittenberg (21. Juni 1867) mitzufeiern, woran er manche Freude hatte, und wo er den Theologen Wilibald Beyschlag als Leiter des wohlgelungenen Festes sehr bewunderte. Er hat sich an der Saale von der Althauschen Vorlesung erholt und dann in Berlin privatim zu gewinnen versucht, was ihm jene zu geben nicht fähig war. Damals hat er sich zuerst mit Diogenes Laertius und Sextus Empiricus beschäftigt und mancherlei gefunden, was er später noch verwerten konnte. Ganz anders war natürlich der Eindruck, den Moriz Haupt auf ihn machte. Dieser las im Sommer 1867 über Catullus und interpretierte die Elektra des Sophokles. Diels charakterisiert die Vorlesungen des großen Philologen folgendermaßen: 'Der Mann mit dem Löwenhaupte, der nicht auf dem Katheder stand (wegen Schwindels), sondern vom Ofen zum Fenster des großen Auditoriums (es waren an 200 Studenten da) hin und her pendelte und die gewaltigen Augen trutzig unter die Studenten warf, namentlich, wenn einer sich erkühnte, nach ihm (d. h. nach halb!) zu kommen oder vor Schluß (d. h. zehn Minuten nach dem Zeichen) aufzubrechen. Die ausgezeichnete Lehrbegabung Haupts, seine wissenschaftliche Schärfe und unerbittliche Genauigkeit verfehlten nicht, einen großen Eindruck auf den Neuling zu machen. Die überlegene Art, wie der Gegner abgeführt wurde, riß den Zuhörer hin, und seine Bemerkungen über Dichterart und Sprachgebrauch zeigten, daß der gefürchtete Kritiker auch feinere Saiten auf seiner Leier hatte. Freilich meist war sie kriegerisch gestimmt, und wenn "Herr" Roßbach oder "Herr" Schneidewin vorgenommen wurden, dann blieb kein gutes Haar an den beiden, doch recht verschieden zu bewertenden Kollegen. Die Art Haupts, die der treue Abdruck seiner willensstarken Persönlichkeit und der Ausdruck einer nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch moralischen Überzeugung war, ergötzte und beeinflusste mich im Sommersemester stark. Ich schrieb sorgfältig nach und arbeitete alles zu Hause noch einmal durch. Wer Genaueres über Haupts Lehrmethode zu wissen wünscht, wird aus Belgers Buch (Christian B., Moriz Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879), der ungefähr zu meiner Zeit sein Liebblingsschüler war, Material in Fülle finden. Nur muß er die Auffassung des Verfassers abziehen, der ein philosophisch und ästhetisch angelegter Kopf, aber kein seinem Lehrer irgendwie kongenialer Mensch war. Alles Systematische und Theoretische war Haupts Natur fremd, aber in dem Einzelurteil und in der empirischen Observation war er Meister. Je schärfer sich Haupt über seine Zeitgenossen zu äußern pflegte ("Wahnschaffen" war noch das gelindeste seiner Epitheta), um so mehr befremdete eine bis zur Selbsterniedrigung getriebene Vergötterung zweier Meister, G. Hermanns und Lachmanns. Im Griechischen gab es keine höhere Autorität als Gottfried Hermann, Haupts Schwiegervater;

der von ihm neu herausgegebene Vigerus war das A und O der grammatischen Weißheit. Auf die Hypothese Lachmanns über die Ilias schwor er, und für das Lateinische war er unbedingter Kanon. Dieses merkwürdige Doppelwesen in Haupts kritischem Verhalten entging allmählich auch dem angehenden Studenten nicht und dämpfte mehr und mehr die anfängliche Begeisterung.' Auch von Haupts Seminarübungen über die Oden des Horatius, an denen nie mehr als drei ordentliche Mitglieder teilnahmen, obwohl sieben eingeschrieben waren, hatte Diels als außerordentliches Mitglied wenig Freude und Gewinn, da ihm seine Art als sehr willkürlich erschien, wofür er zwei drastische Beispiele in seinen Lebenserinnerungen anführt. Er war auch weniger Haupts, sondern Böckhs wegen in das Seminar eingetreten, der am 15. März 1867 sein sechzigjähriges Doktorjubiläum in großer Geistesfrische gefeiert hatte. Auch hier war Diels enttäuscht; denn er erblickte einen Greis, der, von seinem Bedienten geführt, mühsam die Stufen des Katheders erkletterte und dort mit zitternder Hand den Namen von Diels neben dem von Hermann Röhl in das Album des Seminars eintrug. Während des Semesters wurde das Seminar, in dem Thukydides' Archäologie interpretiert wurde, unterbrochen, da Böckh zwei Schlaganfälle erlitt, und zum Teil vom Senior geleitet, schließlich im Juli ganz aufgegeben. Am 3. August desselben Jahres starb der Altmeister der klassischen Altertumswissenschaft. Diels folgte seinem mit hohen Ehren unter großer Teilnahme von nah und fern zum alten Dorotheenstädtischen Friedhofe geleiteten Sarge und schloß in dem Trauerzuge seine Freundschaft mit Enea Piccolomini, der ihm in den philologischen Vorlesungen schon durch seine südliche Hautfarbe und den markanten Gesichtstypus aufgefallen war. 'So knüpfte sich hier am Grabe Böckhs ein Freundschaftsbündnis mit dieser *anima candidissima*, das bis zu seinem Tod egedauert hat'. Fünf Jahre nach Böckhs Beisetzung haben sich Diels und Piccolomini in Florenz und Siena wiedergesehen. So hat Diels in seinem ersten Semester aus Vorlesungen und Übungen wenig heimgebracht, mißlang doch auch sein Versuch, ein Kolleg bei Adolph Kirchhoff zu hören, da ihn dessen 'unlebendige und auf wenig intelligente Köpfe berechnete Darstellung' abschreckte. Auch die philologischen Kommilitonen sagten Diels nicht zu, da sie von nichts anderem sprachen als von dem bevorstehenden Examen, und seine in Berlin studierenden Nassauer Landsleute gingen zum Teil Wege, die ihm noch weniger gefallen konnten, und verstärkten, je länger er sich in Berlin aufhielt, seinen 'Ekel vor diesem Babel'. Auch den Gegensatz dazu, einen Kreis von Leuten, 'die sich gegen die Sündhaftigkeit der Welt mit einem Panzer von lutherischer Frömmigkeit und Bibelfestigkeit wappneten', lernte er

kennen, wurde durch ihn zur eifrigen Lektüre des Augustin und zu sonntäglichem Besuch der Kirchen angeregt. Aber das Resultat war eine scharfe Verstärkung seiner in seiner 'Familie und Heimat herrschenden liberalen kirchlich-religiösen Anschauung' und die Überzeugung, daß sein 'vortrefflicher Pfarrer Diez als Kanzelredner alle Berliner Größen überträfe'. So kehrte Diels 'nicht als froher Fuchs', sondern im höchsten Grade unbefriedigt aus Berlin zu den Herbstferien nach Wiesbaden zurück. Er war auch zweifelhaft geworden, ob er sich statt der klassischen Philologie nicht den Orientalibus zuwenden sollte; denn er hatte seine hebräischen Studien, die er auf der Schule unter Seyberth begonnen, in Berlin fortgesetzt und sogar Arabisch zu treiben angefangen. Trotzdem verbrachte Diels auch noch sein zweites Semester in Berlin; aber seine Liebe zu ihm wuchs nicht. Haupts Vorlesung über Aristophanes' Acharner, in lateinischer Sprache gehalten, förderte ihn wohl; aber desselben Kolleg über die Elegien des Propertius mit den, wie er sagt, sich ewig wiederholenden Schimpfereien und Witzen, wobei 'Herr Hertzberg stündlich dreimal geköpft und dreimal gerädert wurde', stieß ihn so ab, daß eine neue Vorlesung Haupts für den Sommer 1868 anzunehmen ihm unmöglich war. Auch die Flucht in den Orient mißglückte: denn der Unterricht des 'Urberliners Dieterici' schien ihm unbrauchbar, und der Inhalt mancher arabischen Erzählung kam ihm so 'orientalisch' albern vor, daß er sich von dieser Literatur völlig abwandte. Nur J. G. Droysens Vorlesung über Griechische Geschichte hörte er mit Freuden, arbeitete sie mit Heranziehung der Quellen sorgfältig aus und versuchte sogar eine kleine Untersuchung über eine dunkle Partie der Pentekontaetie. Den Kommilitonen — 'Brotstudenten alle, namentlich auch die lieben Landsleute, die mit schlecht verhehlter Antipathie den idealen Anschauungen meines Fuchszustandes begegneten' — wurde er immer mehr entfremdet. Die neue Wohnung, die er gemietet hatte, war bei Frostwetter nicht heizbar, so daß er sich abends in den Kneipen 'bei banaler Unterhaltung seiner Berliner Genossen' aufhalten mußte; die Universitätsbibliothek in der Taubenstraße befriedigte seine Lernbedürfnisse gar nicht; in der königlichen Bibliothek war verliehen, was er brauchte; zum Theater und zur Musik hatte er keine ausgesprochene Neigung; auch durfte dabei der Wechsel nicht überschritten werden, — so verließ er Ende des Winters die preußische Hauptstadt, um als Student nie wieder dahin zurückzukehren.

Diels, der nun der Berliner Steinwüste glücklich entronnen war, wählte zur Fortsetzung seines Studiums als Rheinländer die Universität Bonn, wo schon Freunde vom Wiesbadener Gymnasium her, wie Gustav Scholz, ein Jahr studiert hatten, und wohin nun auch August Fritze,

der in Wiesbaden seine Soldatenzeit als Einjähriger abgedient hatte, und Carl Robert, der frisch vom Gymnasium kam, zu gehen gewillt waren. Außer dem dringenden Verlangen, wieder rheinische Luft zu atmen, war es der in der wissenschaftlichen Welt hell leuchtende Name von Otto Jahn, der die jungen Philologen nach Bonn zog. Auch Friedrich Gottlieb Welcker (gestorben 17. Dezember 1868) lebte damals noch, dessen letzter Amanuensis seit längerer Zeit schon Otto Lüders war, durch den die Freunde vieles von dem Leben und Werke des ehrwürdigen, blinden Greises erfuhren, der noch in den letzten Jahren trotz aller körperlichen Not einen Aufsatz über die Heiterkeit der griechischen Religion diktierte. Welckers stolzes Lebenswerk, die Wiedererweckung des hellenischen Geistes aus Kunst, Literatur, Religion, wirkte nachhaltig. Die glänzende prophetische Intuition seines Genius packte die jungen Philologen mächtig, und es war ihnen etwas Großes, daß der greise Altertumsforscher, 'der Hierophant der Sagenherrlichkeit', wie ihn Wilamowitz einmal so schön genannt hat, noch selber in die klassische Periode unserer Literatur hinaufführte; war er doch in Rom Hauslehrer der Kinder Wilhelm von Humboldts gewesen, und hatte er doch in Weimar mit Goethe und Wieland noch längere Gespräche führen dürfen. Zunächst trat aber das Studium bei Diels in Bonn etwas zurück, da sich die Universität auf ihr fünfzigjähriges Jubiläum am 3. August 1868 vorbereitete. Die Bonner akademische Jugend gab ein ganz anderes Bild als die Berliner. Vom Examen war niemals die Rede, wohl aber von Rheinfahrten, Bowlen und dem nahenden Jubiläum. Mit zwei Wiesbadener Freunden, Karl Ebenau (später Landgerichtsrat in Limburg) und August Fritze bezog Diels eine gemeinsame Wohnung im zweiten Stock eines Geschäftshauses am Markte, die wegen ihrer Geräumigkeit von alten und neuen Bekannten viel besucht wurde, zumal Fritze auf einem Klavier oft lustige Weisen ertönen ließ. Das erste Kolleg, das die Freunde zusammen hörten, war eine Vorlesung Otto Jahns über Theokrit, deren Hauptteil eine hübsche Einleitung über die Alexandriner im allgemeinen und Theokrits Leben und Schriften im besonderen war. 'Die sorgfältige Mitteilung alles Wissenswerten, die mehr als sorgfältige Angabe der alten und neuen Literatur, die feine Abwägung des Pro und Contra, die im starken Gegensatz zu dem "Sic volo" Haupts stand, zeichnete diese wie alle anderen Vorlesungen des trefflichen und liebenswerten Mannes aus. Aber die Kraft war von ihm gewichen. Es fehlte dem Ganzen Frische und Leben, wie es der Student braucht.' Für Diels von hoher Bedeutung ist schon sein erster Besuch bei Hermann Usener, der als Friedrich Ritschls Nachfolger kurz vorher nach Bonn berufen worden war, gewesen, von dem er so berichtet: 'Bei Usener belegte ich Catull, obgleich ich bereits bei Haupt

dasselbe gehört hatte. Dann ging ich in seine Wohnung, um anzutestieren. Dort wurde ich als Landsmann überaus freundlich aufgenommen und in einem längeren Gespräche über das, was ich in Berlin gehört und getrieben hatte, ausgefragt. Als er hörte, daß ich Catull schon bei Haupt gehört hatte, suchte er mich zu bestimmen, meine Anmeldung zurückzuziehen. Ich setzte aber auseinander, ich sei damals als krasser Fuchs noch über manches im Unklaren geblieben, und meinte, was hier dann auch richtig zutraf: "*Duo si faciunt idem, non est idem*". Darauf sagte er: "Schön, dann haben Sie aber die Vorlesung *repetendo* belegt und bekommen den Fritzen zurück." Ehe ich mich gefaßt hatte von meinem Erstaunen, hatte ich das Goldstück wieder in meiner Tasche. Ich stammelte gerührten Dank. Er aber sagte nur, der Schüler statte seinen Dank durch Arbeiten ab, und da er gehört hatte, daß ich mich mit alter Philosophie beschäftigte, empfahl er mir den Lucrez, den ich noch gar nicht kannte, zum Privatstudium. Ich kam von Usener ganz überwältigt zurück. So hatte noch Niemand mir den Abgrund meiner Unwissenheit auf allen Gebieten der Philologie gezeigt, und Niemand zugleich so teilnahmsvoll ratend mir den Weg gewiesen. Ich nahm nun sofort Lucrez vor und arbeitete eine kleine Observation über *scilicet* aus, schrieb auch nach der damals grassierenden Mode über die Versumstellungen des ersten Buchs. Diese Frucht meiner Sommerstudien gab ich Ende des Semesters an Usener ab als Bewerbungsschrift für das Seminar im Wintersemester'. Diese Lucrezstudien, mit denen Diels sein ernstes philologisches Studium unter Useners Leitung begonnen hat, und die ihn für sein ganzes Leben zu einem warmen Verehrer und Erforscher des größten römischen Dichters gemacht haben, verhinderten ihn aber nicht, an den zeitraubenden Vorbereitungen zur Jubiläumsfeier teilzunehmen. In einer Studentenversammlung wurde er — wohl seiner Länge wegen — als Vertreter der nicht inkorporierten Studenten der philosophischen Fakultät zum Fahnenträger ernannt, der hoch zu Roß eine schwarzweißrote Fahne schwingen sollte. Dazu mußte er das Reiten lernen, was ihm schnell gelang. Diels wurde auch noch in den engeren Ausschuß der studentischen Delegierten gewählt, die als sogenannte 'Comedonen' an der großen Festtafel im Poppelsdorfer Schlosse teilnehmen durften. So konnte er das unter Heinrich von Sybels Ägide glänzend gelungene Fest an hervorragender Stelle mitmachen, bewunderte den ehemaligen Schüler der *Alma mater Bonnensis*, den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, in der Blüte seiner männlichen Schönheit und bestrahlt von dem Kriegeruhm des Jahres 1866. Erfüllt von den Erinnerungen an dies herrliche erste Bonner Semester, aber auch bedrückt von dem Gefühle, daß das philologische Studium zu kurz gekommen sei, kehrte Diels nach Wiesbaden zurück,

wo er im Elternhause, irrtümlich orientiert, zwei Seminararbeiten anfertigte, die über Lucrez für Usener, eine über Manilius für Jahn, wodurch er die Aufnahme in das Seminar für das Wintersemester 1868/69 erreichte, während Robert als Fuchs noch draußen bleiben mußte.

Der Eintritt in das Seminar hatte, wie sich Diels ausdrückt, für sein ganzes wissenschaftliches und soziales Leben einschneidende Folgen. Denn abgesehen von der starken Anregung, die er von den beiden Meistern, namentlich von Usener, empfing, kam er in einen Kreis älterer und jüngerer Studenten, denen die Beschäftigung mit der Antike heiligster Ernst war. Unter den älteren Seminarmitgliedern ragte Hermann Dettmer aus Lübeck hervor, der sich bald durch seine Dissertation *De Hercule Attico* in der wissenschaftlichen Welt bekannt machte. Mit Diels zusammen war Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in das Seminar eingetreten, der ihm schon im Sommersemester, als er ihm in den philologischen Vorlesungen an dem langen Mitteltische des zu ebener Erde in der Franziskanerstraße gelegenen 'archäologischen Hörsaals' gegenüber saß, durch seine Kenntnisse und sein scharfes Urteil aufgefallen war. Sehr bald erhielt Diels, nachdem sich die Seminarmitglieder miteinander näher bekannt gemacht hatten, zusammen mit Carl de Boor und Heinrich Christensen aus Hamburg die Aufforderung, in den philologischen Verein einzutreten, in welchem Dettmer schon seit dem Sommer 1867, Wilamowitz seit dem Sommer 1868 tätig waren. Bald traten auch noch August Fritze und Carl Robert hinzu. Dieser von Franz Bücheler am 8. Juli 1854 gegründete Verein genoß unter den wissenschaftlichen Vereinen der Bonner Universität das größte Ansehen. Diels erzählt über ihn Folgendes: 'Seine Sitzungen hielt der Verein Mittwochs im Rheinischen Hofe ab, und es war Sitte, dabei roten "Mauzenberger" aus dem Weinberg des verehrten Professors und Dichters [Karl] Simrock zu trinken. Präses war damals Otto Lüders, der, ein Jahr älter wie wir anderen, schon seit dem Winter 1865 dem Verein angehörte und die Tradition mit der alten Bonner Schule vermittelte, welche durch den Weggang Ritschls nach Leipzig und die vorausgehenden, die ganze Universität erregenden, unheilvollen Zwistigkeiten gründlich sich umgewandelt hatte. Lüders und Dettmer, wie die meisten älteren Semester, die ich kennen lernte, gehörten zu den 'Janitscharen', d. h. Otto Jahns Anhängern, und je mehr dieser infolge der Nachwehen des Streits und seiner körperlichen Leiden das Bild eines gebrochenen Mannes machte, um so mehr umgab ihn die Anhänglichkeit seiner alten und neuen Zuhörer mit Liebe und Pietät'. Otto Lüders wurde von Diels damals als das Ideal eines jungen Mannes verehrt. 'Ein mittelgroßer, kräftiger und gutgebauter Körper trug einen auffallend schönen Kopf, dessen blonder Vollbart und frische Hautfarbe

wundervoll von seinen ausdrucksvollen, blauen Augen abstach.' Er erschien ihm und dem ganzen Kreise als 'das Vorbild eines feingebildeten, weltgewandten und dabei grundgelehrten Philologen'. Als Diels Otto Lüders nach langen Jahren in Athen wiedersah, umspielte den schönen Mund des eben von einem Schlaganfall Getroffenen noch die liebenswürdige Grazie, die ihn als Jüngling so entzückt hatte. An jedem Vereinsabende mußte von einem Mitgliede ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten werden. Hier hat Diels, der sich von Lucretius und Manilius zu den philosophischen Schriften Ciceros gewandt hatte, schon die Rekonstruktion des verlorenen Dialogs Hortensius versucht und den Grund zu den Studien gelegt, die er später darüber veröffentlichte. Dabei kam ihm seine Berliner Lektüre der Schriften des Augustinus zu Hilfe. Diels hat in Bonn überhaupt zunächst Latein getrieben, versenkte sich in die archaischen Wortformen der Gesetze Ciceros und studierte eifrig Büchellers Lateinische Deklination und Wilh. Corssens Vokalismus. Offenbar trat das sprachliche Interesse, durch Büchellers Einfluß, damals bei ihm stark in den Vordergrund. Bei Johannes Schmidt, der sich eben in Bonn habilitiert hatte, hörte er zusammen mit Wilamowitz, de Boor und Robert allmorgendlich lateinische Grammatik und Sanskrit und bekam so eine ausgezeichnete Einführung in die Probleme der Sprachwissenschaft, die er in Berlin bei H. Steinthal vergeblich gesucht hatte. Es muß ein wundervolles Zusammenleben der jungen Philologen damals in Bonn gewesen sein, ein echtes *συμφιλολογεῖν*, wohl meist unter der Führung von Wilamowitz. Denn ein engerer Kreis schloß sich in der Wohnung desselben zu einem Kontubernium zusammen, das Diels und Robert immer in dankbarster Erinnerung geblieben ist. Es bestand aus Wilamowitz, Diels, Robert, August Fritze und Walter Engel, einem Mitschüler von Wilamowitz aus der Pförtnerzeit, der später Professor am Viktoriagymnasium zu Potsdam wurde und bis zu seinem Tode im Jahre 1921 mit Diels in naher Freundschaft verbunden war. Dies tägliche Konvivium, dem regelmäßig ein Kaffeeskat im Kleyschen Garten folgte, ist es auch gewesen, das Robert allmählich von den Fesseln der katholischen Weltanschauung befreite, so daß er am Anfang seiner Ehe mit seiner Frau zum evangelischen Glauben übertrat. Über Robert im Kreise seiner Freunde hat mir Diels geschrieben: 'Robert wohnte mir gegenüber auf dem Balderberg, und wir waren während der Bonner Jahre wohl täglich zusammen. Im Anfang hatte Robert als Student wegen seines noch etwas kindlichen Aussehens und seines liebenswürdig-naiven Gehabens mancherlei Spott seiner älteren Kommilitonen auszustehen. So erinnere ich mich, daß er in den ersten Wochen unseres Bonner Aufenthalts nicht zu bewegen war, abends etwas länger in fröhlicher Tafelrunde auszuharren. Ja, als er

Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 3

von einer Burschenschaft zu einer Kneipe aufgefordert und dort erschienen war, verließ er schon um $\frac{1}{2}10$ Uhr die gastliche Stätte, ohne den Grund zu sagen. Nachher erfuhren wir endlich, daß er in den Universitätsstatuten, deren Fassung aus den traurigsten Zeiten der Metternichschen Studentenverfolgung herrührte, gelesen hatte, der Student sei gebunden, um 10 Uhr abends sich zu Hause zu halten. "Und darauf", sagte er feierlich, "hab' ich doch dem Rektor den Handschlag gegeben". Nur mit Mühe gelang es allmählich, den pflichttreuen Studiosus davon zu überzeugen, daß diese Bestimmung längst ihre Gültigkeit verloren habe. Man wird in diesem Zuge den treuen Gesetzeswächter, der später die Universitätsverfassung oft so energisch verteidigte, wiedererkennen'. Von einer lustigen Exkursion, die im Anschluß an ein Abendessen von Professoren und Studenten zu Ehren von Friedrich Schleiermachers hundertstem Geburtstag am 21. November 1868 stattfand, erzählt Diels: 'Es wurden über dreizehn Reden gehalten, und um elf Uhr ging man etwas angeheitert aus dem Hause, aber nicht nach Haus, sondern auf den Vorschlag einiger tatenlustiger Genossen auf das Nachtschiff, das gegen Mitternacht rheinaufwärts fuhr. Wir stiegen in Königswinter aus, angeblich um auf den Ölberg zu steigen und die Sonne aufgehen zu sehen. Da dies aber noch zu lange dauern würde, beschloß man zunächst, in dem dortigen Gasthof noch eine Bowle anzusetzen. Der Oberkellner widerstrebte nicht; aber in richtiger Beurteilung der Sachlage riet er uns, zunächst einmal unsere Zimmer anzusehen. Dies geschah, und im Anblick der Betten besann man sich eines besseren, legte sich aufs Ohr und verschlief den Sonnenaufgang. Aber die Bowle durfte nicht im Stiche gelassen werden. Man beschloß, sie in dem unweit gelegenen romantischen Kloster Heisterbach anzusetzen, was auch trotz der winterlichen Temperatur Sonntag, den 22. November vormittags 10 Uhr gelang. Ein allgemeines Schmollis einte die lustige Philologengesellschaft, und so gestärkt, trat man den Rückmarsch nach Bonn zu Fuß an, wobei Freund Robert seinen eben gewonnenen Duzfreund fragte: "Lieber Freund, wie heißt Du eigentlich?" Dies wurde dann nachher in diesem Kreise sprichwörtlich.'

Während die Vorlesungen über antike Philosophie, die Diels bei Jacob Bernays hörte, nur geringen Eindruck auf ihn machten, so daß er sie unregelmäßig besuchte und deshalb den Aristotelesübungen im nächsten Semester, von denen ihm die Freunde manches Lobenswerte sagten, fernbleiben mußte, erwuchs aus Useners Vorlesung über die griechische Literaturgeschichte, in der er eine sehr lange Einleitung über ihre Quellen gab, die Anregung zu Diels' doxographischen Arbeiten. Diese Vorlesung wurde, wie Diels selbst sagte, für sein wissenschaftliches Leben entscheidend. Man muß auch hier wieder am besten Diels

selber hören. 'Die neuesten Ergebnisse seiner und der Mitforscher Arbeiten hatte er hier ausführlich mitgeteilt und dabei auch zuletzt die Verzweigung der Placitaüberlieferung von Theophrast bis Stobäus, nach dem, was er damals darüber zu wissen glaubte, vorgetragen. Indem er nun die Ergänzung des Stobäus durch das Florilegium des Johannes Damascenus erwähnte, begegnete es ihm im Eifer des Vortrags, die Namen zu verwechseln. Er sprach von Nikolaos Damascenus. Nach Tisch ging ich in sein Haus in der Poppelsdorfer Straße, um wegen anderer Dinge mich zu besprechen. Dies Haus stand den Studenten Nachmittags weit offen, und da die junge Frau des Hauses, die Tochter des Kirchenrats Dilthey in Biebrich, der mich getauft hatte, den jungen Landsmann ganz besonders freundlich empfangen hatte, so kam ich wohl öfter als andere Kommilitonen in das gastliche Haus des jungen Professors, der stundenlang teils seine, teils meine Studien mit mir besprach und mich durch diese Privatissima noch viel mehr als durch seine Vorlesungen und sein Seminar förderte und mit seinem glühenden Eifer für die philologische Wissenschaft enthusiastisch erfüllte. An jenem Nachmittage erwähnte ich nun beiläufig, daß sich der Herr Professor im Kolleg heute versprochen haben mußte, was ihm offenbar sehr unangenehm war. Denn nach einer Weile, als ich mich verabschieden wollte, zog er eine Schublade seines Schreibtisches auf und zeigte mir allerlei Material und Vorarbeiten, die sich auf die erwähnte Placitafrage bezogen. Er erzählte mir, er habe mit Kurt Wachsmuth (damals in Göttingen) sich verabredet, die zwei wichtigsten Quellen der antiken Philosophiegeschichte herauszugeben. Jener habe den Diogenes übernommen und die dazu gehörigen Kollationen bereits in Italien beschafft; er selbst habe die Bearbeitung der Placita angefangen und die Kollationen zu Galen, Stobäus und Johannes Damascenus, die Wachsmuth ebenfalls besorgt, hier liegen. "Ich selbst," fuhr er fort, "bin mit anderen Dingen noch auf Jahre beschäftigt. Wollen Sie vielleicht die Bearbeitung der Quellenfrage übernehmen, wie sich die drei Placitasammlungen Plutarch, Stobäus (Damascenus) und Galen zueinander verhalten?" Ich war zunächst betroffen. Dann sagte ich: "Wenn Sie mir dies zutrauen, dann bin ich bereit, die Sache zu versuchen." So packte er mir die Stobäuskollationen ein. Ich zog hochbeglückt nach Hause. Die Geburtsstunde der Doxographi war erschienen! Mit Feuereifer setzte sich Diels an die Arbeit, übertrug die ihm anvertrauten Kollationen in seine eigenen, rasch beschafften Exemplare und orientierte sich über die verwickelten Überlieferungsfragen. Am Ende des Sommersemesters hatte er alles handschriftliche Material gesammelt und konnte die kostbaren Manuskripte, die später Wachsmuth zur Herstellung seines Stobäus verwandte, seinem Lehrer zurückgeben.

Zur selben Zeit stellte die Bonner philosophische Fakultät auf Useners Veranlassung die Placitafrage als Preisaufgabe. Das war für Diels nun die Ferienaufgabe, der er sich in Wiesbaden energisch unterzog. Er erkannte durch eine Analyse der Überlieferung des Galenos, daß diese Placitaüberlieferung, soweit sie die Placita im zweiten Teil enthalte, gar nicht selbständig, sondern aus Plutarch abgeschrieben sei. Als Diels nach Bonn mit dem Resultat zurückkehrte, daß hier 'eine infame Fälschung' von ihm entdeckt sei, und dies seinem Lehrer mitteilte, war dieser zuerst betroffen. "Aber," meinte er stürmisch, "das werden wir ja gleich sehen. Von dieser Schrift gibt es ja die editio princeps in der Aldina des Aristoteles 1497. Den haben wir auf der Bibliothek. Wir wollen gleich dahin gehen und nachsehen." Gesagt, getan. Wir eilen mit raschen Schritten die Poppelsdorfer Allee hinunter zur Bibliothek, schlagen die ehrwürdige Aldina auf und richtig, alle die Stellen, die ich aus inneren Gründen der recensio als interpoliert ausgeschieden hatte, fehlten dort. Sie fehlten auch in den folgenden Galenausgaben bis auf Chartier (1679), der auf alle Weise seine Ausgabe zu vervollständigen suchte und deshalb oft, wie man jetzt weiß, zu harmlosen Fälschungen gegriffen hatte. Harmlos und *bona fide* gemacht waren sie insofern, als er in seiner lateinischen Übersetzung die Zusätze durch Kursivdruck von dem echten Bestand unterschieden hatte. Usener war ganz hingenommen von der Sache und meinte, das Spiel sei halb gewonnen.' Jetzt ging es mit verdoppeltem Fleiße an den zweiten Teil der Aufgabe, der darin bestand, die ganze Überlieferung über die Placita philosophorum durch die griechische Literatur von Platon und Aristoteles ab bis zu den Byzantinern zu verfolgen, da erst dadurch die Verzweigung der Placitaliteratur bis zu Plutarch und Stobäus klar werden konnte. Leider stellten sich dem jungen Gelehrten da aber Widerstände entgegen. Er hatte auf ungehinderten Zutritt zu den Büchersälen gehofft, wie er den Studenten in Bonn zum Teil gewährt wurde, wenn sie sich verpflichteten, als 'Amanuenses' täglich eine Stunde auf der Bibliothek Zettel zu schreiben und sonstige Bibliotheksdienste zu verrichten. Diels erzählt nun über seinen Besuch beim Oberbibliothekar Jacob Bernays, daß er ihm offen zur Begründung seiner Bitte gesagt habe, er habe die von der philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe begonnen. 'Darauf sah mich das kleine Gewächs so spöttisch von unten an und sagte: "So, also Sie wollen diese Frage lösen! Kennen Sie denn schon Platon und Aristoteles hinlänglich?" Ich antwortete: "Hinlänglich schwerlich; aber ich habe mich doch schon um die Hauptschriften, die für diese Frage in Betracht kommen, bemüht." "Schön", sagte er malitiös, "ich wünsche Ihnen guten Erfolg. In die Bibliothekssäle kann ich Sie nicht hereinlassen; aber Sie können ja alle Bücher, die Sie brauchen,

bestellen." So war ich abgeblitzt und ich wußte auch, "warum". Aber diese Bücherbestellung hatte auch ihre unüberwindbaren Schwierigkeiten; denn Bernays hatte seit Jahren alle guten Texte der philosophischen Autoren auf dem Schreibtische seines Amtszimmers stehen. Da half nun aber teils Usener in rührender Weise aus seiner Privatbibliothek, teils mußte sich Diels die teureren Ausgaben selbst anschaffen. 'Die wundervollen Anmerkungen der Zellerschen Geschichte der Philosophie waren meine Leitsterne, nach denen ich allmählich die Ertrag gebenden späteren Kommentatoren und Patres aufspürte und durchsah. So wuchs von Woche zu Woche der Haufen der Placita, und Ende Januar konnte ich an die Ordnung und Gestaltung gehen. Es gelang, der Masse Herr zu werden und Hals über Kopf in flüchtigem Latein die Preisaufgabe zum letzten März fertigzustellen.' Dankbar erwähnt Diels hier die Hilfe seines neuen, von der Universität Göttingen nach Bonn gezogenen Freundes Georg Kaibel aus Lübeck, der ihn beim Abschreiben einiger Anhänge seiner umfangreichen Abhandlung, die sich auf die Florilegien bezogen, unterstützte, und von jetzt ab bis zu Diels' Abgang von der Universität neben Hermann Dettmer seinen Hauptumgang bildete. Kaibel ersetzte vor allem Wilamowitz, der zu Diels' Leidwesen zu Anfang des Wintersemesters 1869/70 nicht mehr nach Bonn zurückgekehrt war. Am 9. September 1869 war Otto Jahn nach langen körperlichen und seelischen Leiden, doch unvermutet, in Göttingen bei nahen Verwandten gestorben. Bald darauf erhielt Diels von seinem Freunde Wilamowitz von dem väterlichen Gute Markowitz die Nachricht, daß es ihn nach Jahns Tode nicht mehr in Bonn leide, und Diels seine Bücher und Sachen in Bonn einpacken und nach Berlin schicken möge. 'Das waren zwei harte Schläge: Der geliebte Lehrer tot und der Freund in der Ferne!' Es wird von Nutzen sein, da Wilamowitzens Austritt aus dem Bonner philologischen Seminar jetzt sogar in einer ausführlichen Deutschen Geschichte¹⁾ berührt worden ist und die Legende in der Ausschmückung dieser Tatsache nicht müßig gewesen ist, das mitzuteilen, was Diels darüber zu sagen hatte: 'Der Grund war der, daß die Persönlichkeit Useners, deren Bedeutung und Eigenart ihm erst später aufging, keinen günstigen Eindruck gemacht hatte. Die Vorlesungen Useners, die sich etwas formlos und eruptiv aus einem großen Zettelmaterial entfalteten, und die manche gewagte Behauptungen mit großer Begeisterung vorbrachten, packten ihn nicht, da er keine persönlichen Beziehungen zu dem Lehrer gefunden hatte. Die

¹⁾ Adalbert Wahl, Deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Ausbruche des Weltkrieges, I 1926 S. 604. Mißverständlich ist die Äußerung über C. Robert, der erst nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges nach Berlin gegangen ist, als Wilamowitz längst promoviert war.

große Vorlesung über Mythologie, die Usener im Wintersemester 1868/69 zum ersten Male las, stieß mit ihrer damals modernen Lichttheorie auf die entschiedenste Skepsis des jungen Philologen. — Auch im Seminar, wo Useners Kraft sich später am entschiedensten entfaltet hat, fand Wilamowitz nicht die unbedingte Sicherheit des Urteils, die er erwartete. Aber man darf dabei wohl hervorheben, daß Wilamowitz eines seiner ersten Bücher, den im Jahre 1881 erschienenen Antigonos von Karystos, Hermann Usener gewidmet hat, und daß er es in seiner knappen Geschichte der Philologie ausspricht, daß die Bonner Philologie nicht durch Friedrich Ritschl, sondern durch seine Schüler Bücheler und Usener erst ihre volle Blüte erreicht habe. Wilamowitz' Weggang bedeutete für den Freundeskreis einen schweren Verlust. Niemand hatte auch in dem Verein so vielseitig anregend durch seine Vorträge und seine scharfe Kritik gewirkt wie dieser. Niemand konnte auch mit den Fröhlichen so fröhlich sein wie er, und Diels und Robert haben sich noch im hohen Alter der unter Wilamowitz' Ägide verlebten heiteren und ernsten Stunden mit Freuden erinnert. Auf einer im Sommersemester 1869 gemachten Photographie, von der ein Abzug aus Eduard Hillers Besitz in dem Leitungszimmer des philologischen Seminars im Robertinum der Universität Halle hängt, steht Wilamowitz im Mittelpunkt des Bildes (Tafel I). Der philologische Verein erweiterte sich im Anfang des Jahres 1869 dadurch, daß um ihn ein 'Dunstkreis' entstand, eine Schar gleichgesinnter Studiosi auch anderer Fächer, wozu Theologen wie Karl Budde aus Bensburg, Juristen wie Johannes Benda und Georg Hansen aus Lübeck, Historiker wie Max Lenz aus Greifswald und Hans Delbrück aus Bergen auf Rügen und Benedict Niese von der Insel Fehmarn, später Roberts Kollege in Halle, gehörten.

Am 3. August 1869 erhielt Diels den Fakultätspreis für die Placitarbeit. Als Gereifter nahm er nun an den Seminarübungen Franz Büchelers teil, der nach schweren Kämpfen zum Nachfolger von Otto Jahn ernannt war. Auch da hören wir am liebsten Diels selber den Eindruck schildern, den er von Jahn und Bücheler empfangen hat: 'Franz Bücheler gewann sich schnell die Herzen der Bonner Jugend. Er las römische Literaturgeschichte, deren zweiten Teil von Augustus ab ich noch bei Jahn im Wintersemester 1868/69 gehört hatte; freilich war dieser nicht weiter gekommen als Vitruv. Nun kam Bücheler und behandelte in dem kurzen Sommersemester 1870, das Mitte Juli wegen des französischen Krieges vorzeitig schloß, den Anfang bis Cicero und Varro. So ergänzten sich beide in der schönsten Weise. Aber der Unterschied der Behandlung und der Personen war ungeheuer. Dort gab ein müder Greis die mühsamen Kollektionen seines Heftes mit unendlichen, Seitenfüllenden Verzeichnissen aller Horaz- und Vergilprogramme wieder,

ab und zu durch eine mit feiner Stimme vorgetragene feine Bemerkung die pietätvolle Zuhörerschaft erfreuend. Jetzt stand ein junger drei- unddreißigjähriger Professor auf dem Katheder, der aber in der wissenschaftlichen Welt als Meister schon anerkannt war. Sein blondes Lockenhaupt umrahmte ein nicht regelmäßiges, aber sympathisches Gesicht, und wenn er die blitzenden Augen über die Brillengläser leuchten ließ und seine scharf artikulierende Stimme in feiner, lebendiger Schilderung die Gestalten der alten römischen Literatur plastisch umriß, hatten wir den Eindruck, nie etwas ähnliches, wissenschaftlich und zugleich künstlerisch Vollendetes gehört zu haben. Er las jeden Morgen vor der Vorlesung in dem betreffenden Schriftsteller, und was er da an Beispielen frisch aus der Lektüre wie improvisiert dazwischenwarf, wirkte außerordentlich. Am meisten war sein pointierter Vortrag dem des alten Droysen vergleichbar. Aber bei Bücheler war alles neu, sozusagen eben erlebt, bei jenem aus altem Hefte durch eine große schauspielerische Begabung etwas künstlich galvanisiert. Wenn Useners leidenschaftliches Ethos im Seminar und privatim vielleicht stärker auf die einzelnen Studenten einwirkte, so faßte Bücheler auch die Masse. Beide zusammen ergänzten sich wunderbar. Das wußte Usener, als er ihn berief. Denn in der bangen Zeit, wo es noch ungewiß war, ob sein Freund berufen werden würde, sagte er mir einmal unter anderem: "Bücheler ist ein formal angelegter Kopf. Der war schon im neunzehnten Jahre, als er seinen Doktor machte, fertig. Mich selbst ergreift nicht die Form zuerst, sondern der Inhalt. Und diese Probleme brauchen Zeit, bis sie sich in mir gelöst haben. Ich bin wie die Schwaben, die erst die Vierzig überschritten haben müssen. Dann werden die Leute auch etwas von mir hören." Diese im Winter 1869/70 von Usener gesprochenen Worte haben wahrlich ihre Erfüllung gefunden. Diels, der Schüler, hat dann aber auch, wie der erste Teil seines Briefwechsels mit Usener ergibt, den geliebten Lehrer oft genug, zum Teil mit ernstesten Worten, ermahnt, mit der Veröffentlichung seiner großen wissenschaftlichen Ergebnisse nicht länger zu zögern.

Diese Lehrer waren auch zunächst Carl Roberts Bonner Lehrer. Zusammen mit Diels ist er zwei Semester in Useners und Büchelers Seminar gewesen. Aber am Schlusse der Vita seiner Dissertation hebt er von den Bonnern nicht Usener und Bücheler als die Lehrer hervor, denen er den größten Dank schulde, sondern vielmehr Reinhard Kekulé und Anton Springer. Useners mythologische und religionsgeschichtliche Untersuchungen haben auch fast stets nur seinen stärksten Widerspruch erregt. Kekulé hatte sich im April 1868 in Bonn habilitiert und war dann nach einer kurzen Wirksamkeit als Konservator des Museums

nassauischer Altertümer in Wiesbaden im Frühjahr 1870 dort Otto Jahns Nachfolger geworden. Der junge Dozent, der frisch vom klassischen Süden, mit Schätzen reich beladen, nach Deutschland zurückgekehrt war, muß namentlich auf Robert, der ihm seine in Berlin erschienene Dissertation gewidmet hat, einen außerordentlich starken Einfluß ausgeübt haben. Es war wohl die imponierende Kenntnis des alten Denkmälervorrats, die Kekulé als begeisterter Schüler Eduard Gerhards aus dem Süden, in dem er fünf Jahre geweiht hatte, mitgebracht hatte, die den jungen Archäologen anzog, und vielleicht noch mehr das, was Wilamowitz am Sarge Kekulés als das Beste bezeichnet hat, was er seine Schüler fühlen ließ, 'neben allem historischen Wissen die ewige Schönheit, die Offenbarung in der Kunst, daß sie nimmer vergaßen, daß er ihnen das, was zunächst nur Bildungselement sein sollte, zum Lebenselement machte'¹⁾. Auch das muß Robert angezogen haben, daß Kekulé von seinen Schülern als Grundelement ihres Wesens eine tüchtige philologische Bildung, die ihnen in Bonn Usener und Bücheler gaben, nachdrücklich verlangte, wie er das auch später in Berlin getan hat. Später erkaltete das nahe Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler und ist niemals wieder warm geworden. Es hängt das hauptsächlich mit Kekulés Verhalten in der Zentraldirektion des archäologischen Instituts zusammen, worüber in einem späteren Abschnitt zu reden sein wird. Man sucht wohl in fast allen archäologischen Schriften Roberts vergeblich nach dem Einflusse Kekulés. Verstimmt hat Robert auch Kekulés Rezension seines Buches 'Bild und Lied' in der Deutschen Literaturzeitung, 1882, Sp. 612f., in der dieser nicht nur die lang ausgespinnene Polemik gegen Heinrich Brunn tadelte, sondern auch die Beurteilung der Vasenmaler, denen Robert zuviel literarische Bildung und direkte Kenntnis des Epos zutraue. Es muß aber hervorgehoben werden, daß Kekulés Rezension durchaus nicht unfreundlich gehalten ist, und daß er in der Besprechung von Roberts 'Thanatos' schon (ebenda 1880, S. 382) den methodischen Gang seiner Untersuchung lobend hervorgehoben hat. Anton Springers Vorlesungen und Schriften hat Robert immer mit ganz besonderer Wärme hervorgehoben. Von seinen Vasariübungen sprach er oft, und es ist keine Frage, daß er durch die Lehre Springers zuerst zu der intimen Kenntnis der Kunst der Renaissance geführt ist, die er dann auf seinen häufigen Reisen in Italien durch die eigene Anschauung erweiterte. Die Abneigung, die er gegen die Kunstbetrachtung Hermann Grimms allzeit gezeigt hat, rührt wohl auch von dem Umgange mit Springer her

¹⁾ Vgl. Hans Schraders Nekrolog auf Reinhard Kekulé von Stradonitz in dem Biographischen Jahrbuch 1913 S. 15 des Sonderdrucks.

und wurde in den Berliner Jahren durch den Kreis um Theodor Mommsen, dem Robert angehörte, sehr verstärkt.

Dies reiche Bonner Studentenleben unterbrach jählings der Deutsch-Französische Krieg. Während Diels den Eintritt in das Heer vergeblich erstrebte, gelang es dem Jüngsten des Freundeskreises, C. Robert, *felicissimo casu*, wie es in der Vita der Dissertation heißt, am 1. August 1870 bei den Marburger Jägern eingestellt zu werden. Die alten Freunde Otto Lüders und Wilamowitz kamen eher ins Feld als er, der nur den letzten Teil des Krieges mitmachte, aber zu denen gehörte, die als Sieger am 1. März 1871 in Paris einzogen. Er hat an den schweren Kämpfen vor Paris mehrfach teilgenommen. In einem Heftchen, das von H. Schweinsberg, Friedberg 1913 unter dem Titel: 'Im grünen Rock. Ernste und heitere Erinnerungen ehemaliger 11er Jäger aus Krieg und Frieden' herausgegeben ist, wird der Gefreite Robert öfters erwähnt. Einmal soll er in französischem Kommando einige Turkos so kräftig angeschrien haben, daß 'die schwarzen Kerle aber auch sofort ihre Gewehre fallen ließen!' Unter seinen Kameraden im Felde befand sich auch Stefan Waetzoldt, der im Jahre 1904 als vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin gestorben ist, und das hübsche Lied auf den grünen Rock gedichtet hat, das Robert oft genug mitgesungen haben wird.

Von dem Tage der Einstellung Roberts in das Regiment der Marburger Jäger trennten sich die Wege von Diels und Robert. Denn Diels blieb bei seiner wissenschaftlichen Arbeit in Bonn, und Robert ging nach der glorreichen Beendigung des Krieges nach Berlin, um dort seine Studien fortzusetzen. Erst acht Jahre später trafen sich die Jugendfreunde wieder in Berlin.

Diels arbeitete angestrengt an seiner Dissertation '*De Galeni historia philosopha*', mit deren erster Fassung Usener nicht einverstanden gewesen war. Er hatte die Arbeit übereilt, da er auf alle Fälle hoffte, am 1. Januar noch ins Feld rücken zu dürfen, was ihm freilich mißlang. Er wurde mit ihr, nachdem er in nur vierzehn Tagen die gewünschte Umarbeitung vollzogen hatte, am 22. Dezember 1870 promoviert und konnte sie dem hocheifreuten Vater auf den Weihnachtstisch legen; seine Opponenten waren Gustav Scholz, Carl Zickenbraht und Georg Kaibel. Diese Erstlingsschrift ist Usener gewidmet, der am Schluß der Vita als *studiorum auctor, consiliorum adiutor amicissimus* genannt wird. Sein Staatsexamen bestand Diels am 8. Juli 1871 zusammen mit seinem Freunde Gustav Scholz, mit dem er damals zusammenwohnte. Beide erhielten ein Zeugnis ersten Grades.

Robert, dessen Studien der Krieg unterbrochen hatte, beschloß seine Universitätsjahre in Berlin mit seiner Promotion am 8. März 1873, seinem dreiundzwanzigsten Geburtstage. Seine Dissertation *'De Apollodori bibliotheca'* wurde als *'docta et veritatis indagandae arte conspicua'* bezeichnet. Promotor war Adolph Kirchhoff. Roberts Doktorarbeit gehört zu den Dissertationen, die nie veralten werden. Die mythographische Forschung kam durch sie in völlig neue Bahnen, wurde in ihr doch schlagend nachgewiesen, daß die unter dem Namen Apollodors überlieferte mythologische Schrift nicht von dem großen Apollodor von Athen stamme, sondern erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. verfaßt sein könne. Ist die Forschung auch im einzelnen über Roberts Dissertation durch neue Funde und neue Analysen hinausgekommen, diese wird auf den vielfach verschlungenen Wegen der mythologischen Untersuchungen immer einen wichtigen Markstein bedeuten. Es ist nicht leicht zu sagen, welcher akademische Lehrer auf Robert den entscheidenden Einfluß gehabt hat. Usener ist es sicher nicht gewesen, wahrscheinlich aber Otto Jahn, den er noch drei Semester lang gehört hat, und dann vor allem Kekulé. In Berlin waren seine Lehrer Ernst Curtius, Moriz Haupt, Theodor Mommsen, Adolph Kirchhoff und Hermann Bonitz. Unzweifelhaft hat aber mehr als alle diese ausgezeichneten Lehrer, sein Freund Wilamowitz auf ihn gewirkt, als dessen ältesten Schüler er sich noch im Greisenalter pietätvoll gern und oft bezeichnete. Mit ihm war er wieder in Berlin zusammengekommen, und als er später aus dem Süden zurückkehrte, fand er ihn dort wieder als Privatdozenten. Roberts Opponenten waren Rudolph Weil und die alten Bonner Genossen August Fritze und Walther Engel. Wie die letzte Dokorthese von Diels eine Stelle aus Martin Opitzens Gedichten behandelt, stellte Robert die auch später noch von ihm gern verteidigte Behauptung auf, daß Schiller im III. Akt der Piccolomini, Szene 8, Vs. 22 geschrieben habe: 'dann treibt der Himmel kein (statt sein) Gewölk zusammen'. Nach dem glänzenden Ausfall seiner Promotion riet ihm Kekulé, der zuerst anderer Meinung gewesen war, auf das Staatsexamen zu verzichten und sich sofort um das archäologische Reisestipendium zu bewerben.

IV. Wanderjahre.

Für Diels bedeuten die Wanderjahre nicht dasselbe wie für Robert, der wohl längst entschlossen war, die Archäologie zu seinem Hauptstudium zu wählen und deshalb jahrelang im klassischen Süden weilte, in Italien sowohl wie in Griechenland. Diels hat Sizilien und Griechenland erst im Frühjahr 1903 besucht, als er schon 55 Jahre alt war. Seine jugendliche Wanderzeit in den Jahren 1871/72 war nur kurz

bemessen und beschränkte sich auf Deutschland, Österreich, Ober-, Mittel- und Unteritalien. Die Mittel dazu bekam er teilweise aus der Kasse, die die Eltern vorsorglich für sein militärisches Dienstjahr angelegt hatten, die aber für andere Zwecke verfügbar wurde, da er seiner schlechten Augen wegen vom Soldatendienste gänzlich befreit wurde, teilweise aus dem Erlös der Preisaufgabe des Jahres 1869, den er sich aufgespart hatte. Auch der treue Oheim Rossel trat wieder als Helfer auf. Diels' Untersuchungen über die Überlieferung der Florilegien hatten ihm den Wunsch nahegelegt, Kurt Wachsmuth, der damals in Göttingen lehrte und auf Useners Veranlassung handschriftliches Material für die Florilegien schon zur Verfügung gestellt hatte, persönlich kennen zu lernen. Diesem Besuche schloß sich eine Reise nach Hamburg und Lübeck an, wo er die schwer getroffenen Eltern seines Freundes Hermann Dettmer besuchte, der nach glücklicher Beendigung seiner Examina und einige Tage nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges am 29. Juli 1870 bei einem Ritte auf dem Gute seines Schwagers tödlich verunglückt war. An Berlin, von dem er in seiner Studienzzeit fast nur ungünstige Eindrücke empfangen hatte, reiste er nicht vorbei, obwohl er die Gelehrten, die er besuchen wollte, der Ferien wegen nicht antraf, und bemerkte, wie sich die Hauptstadt des deutschen Reiches in jeder Beziehung emporgearbeitet hatte. In Leipzig machte er bei Friedrich Ritschl, dem ehemaligen Haupte der Bonner Schule, dem Lehrer seiner Lehrer, Halt, dessen 'scharfgeschnittenes geistvolles Gesicht und die angeregte, etwas von oben herab geführte Unterhaltung' auf ihn einen starken Eindruck machten. Aber in der Hoffnung, aus des berühmten Philologen Munde etwas über seine Dissertation zu hören, hatte er sich gründlich getäuscht. Ritschl zeigte sich gänzlich unorientiert. Zu der nach der Zurückstellung vom Militärdienste beschlossenen Fahrt nach Italien bereitete sich Diels sorgfältig vor und trieb namentlich eingehend kunstgeschichtliche Studien. Am 2. Januar 1872 verließ er Wiesbaden und fuhr über München, wo er Heinrich Brunn besuchte, den er schon durch dessen Neffen Leopold Brunn in Wiesbaden flüchtig kennengelernt hatte, und der ihm im Münzkabinett ein archäologisches Privatissimum hielt, und Karl Halm, der ihm einige Florilegienhandschriften herauslegte, die er mit freudigem Eifer kollationierte, damals noch in der Hoffnung, die gesamte Florilegienliteratur aufarbeiten zu können, und Wien nach dem Süden. Die durch den Halmschen Bibliothekskatalog genährte Aussicht aber, ein Ineditum aus der Philo-sophiegeschichte des Porphyrios zu finden, trog ihn. Das ehrwürdige Pergament entpuppte sich als eine junge Handschrift (Monacensis gr. 547), auf deren letzten Seiten ein Renaissancegelehrter die längst be-

kannten Zitate aus dem Kirchenvater Cyrill zusammengestellt hatte. Diels berichtete darüber in den *Commentationes in honorem Buecheleri et Useneri ed. a societate philologa Bonnensi* S. 61ff. Glücklicher war er in Wien. Dort fand er auf der kaiserlichen Bibliothek ein wirkliches Anecdoton (Vindobon. theol. nr. 149), das unter anderem ein Dutzend unbekannter Witze des Redners Demades enthielt. Wertvoller als dieses ξρμαιον war ihm die Bekanntschaft mit Theodor Gomperz und Wilhelm von Hartel. Mit Gomperz hat Diels danach lange Jahre in schriftlichem und mündlichem Freundschaftsverkehr gestanden, der freilich in den letzten Lebensjahren des Wiener Gelehrten († 29. August 1912) mehr und mehr erkaltete — aus Gründen, die Diels unbekannt geblieben sind. Diels hat aber immer warm anerkannt, daß ihn Gomperz in seiner Werdezeit sehr stark angeregt habe. Hartel war damals noch außerordentlicher Professor an der Universität und politisch stark in Anspruch genommen. Zehn Jahre darauf hielt sich Diels noch einmal längere Zeit in Wien auf und ist da mit Hartel eng befreundet geworden, so daß er dem zu den höchsten Ehren und Würden aufgestiegenen Freunde zum 60. Geburtstage seine kleine Schrift 'Elementum' widmete. Diels hat ihn dann auch regelmäßig bei den Konferenzen über den *Thesaurus linguae Latinae* gesehen und betont, wie Hartel es stets meisterhaft verstanden habe, die Gegensätze nord- und süddeutscher Lexikographie, die durch die Art Eduard Wölfflins leider sehr zum Ausdruck kamen, auszugleichen. Von Wien fuhr Diels nach Venedig, wo ihn die zauberische Pracht der Stadt, die er nach einer schönen Fahrt im Mondenschein frühmorgens betrat, berauschte. Täglich ging er nun vormittags in die noch im Dogenpalaste befindliche Bibliothek, deren Leiter, Conte Soranzo, ihn bei der Jagd nach Florilegienhandschriften liebenswürdig unterstützte; nachmittags versenkte er sich in Architektur und bildende Kunst. Auf den Aufenthalt in Venedig folgte der in Florenz, der gerade in die Karnevalszeit hineinfiel. Der italienische *Carnevale* enttäuschte aber den Rheinländer sehr, der an den Glanz und Witz des Kölner Karnevals zurückdachte, den er von Bonn aus öfter mit seinen Freunden mitgemacht hatte. In der Mediceerstadt fand er Enea Piccolomini wieder und lernte im Umgang mit ihm und seinen Freunden das notwendige Italienisch. Von Deutschen verkehrte er nur mit dem Kunsthistoriker Eduard Dobbert und seiner jungen, hochgebildeten Frau, mit denen er auch später in Berlin freundschaftlichen Familienverkehr pflegte. Auf der Laurentiana, die er nach Florilegienhandschriften eifrig durchstöberte, war er viel mit dem holländischen Philologen J. C. Vollgraff zusammen, der paläographischen Merkwürdigkeiten nachspürte. Neben den Florilegien verglich Diels auch mehrere Galenhandschriften und

entdeckte wieder ein Ineditum, das 'unter dem geduldigen Namen des Galen eine Übersicht über die antike Philosophie gab': *Galenus qu. f. de partibus philosophiae*, das auf Diels' Veranlassung im Jahre 1882 nach Abschriften von E. Piccolomini und Ch. Graux sein alter Kollege und Freund Eduard Wellmann in einem Programm des Königsstädtischen Gymnasiums zu Berlin herausgab. Bei herrlichstem Frühlingswetter lernte Diels auch die schöne Umgebung von Florenz kennen, machte auch allerlei Ausflüge, z. B. nach Siena, und fuhr am 1. März nach der ewigen Stadt, wo ihn sein Bonner Vereinsbruder Dr. Victor Gardthausen auf dem Bahnhofe erwartete. Er fand eine Wohnung in der Via Tarpeia, nicht weit vom deutschen archäologischen Institut, und trat sofort mit den Leitern desselben, dem Vater Henzen und dem zweiten Sekretar Wolfgang Helbig, in nähere Verbindung. Eine große Anzahl bedeutender jüngerer Gelehrter fand er auf dem Kapitol, wie Ad. Trendelenburg, Gustav Hirschfeld, Ludwig von Sybel, Richard Engelmann, August Klügmann, Adam Flasch und Rudolf Hirzel. Seine Arbeiten an den Florilegien, die er sofort auf der Vaticana begonnen hatte, stellte er bereits nach einer Woche ein, da er bei der unendlichen Fülle des Materials die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens erkannte. Er benutzte vielmehr seinen ersten römischen Aufenthalt (1897 und 1907 war er später wieder dort), um die ewige Stadt kennenzulernen und die berühmtesten Antiken in den Museen zu studieren, wobei ihn namentlich Adam Flasch unterstützte, der ihn lebhaft an seinen großen Lehrer Heinrich Brunn erinnerte. Auch die Campagna di Roma und das Albanergebirge wurden mit zwei Freunden vom Rheine, dem Wiesbadener Juristen Jacob Reichmann und dem Bonner Mediziner Dr. Baumeister, die auch seine Reisebegleiter in Unteritalien waren, durchstreift. In Neapel hatte Diels nur wenig auf der Bibliothek zu tun und konnte sich so ganz dem paradiesischen Zauber der Landschaft hingeben; er empfand hier zum ersten Male den 'Hauch einer griechischen Charis' im Gegensatz zur 'römischen Roma'. Im *Museo Nazionale* interessierten ihn neben den großen Bronzen und den Bildern aus den Vesuvstädten die unzähligen kleinen Gebrauchsgegenstände aus Bronze, an denen der spätere Verfasser der 'Antiken Technik' die kunstsinnige Technik der Hellenen im Kleinen bewunderte. Der Golf von Neapel, der Vesuv, Sorrent, Salerno wurden besucht und die Ruinen von Pompeji genau betrachtet. Die Rückfahrt trat er auf einem Schiffe nach Genua an, wo er als einziger der Passagiere dem Neptunus kein Opfer darbrachte. Er war aber reisemüde geworden, und häufige Regengüsse machten ihn schon in Neapel den Abschied von Italien leicht. In Mailand, das 'wegen seiner schon mehr nordischen Struktur' keinen besonderen Eindruck auf

ihn machte, hatte er auf der Ambrosiana nichts zu tun. Am 24. April reiste er über den Comer See und den Splügen — nicht ohne Lebensgefahr, die er in seinen Erinnerungen lebhaft schildert — zurück in die Heimat. In Zürich erwartete der treue Onkel Rossel den Reisenden. Oheim und Neffe nahmen darauf an der Eröffnungsfeier der Straßburger Universität teil. Rossel war im Jahre 1871 mit der Ordnung der Straßburger Bibliothek betraut worden, kehrte aber bald krank nach Wiesbaden zurück. In Straßburg fand Diels seinen hochverehrten Lehrer Anton Springer wieder, der die schwungvolle Festrede hielt. Springer begrüßte den alten Bonner Schüler sehr freundlich und forderte ihn auf, sich in Straßburg zu habilitieren. Aber Diels erwiderte ihm, daß dies von der Vollendung seiner Placita-Arbeit abhinge, die er damals schon in einem Jahre zu leisten hoffte.

Während Diels aus seinen auf der Reise geführten Tagebüchern eine ausführliche Darstellung seiner ersten italienischen Reise mit lebendigen Schilderungen vieler Einzelheiten gegeben hat, ist für Robert keine Quelle derart vorhanden. Auch die noch erhaltenen Briefe an seinen Vater und den geliebten Oheim Ludwig d'Outrepoint geben nur einigen Anhalt, aber kaum je eine lebensvolle Darstellung des Erlebten. Das hängt mit einer Eigentümlichkeit Roberts zusammen, die ihm bis in das Greisenalter geblieben ist. Derselbe Mann, der in seiner Wissenschaft die Feder so leicht und so sicher führte, wie kaum ein anderer, war in persönlichen Angelegenheiten ein lässiger Briefschreiber. So schnell er amtlich jede Schreibpflicht erledigte, ebenso sauer wurde ihm ein Brief an Verwandte und Freunde. Er hat wohl auch auf allen seinen Reisen nie ein Tagebuch geführt, sondern immer nur notiert, was er für seine Wissenschaft brauchte. So ist die Ausdehnung und der Erfolg seiner Reisen, die er als Stipendiat des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts und nachher aus eigenen Mitteln in den Jahren 1873 bis 1876 ausführte, am besten durch seine archäologischen Publikationen zu erkennen, deren lange Reihe im Jahre 1874 in den *Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica* beginnt. Stipendiat war Robert vom Herbst 1873 bis zum Herbst 1874; seine Genossen als Stipendiaten waren Brunns Schüler Leopold Julius, Overbecks Schüler Theodor Schreiber und Ernst Curtius' Schüler Rudolf Weil, Roberts Berliner Freund und Opponent vom 8. März 1873. Robert begann seine Wanderzeit in Italien und hat auch bis zuletzt immer an der Meinung festgehalten, daß der reisende Archäolog seine Studien am besten in Italien begönne, vor allem in der ewigen Stadt. In Rom traf er wie Diels das deutsche archäologische Institut in seiner höchsten Blüte unter Wilhelm Henzen und Wolfgang Helbig, denen er unverbrüchliche

Treue sein Leben lang gehalten hat. Das Leben auf dem Kapitol genoß er als echter *ragazzo* in vollen Zügen. Er traf hier auch wieder Wilamowitz und Kaibel und schloß mit August Mau, der Assistent am Institut war, und Friedrich Leo treue Freundschaft. Nach Henzens Tod schrieb Leo am 11. Februar 1887 aus Rostock an Robert: 'Inzwischen ist nun Vater Henzen gestorben und damit unser altes Rom hingegangen; es ist mir in der Erinnerung recht auffallend, wie sein stiller Kamin das Zentrum war.' Die Briefe Roberts an den Vater und den Oheim d'Outrepont zeigen, wie Robert das römische Leben genoß, wie er nicht nur die Museen und Ruinen studierte, sondern auch Land, Volk und Sprache. Er ist ein guter Kenner der italienischen Literatur geworden; denn er war in der *divina comedia* so zu Hause wie in der *comedia dell'arte*. Sein erstaunliches Gedächtnis gestattete ihm das mündliche Zitieren von langen Versreihen, während Diels ja in seinen Erinnerungen (oben S. 9) bekannt hat, daß ihm das Behalten von Versen immer schwer geworden sei. Robert hat im Jahre 1919 seine Archäologische Hermeneutik dem Andenken an Wolfgang Helbig und August Mau, seine 'römischen Lehrer' gewidmet, damit noch als Greis bezeugend, daß er diesen beiden Männern für seine wissenschaftliche Ausbildung auf klassischem Boden das meiste verdanke, und so sehen wir auch, daß die Beschäftigung mit der pompeianischen Wandmalerei, die er an Ort und Stelle und im *Museo Nazionale* zu Neapel sorgfältig studierte, im Vordergrund seines Interesses stand. Es war vor allem der Gegenstand der Malereien, der den in der griechischen Götter- und Heldensage lebenden jungen Gelehrten packte. Über Medeia und die Peliaden und über Iphigenia auf Tauris hat er damals im Anschluß an die ausgegrabenen Malereien geschrieben und sich auch schon viel mit Masken beschäftigt. Die Publikationen der Jahre 1874 bis 1878 bewegen sich meist auf diesem Gebiete, wenn er auch da schon von demselben Gesichtspunkte aus die Vasen betrachtet, wie seine erste Publikation nach der Dissertation (1874) beweist, die meisterhafte Erklärung des großen Kraters aus Caere, der sich seit langen Jahren im Berliner Antiquarium befindet, mit der Darstellung des Auszugs des Amphiaros und der Leichenspiele des Pelias. Zu den *tabulae Iliacae*, deren von Ad. Michaelis herausgegebene letzte Publikation von Otto Jahn er im *Bullettino dell' Istituto* 1874 besprochen hatte, fand er ein neues Fragment im Herbst 1875 in Tarent beim Besuche der kleinen Antikensammlung des Kanonikus Ceci Palumbo und hat auch damals zur *tabula Iliaca* des Kapitolinischen Museums (Archäol. Zeitung 1875) einen wichtigen Beitrag geliefert. Auch anderen Monumentenklassen widmete er seine Aufmerksamkeit, die immer mehr auf den dargestellten Gegenstand als auf die künstlerische Ausführung gerichtet war, da eben ganz anders als sein Lehrer

Kekulé. So veröffentlichte er in den *Annali* einen in der Nähe Roms gefundenen Kopf des jugendlichen Dionysos, eine von ihm auf Deianira gedeutete Statue des Museo Chiaramonti und eine bunt bemalte Elfenbeinstatue eines tragischen Schauspielers aus der Sammlung von Alessandro Castellani. Er griff energisch überall zu und entwickelte schon in seinen Wanderjahren eine große Publikationstätigkeit, und so manches nahm er auch in die Heimat mit, wie die Abbildungen der kleinen Bilder mit Maskengruppen aus dem Peristyl eines im Jahre 1872 in Pompeji in der Stabianerstraße ausgegrabenen Hauses, auf deren einem er mit großem Scharfsinne die Masken der verlorenen euripideischen *Andromeda* erkannte. Die tragischen Masken waren dem Kenner und Verehrer des Euripides (für den sich sein Freund Diels im Gegensatz zu Wilamowitz und Robert nie erwärmen konnte) schon früh ans Herz gewachsen. Noch in seinen letzten Lebensjahren suchte er für ihre Bearbeitung einen tüchtigen Schüler, der das Gegenstück zu den von ihm im letzten Hallischen *Winckelmannsprogramm* (1911) bearbeiteten komischen liefern sollte. Im athenischen Museum fand er einige Satyrmasken aus Terrakotta, die er in den *Athen. Mitteilungen* 1878 herausgab. Denn auch in Griechenland setzte er seine emsige Tätigkeit fort und bewährte seinen Spürsinn. In Athen war am 9. Dezember 1874 das kaiserlich deutsche archäologische Institut von Roberts altem Bonner Freunde Otto Lüders als erstem Sekretar feierlich eröffnet worden. Lüders verließ aber schon im Herbst diesen Posten, um Erzieher des jungen griechischen Kronprinzen, des späteren Königs Konstantin, zu werden. Sein Nachfolger wurde Ulrich Köhler, der sich entschloß, den eben gefundenen Wirkungskreis an der neu errichteten Universität Straßburg aufzugeben. Von deutschen Gelehrten war schon damals H. G. Lolling, der als Lehrer im Hause des Buchhändlers Wilberg lebte, in Athen als Epigraphiker und Topograph eifrig tätig. Robert fühlte sich in Athen selbst nicht wohl; die moderne Stadt mißfiel ihm ebenso wie das griechische Volk und seine Sprache, die er nie ernsthaft zu erlernen versuchte. Als sein 'Sonntagsasyl' bezeichnete er in einem Brief an Rudolf Schoell das Haus Wilberg. Er versenkte sich in Athen ganz in die Altertümer. Es ist hier wohl der Einfluß von Kekulé, daß er sich für die Ausgrabungen von Tanagra, das damals die Welt mit seinen in den Gräbern gefundenen Terrakottafiguren entzückt hatte, besonders interessierte und dort Nachforschungen anstellte, über die er in einem ausführlichen Berichte in der *Archäologischen Zeitung* 1876 Rechenschaft gegeben hat. Robert hat in Deutschland die erste wissenschaftliche Darstellung der dortigen Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft, der leider umfangreiche Raubgrabungen vorangegangen waren, gegeben. Ganz besonders beschäftigt hat er sich mit der archa-

ischen Grabskulptur des Kitylos und Dermys, die er kunstgeschichtlich einzuordnen versuchte; aber auch für viele andere boiotische Grabinschriften gab er die ersten zuverlässigen Lesungen, die Lolling, der erst nach ihm Tanagra besuchte, meist nur bestätigen konnte. Am Schlusse seines Aufsatzes stellt Robert übersichtlich zusammen, was sich aus den vielen neuen archaischen Inschriften für die Kenntnis des alten boiotischen Alphabets ergeben hat. Er zeigt sich hier als Kirchhoffs Schüler. Er hat auch später hie und da gern griechische Inschriften interpretiert, wie z. B. seine Bemerkungen zu den von Lolling gefundenen Briefen Philipps V. an die Larisaier mit den im thessalischen Dialekt abgefaßten larisaischen Psephisma, die die erste ernsthafte Beschäftigung mit dem thessalischen Dialekt darstellen, zeigen. Die richtige Erklärung der argivischen Bronzeurkunde aus der Sammlung Tyskiewicz (IG IV 554) hat er zuerst gefunden und in den *Monumenti antichi della R. Accademia dei Lincei* 1891 veröffentlicht, nachdem er schon 1890 auf Wolfgang Helbig's Vorschlag Linceo geworden war. Auch den Steinepigrammen, die sich auf Kunstwerke beziehen, hat er gern seinen Scharfsinn zugewandt, wie er in seinen Übungen oft Inschriften behandeln ließ, namentlich die Bauinschriften von der Burg von Athen. Die Archermosinschrift aus Delos glaubte er abschließend ergänzt zu haben. Sehr früh haben ihn auch die Darstellungen des griechischen Privatlebens angezogen; die Kinderspiele namentlich und auch das Frauenleben hat er gern zum Gegenstande seines Studiums gemacht.

Als ein Forscher, auf den die Augen der archäologischen Welt schon gerichtet waren, kehrte Robert in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre im Frühling 1876 nach Berlin zurück, und nach einigem Schwanken, ob er sich hier oder in Göttingen habilitieren sollte, ließ er sich in Berlin als Privatdozent nieder, wo er Wilamowitz nur noch auf kurze Zeit antraf, da dieser bereits einen Ruf als ordentlicher Professor nach Greifswald erhalten hatte. Schon ein Jahr darauf wurde Robert nach der Ablehnung eines Rufes nach Zürich als Carl Diltheys Nachfolger zum außerordentlichen Professor in Berlin ernannt.

Während Robert schnell die Stufen der akademischen Laufbahn erklimm, mußte Diels, den seine doxographischen Arbeiten in den zu wissenschaftlicher Arbeit karg bemessenen Stunden bis tief in die Nacht hinein beschäftigten, noch einen Dornenweg gehen, bis er die erste Stufe des akademischen Lehrers erreichte. Zunächst fand er bei seiner Rückkehr aus Italien in seinem Vaterhause nicht alles mehr so vor, wie er es verlassen hatte. Sowohl den Vater wie den geliebten Onkel Rossel fand er stark gealtert; 'ihr Auge war matt und ihre Seele

Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 4

müd geworden.' Den Vater raffte am 2. Juni 1872 ein Schlaganfall im 52. Lebensjahre dahin. Den teilnehmenden Brief, den ihm Usener damals schrieb, hat er in seinen Lebenserinnerungen wörtlich mitgeteilt (s. Beigabe Nr. V) als ein schönes Zeichen für das Verhältnis, in dem er zu seinem Lehrer stand, der ihn ermahnte, vor allem jetzt die Pflichten gegenüber seiner Mutter zu erfüllen. Diese war durch die vorausgehende Pflege des so früh alternden Gatten und jetzt durch seinen plötzlichen Tod schwer heimgesucht. Dazu kam, genau nach einem Monat, der Tod des Bruders; denn Onkel Rossel starb an einer Gehirnlähmung am 2. Juli 1872 zu Wiesbaden, tief betrauert von der Schwester und ihren beiden Kindern. An eine Habilitation war nun gar nicht zu denken. Um seiner Mutter die Sorge um seine Erhaltung abzunehmen, mußte er versuchen, in einem Gymnasium als Probandus einzutreten, während die Mutter, die in eine kleine Wohnung ihres neugebauten Hauses in der Nerostraße ziehen mußte, in der Verwaltung des Hauses und der Pflege einiger junger Leute beiderlei Geschlechts eine ihrer Neigung entsprechende, ruhige und bescheidene Existenz und ihren Seelenfrieden bis zu ihrem Lebensende († 29. Oktober 1885) fand. Noch schneller wich der erste, große Schmerz bei dem Sohne einer stillen Wehmut; denn im Herbst des Jahres, das ihm so viel Leid gebracht hatte, verlobte er sich mit der Freundin seiner Schwester, Berta Dübell, einer Tochter des Kreisgerichtsrats Dübell in Wiesbaden, auch seiner Jugendfreundin. Aus der Jugendfreundschaft keimte die Liebe auf, die beide als Ehegatten sechsundvierzig Jahre lang eng verbunden hat. Äußerlich bildeten sie ein ungleiches Paar, die kleine, zierliche Gestalt der Frau und die ragende, stolze des Mannes; aber Hermann hatte eine treue Lebensgefährtin gefunden, die ihn verstand und die treue Mutter seiner drei Söhne wurde.

Mit der Schilderung der Verlobung schließen die Lebenserinnerungen von Diels. Für sie treten nun die Korrespondenzen mit Usener und Zeller ein, ein sicherer Wegweiser für sein weiteres Leben. Aber es mag hier noch das ergreifende Schlußwort der Lebenserinnerungen stehen: 'Ich fühlte die Kraft in mir, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Es galt ja jetzt, nicht nur sich selbst, sondern dem neuzugründenden Herde ein sicheres Obdach zu suchen, unter dem auch die Flammen der Wissenschaft, der mein innerstes Sehnen und Streben galt, ihren Altar finden konnten. Freilich wie schwer das werden sollte, wie furchtbar mein Kampf während der nächsten fünf Jahre in immer steigender Bedrängnis sich gestalten sollte, ahnte ich nicht. Noch jetzt krampft sich mir das Herz zusammen bei der Erinnerung. Ich schließe daher vor diesem traurigsten aller meiner Lustra meine Erinnerungen. Was

wir beide, meine Frau und ich, in Hamburg 1872—1877, namentlich aber in den letzten drei Jahren erlitten haben, soll verschwiegen bleiben. Eine trockene Chronik mag zum Schlusse die äußeren Daten dieser und der folgenden Lebensabschnitte zusammenfassen. Dankbar aber muß ich zum Schlusse bekennen, daß es die Wissenschaft war, die mir meine Hingabe an sie in schwierigsten Verhältnissen dadurch lohnte, daß sie mir 1877 den Weg aus der Hamburger Galeere eröffnete und zu höheren Lebenspfaden mich emporführte. Den zwei Männern aber, die in verschiedener Weise, aber mit gleichem Eifer und Wohlwollen mich damals besonders gestärkt und gefördert haben, schulde ich hier zum Schlusse das Bekenntnis meiner unauslöschlichen Dankbarkeit. Sie heißen Hermann Usener und Eduard Zeller.'

Diels begann seine Gymnasiallehrerlaufbahn am 1. Oktober 1872 als Probekandidat am Gymnasium zu Flensburg, das Direktor O. Siefert leitete, nachdem er sich um Lehrstellen in anderen Städten, so auch schon in Hamburg, vergeblich beworben hatte. Ihm wurde zugleich die Vertretung einer ordentlichen Lehrstelle mit dem Ordinariat in Sexta übertragen, wobei er 22 Unterrichtsstunden bei einer monatlichen Remuneration von $45\frac{5}{8}$ Talern erteilen mußte. In einem Briefe an Usener vom 25. Oktober 1872 schildert er seine ersten Erfahrungen als Lehrer. Die Jungen in Sexta fand er im ganzen sehr artig; aber auch z. B. im Deutschen entsetzlich zurück. Richtig deutsch deklinieren konnten wegen der Nähe der Grenze nur wenige. Schwieriger gestaltete sich für ihn der Unterricht in den beiden Tertian (des Gymnasiums und der Realschule). Namentlich in der einen Klasse war die Disziplin besonders schwierig, da es fast alle richtige Flegel waren. 'Es ist ein Glück, daß sie sich Ohrfeigen gefallen lassen.' Außerdem gab er noch in einer Tertia geographischen Unterricht und verwertete dabei hundert Photographien, die er sich aus Italien mitgebracht hatte. Mit Freuden betont er, daß ihn der Unterricht gar nicht anstrengte und ihm freie Zeit zum Arbeiten lasse, die er vor allem dem Plutarch widmet. Unter seinen Kollegen findet er einige, die wissenschaftlich arbeiten, lobt als den bei weitem Bedeutendsten den ehemaligen Bonner Dr. Heimreich, der in dem bücherarmen Flensburg aber nicht an richtiger Stelle wäre, schreibt auch von einem philologischen Kränzchen, in dem der Direktor mit den Kollegen Aristophanes' Ritter lesen will, woraus wohl seine im Rheinischen Museum 1875 veröffentlichten Vermutungen zu zwei Stellen dieser Komödie erwachsen sind. Die Herausgabe seiner Sammlung der Placita will Diels nicht übereilen, da das '*dies diem* bei keiner Arbeit so gilt wie bei diesem sich durch die ganze Literatur hinziehenden Werk'. Er hatte außerdem viele 'Kleinigkeiten' fertig, wollte aber jetzt nichts publizieren, da er 'einen gewissen Widerwillen vor solchen Kleinig-

keiten' hatte. So sind denn auch die *Ἀημάθεια* erst im Jahre 1874 im Rheinischen Museum veröffentlicht worden. Sein Flensburger Exil ging schon zu Ostern 1873 zu Ende; denn Johannes Classen, den er auf der Reise nach Flensburg besucht hatte, hatte ihn für das Johanneum in Hamburg als Hilfslehrer gewonnen, an dem er von Ostern 1873 bis Michaelis 1877 unterrichtet hat, ein Jahr noch unter dem greisen Classen, der dem jungen Gelehrten ein warmes Verständnis entgegenbrachte, drei Jahre unter dem aus Elberfeld berufenen Direktor R. Hoche, die er in vertrautem Gespräche als sein Martyrium bezeichnete. Diels gab zunächst in der Quarta Latein und Griechisch und in drei Tertien Deutsch und war von diesem Unterricht befriedigter als vom Flensburger. Der 17. Juli 1873 brachte ihm zudem die Verheiratung mit der Liebe seiner Jugend. Es war eine Doppelhochzeit, die in Wiesbaden im Dübellschen Hause gefeiert wurde. Denn Berta Dübells Schwester Anna wurde an demselben Tage mit Dr. Gottlieb Müller vermählt, der in Hamburg auf Uhlenhorst, wo auch Diels eine Wohnung für seine junge Ehe gefunden hatte, Direktor einer chemischen Fabrik war. Der Dielsschen Ehe sind drei Söhne entsprossen, die sämtlich noch zu Lebzeiten der Eltern Ordinarien an drei preußischen Universitäten geworden sind; Ludwig, geb. 24. September 1874 zu Hamburg, Otto ebenda am 23. Januar 1876 und Paul am 28. Dezember 1882 zu Berlin. Die beiden Ältesten haben vom Vater die Liebe zu den Naturwissenschaften geerbt, der Jüngste ist slavistischer Philolog geworden. Ludwig, der Botaniker, ist noch zusammen mit dem Vater Mitglied der philosophischen Fakultät in Berlin gewesen, was schon der alte Zeller, als ihm Diels Ludwigs Habilitation in Berlin meldete, in einem Briefe prophezeit hatte. Das junge Paar Hermann und Berta Diels hätte in Hamburg in der Gemeinschaft mit nahen Verwandten schöne ungetrübte Jahre verleben können, wenn nicht auf das Direktorat von Johannes Classen 'die preußische Ära' in Gestalt von R. Hoche gefolgt wäre, der dem emsig schaffenden, ein großes Gebiet der griechischen Philosophiegeschichte aufarbeitenden Gelehrten nur Steine in den Weg legte. Diels schreibt darüber an Usener am 13. Januar 1874: 'Offen gestanden bin ich wenig von Hoche persönlich erbaut. Nach Classens vielleicht zu weitgehender Liebenswürdigkeit kam mir Hoche stets nur im Dienstfrack entgegen und bemüht sich nun, so schnell wie möglich den allerspeziellsten Schnitt (wie er z. B. in Schleswig-Holstein nicht ist) einzuführen. Das Ganze macht mir bis jetzt einen sehr schablonenmäßigen Eindruck, wozu er als Zahlenmensch (er liebt es, über jede Lumperei statistische Aufnahmen zu veranstalten, was endlose Schreiberei gibt) sehr zu neigen scheint. Mich speziell berührte es eigentümlich, daß er in der zweiten Konferenz, ohne mich vorher

avertiert zu haben, mir und einem anderen Kollegen zwei Stunden wöchentlich mehr diktierte . . . daneben will ich nicht leugnen, daß er in einzelnen Dingen manchen verrotteten Zopf abgeschnitten hat, und daß seine Rücksichtslosigkeit, mit der er die alten Traditionen über Bord wirft, bewundernswürdig ist; aber das Ganze schmeckt mir zuviel nach preußischer Unteroffiziersschablone. So läßt er sich z. B. von jedem Lehrer aufschreiben, wieviel Verse Ovid oder Cäsar er in diesem Jahre lesen wolle, und erhöht, wo es nottut, die Zahl, als ob es auf *multa* und nicht *multum* ankäme. Die anderen Kollegen, selbst Ludwig Herbst [lange Jahre der Führer der deutschen Thukydidesforschung] haben einen heillosen Respekt vor ihm, so daß ich mit meiner Opposition, die ich ihm mache, ziemlich allein stehe.' Unter solchem Druck, der sich von Monat zu Monat verstärkte, hat Diels seine doxographischen Studien getrieben; daneben beschäftigte er sich schon viel mit den Aristoteleskommentatoren, und fand 'in den Sammelsurien, die in den Brandisschen Scholien unter dem Namen des Porphyrios und des David stehen', lange Exzerpte aus seinem Galen de generibus philosophiae. Schon da erkannte der künftige Leiter der akademischen Ausgabe der Aristoteleskommentare die Unzulänglichkeit von Brandis' Arbeit. Die erste Spur von Diels' Beschäftigung mit dem Unternehmen der Akademie finde ich auf einer von ihm an seine Frau vom 12. April 1877 nach Wiesbaden gerichteten Postkarte, die er seinem Briefwechsel mit Zeller als erste Nummer beigelegt hat, und wo es heißt: 'Gestern abend war Professor Zeller hier, um mir die Beteiligung an den Arbeiten der Akademie anzubieten. Natürlich dankbar angenommen. Es wird gleich angefangen.' Auch seine epochemachende Untersuchung über die Chronik des Apollodor (Rhein. Museum 1876) fällt in die Hamburger Leidensjahre. Darüber schreibt er seinem Lehrer Usener am 14. November 1874: 'Ich habe alle Notizen Apollodors geprüft und bin so glücklich gewesen, hinter das Geheimnis seiner Zahlenangaben zu kommen'. 'Es schwindet der Nimbus der Unfehlbarkeit, den manche bei Apollodor angenommen haben.' In demselben Brief stehen nun aber auch noch folgende bedeutsame Worte: 'Wunderbarer Weise haben Sie in Ihrem Briefe ein Tatsache nicht angeführt, die für die rasche Vollendung meines Werks von durchschlagender Wichtigkeit ist, und die Sie doch wissen müssen. Die Akademie in Berlin hat am 2. Juli 1874 meine Arbeit als philosophische Preisaufgabe gestellt. Ich kann nicht anders denken, als daß Zeller mich dadurch hat aufmuntern wollen und zugleich dadurch, daß er einen sicheren Mann hat, dem Fiasco der ersten Aufgabe über die Peripatetiker hat vorbeugen wollen. Leider ist aber die Aufgabe erst 1877 fällig. Trotzdem habe ich mich entschlossen zu konkurrieren aus zwei Gründen: 1. Weil, wenn ich vorher publiziere,

der betreffende Bearbeiter dann den Augiasstall gereinigt vorfindet und dann mit verhältnismäßig leichter Mühe hier und dort *in contrariam partem* disputieren kann, während ich das *odium*, der erste zu sein, trage ohne Lohn. 2. Weil es mir bei dem schwierigen Druck des Buches sehr erleichtert würde, es als gekröntes Preiswerk einem Verleger anbieten zu können. Ist aber mein Entschluß zu konkurrieren zu billigen, so kann ich selbstverständlich mein Buch derselben Akademie vorher nicht als Garantie vorlegen. Auch glaube ich nicht, daß selbst dann die Berliner Herren gleich auf mich verfallen werden, so sehr ich auch jetzt eine Änderung meines bisherigen Lebens wünsche. Hoche ist ein Mann, der jetzt für gelehrte Dinge auch nicht das geringste Interesse mehr hat, unter dem also für mich nichts zu hoffen ist, so wenig ich auch seinen Anordnungen und Plackereien bis jetzt Widerstand geleistet habe. Aber daß diese die besten Kräfte absorbierende Belastung mit Korrekturen und Pedantereien nicht mehr lange so fortgehen kann, ist klar, besonders da durch Einschlebung dreier neuer Kollegen — — in die besten Stellen eine Beförderung in Avancement oder materiell nicht in Aussicht steht. — — — Am liebsten freilich wäre es mir, wenn ich die liebe Jugend zu unterrichten ganz aufgeben könnte'. Die Preisaufgabe der königlich preußischen Akademie lautete folgendermaßen: *Plutarchi qui feruntur libri περί τῶν ἀρεσκόντων τοῖς φιλοσόφοις quomodo et quando scripti sint, inquiratur, quae ratio inter eam compilationem similesque alias intercedat, exponatur, qui auctores qua ratione a compilatore adhibiti sint, determinetur.* In diesen Worten war formuliert, was Diels seit den Studentenjahren unverrückt als das Ziel seiner wissenschaftlichen Arbeit angesehen hatte. Über Plutarch hinaus war er längst zu den φυσικῶν δόξαι des Theophrast, dem Urquell der gesamten doxographischen Überlieferung, gelangt. Jetzt beflügelte die Preisaufgabe der Akademie seine Arbeitskraft von neuem, und trotz den Hemmungen, die ihm die unglückselige Leitung des Johanneums reichlich brachte, wurde er zu dem festgesetzten Termine fertig. Da ihm endlich eine Verminderung seiner Unterrichtsstunden von 22 auf 12 Schulstunden von Hoche zugestanden wurde, wurden auch die Schüler auf sein alle anderen Lehrer weit überragendes Genie aufmerksam. Er las damals Herodot mit den Sekundanern, und darüber schreibt mir ein dankbarer Schüler, Carl Friedrich Lehmann-Haupt in Innsbruck: 'Diels war in den Augen von uns Jungen in mancher Hinsicht eine komische Figur mit seiner hageren Länge und einem sehr starken Lispeln, das er sich ja später ganz abgewöhnt hat. — — — Aber er wußte sich doch bei uns in Respekt zu setzen, in erster Linie durch das Interesse, das er in uns dem Herodot zu erwecken verstand, und unbewußt wirkte wohl auch die bedeutende Persönlichkeit des jugendlichen

Lehrers dabei mit. Diese steigerte sich dann, als zu uns Sekundanern das Gerücht drang, Diels sei mit einer Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften beschäftigt und brauche deshalb weniger Unterrichtsstunden zu geben. Ich sehe mich und eine Gruppe von Kameraden noch vor mir, wie wir, am Rande des damals nach dem Speersort zu offenen Johanneums-Vierecks stehend, auf diese Kunde hin ehrfurchtsvoll den auf dem den Lehrern vorbehaltenen Mittelgang des Hofes schreitenden langen Diels betrachteten. Und eines Tages brach dann Reinstorff mitten in einer Stunde in einen das Genie und die Bedeutung von Diels betonenden Panegyrikos aus, der natürlich nach obiger Vorbereitung seines Eindrucks auf unsere empfänglichen Gemüter nicht verfehlte.' Diels hatte also in dem Lehrerkollegium trotz der die Wissenschaft ablehnenden Haltung des Direktors Männer gefunden, die ihn verstanden und auf das höchste schätzten. Da war der Lehrer des Englischen, Professor Wagner, der sich auch mit Plautus und mittelgriechischer Sprache beschäftigte, Professor Schrader, den er auf Useners Wunsch zur weiteren Beschäftigung mit Porphyrios anregt, der jüngere Dr. Bubendey, auch ein klassischer Philolog, und vor allem die markanteste Persönlichkeit, Professor Reinstorff, ein glänzender Lateinlehrer und bewunderter Übersetzer deutscher Gedichte in das Lateinische. Diese Männer gehörten zur 'Hamburger Gruppe', zu der sich auch Diels rechnete, und waren Gegner der Hocheschen Reformen. Der Zustand unter dem Regiment Hoches wurde Diels aber immer unerträglicher. Zu Classen, den er öfter besuchte, behielt er freundliche Beziehungen. Von den oben Genannten hebt er selber einmal O. Schrader als den einzigen hervor, der ihm nahegestanden habe. Er klagt, daß Franz Eyssenhardt, der Herausgeber des Ammianus und Macrobius der siebente Lehrer sei, der zu Hoches Zeit in das Kollegium eingeschoben sei, so daß an ein Aufrücken von ihm am Johanneum nicht zu denken war. Er arbeitete täglich von morgens 7 bis nachts 1 Uhr und fürchtete deshalb Vorwürfe von Usener, die auch nicht ausblieben. Seine Stimmung wurde nach seiner eigenen Äußerung unerträglich 'in der durch Hoche durch niedrigsten Servilismus infizierten Atmosphäre.' So sehnt er sich immer nachdrücklicher aus Hamburg fort, tut deshalb manchen Schritt und wird zum 1. Oktober 1877 nach Berlin an das erst in der Entwicklung begriffene Königstädtische Gymnasium als ordentlicher Lehrer berufen. Schon im Juli desselben Jahres war ihm in der Leibnizsitzung der Berliner Akademie der Preis zugesprochen worden. Jetzt begann ein neues Leben. Seine Wanderjahre waren beendet. Er ist von da an der einst so gehaßten preußischen Hauptstadt treu geblieben. Er traf da auch wieder seinen alten Carl Robert, der im Sommersemester 1877 schon

das Extraordinariat an der dortigen Universität erreicht hatte. Vom Herbst 1877 bis Ostern 1890 haben die Freunde dort zusammengewirkt, Diels noch fünf Jahre am Gymnasium, Robert von 1880 ab als ordentlicher Professor.

V. Berlin 1877—1890.

Diels' Erfahrungen auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dann in Hamburg waren keine solchen, an die er in späteren Lebensjahren gern zurückdachte. In Berlin am Königstädtischen Gymnasium wurde es anders. Da fand er in dem jungen Direktor Ludwig Bellermann einen liebenswürdigen Vorgesetzten, der in echter, alter, humanistischer Weise auf die Erlernung des Lateinischen und Griechischen den höchsten Wert legte. Mit Bellermann, der später, dem Beispiel von Vater und Großvater folgend, Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster wurde, hat ihn Freundschaft bis zu dessen Tode († 8. Februar 1915) verbunden, ebenso mit seinem Kollegen Eduard Wellmann, der Bellermanns Nachfolger im Direktorat des Königstädtischen Gymnasiums wurde, und mit dem Diels die Liebe zur griechischen Philosophie zusammenführte. Auch zu den anderen klassischen Philologen des Kollegiums, zu denen z. B. auch Hans Droysen gehörte, trat er damals in ein freundliches Verhältnis. Während der nächsten Jahre führte er, da er nur in den Unterklassen unterrichtete, 'ein bequemes, freilich auch recht langweiliges Leben'. Den Druck der *Doxographi* hatte Georg Reimer übernommen; er begann im Dezember 1877, und Usener las die Korrektur mit. Durchschnittlich brauchte Diels nur vier Tage für die Korrektur jedes Bogens, was erstaunlich wenig ist bei dem damaligen Zustande der Berliner Bibliotheken. Am 22. Oktober 1879 hat er das erste fertige Exemplar an Usener gesandt, der ihm voll Rührung einen Dankbrief schrieb (s. Beigabe Nr. V). Diels war also 31½ Jahre alt, als er das große Werk mit dem stolzen Motto aus Cicero: *Tardi ingeni est rivulos consecrari, fontes rerum non videre* in die Welt hinaussandte. Man wird in der Geschichte der klassischen Philologie nach einer ähnlichen epochemachenden Leistung, die ein so großes Gebiet der Literatur neu erschloß und in so jungen Jahren unter solchen Hemmungen, wie sie Diels erfuhr, vollbracht wurde, vergeblich suchen. Ein Meisterwerk, das zu ähnlichen Aufarbeitungen antiker Literatur aufforderte, worüber Wilamowitz in der Einleitung seines *Antigonos* von Karystos (1881) sehr bald das Nötige gesagt hat, war von einem lange Zeit durch Unterricht schwer belasteten Gymnasiallehrer geschaffen. Die ausführlichen Prolegomena zeigten, wie Exzerpt aus Exzerpt entstanden ist und vor allem, wie das Werk des bisher kaum beachteten Aëtios, seine *ξυναγωγή περί ἀρεσκόντων*, die im ersten oder zweiten

Jahrhundert entstanden ist, aussah und von späteren Autoren wie Pseudo-Plutarch, den der Titel der Berliner Preisaufgabe in den Vordergrund rückte, Johannes Stobaios, Theodoret und anderen benutzt wurde. Auch sehr wertvolle Quellenuntersuchungen zu Cicero, Diogenes Laertios, Clemens von Alexandrien und anderen stehen in den Prolegomenis. Mit Recht hob Wilamowitz sofort 'die Vervollkommnung der Methode' hervor, die Diels durch seine Quellenuntersuchungen unzweifelhaft erreicht habe, und die auch Usener in seinem Dankbriefe hervorhebt, indem er das Werk als 'vertiefter und vollendeter' bezeichnet, als es 'in seinen Händen hätte werden können.' Auf die Prolegomena folgt dann der Text der Doxographen in musterhafter Gestaltung, meist auf handschriftlicher Überlieferung beruhend, die er selbst oder seine Freunde auf den Bibliotheken namentlich Italiens und Frankreichs untersucht hatten. Diels ist immer einer der Philologen gewesen, der auf die Anfertigung umfassender Indices den höchsten Wert legte. Das beweisen nicht nur all seine späteren Werke, das beweisen auch schon die *Doxographi Graeci*.

Wilamowitz stellt in jener schönen Einführung zu seinem Antigonos von Karystos neben Diels' Aëtios den Eratosthenes von Robert und fordert zu Restitutionen, wie sie da Diels und Robert gemacht haben, auf, während er bei aller Anerkennung von Reifferscheids Sueton und Lentz' Herodian hervorhebt, daß sie manches Ungehörige enthalten. Während Wilamowitz bei Diels' Werk unbeteiligt war, schließt die *Praefatio* von den *Eratosthenis Catasterismorum reliquiae recensuit Carolus Robert Berolini* 1878 mit den Worten: *Wilamowitzio autem meo quantum debeam, quaevis fere pagina clamitat*. Roberts Rekonstruktion erschloß ein umfangreiches mythographisch-astronomisches Werk, indem er dazu nicht nur die in verschiedenen Handschriften überlieferten 'Ερατοσθένους καταστερισμοί verwandte, sondern auch gleichartige Angaben in den Arat- und Germanicusscholien und vor allem Hygin *de astronomia* Buch II und einige Stellen auch aus Buch III. Robert hielt dies von ihm sorgfältig rekonstruierte Buch für ein Werk des Eratosthenes von Kyrene, ließ sich dann aber bald (Preller-Robert, Griech. Mythologie I, S. 22, Anm. 5) von Ernst Maaß überzeugen, daß das von ihm wiedergewonnene Werk den Namen des großen Eratosthenes mit Unrecht trage. Später hatte er dann aber noch die Freude, daß Albert Rehm in wichtigen Punkten seine erste Überzeugung teilte. Roberts Ausgabe hat heute noch ihren großen Wert; denn die von Alexander Olivieri hat sie nicht veralten lassen. Das wird erst geschehen, wenn eine neue die auf diesem Gebiete von Rehm und Franz Boll gemachten Funde verwertet. Aber auch dann wird sich Roberts Her-

stellung in der Geschichte unserer Wissenschaft allzeit mit Ehren behaupten, ganz abgesehen von den Prolegomenis und drei wertvollen Epimetris, von denen namentlich das letzte über die in den Katasterismen erwähnten Autoren reiche Anregung zu weiterer Forschung gegeben hat. Gewidmet ist Roberts Buch dem Andenken von Rudolf Hercher, dem er näher getreten war, und den er hoch verehrt hat, wie die schönen, warmen, in glänzendem Latein geschriebenen Worte der Praefatio zeigen. Als Diels bald nach seiner Berufung nach Berlin Hercher besuchte, fand er ihn 'im Fieber und entsetzlich bitter'. Hercher ist auch bald darauf gestorben. Seine Homerischen Aufsätze, die in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie verborgen waren, und die uns heute wunderbarlich anmuten, hat Robert im Jahre 1881 herausgegeben.

Hier muß der Biograph für eine Weile Halt machen und von den Vertretern der klassischen Altertumswissenschaft an der Universität Berlin reden und sie in ihrem Verhältnis zu Diels und Robert schildern. Glänzende Gestirne standen damals am philologischen Himmel, allen voran Ernst Curtius, der eben als Wiederentdecker Olympias mit dem Kotinoskranze der Altis ruhmreich geschmückt war, und Theodor Mommsen. Es ist nicht leicht, über Roberts Beziehungen zu Curtius zu urteilen; aber fest steht, daß er sich näher an Mommsen angeschlossen hat, der bei seiner Beförderung zum Extraordinarius in Berlin nach Ablehnung eines Rufs nach Zürich, wo er unico loco als Nachfolger von Carl Dilthey vorgeschlagen war, und eines anderen nach Dorpat, die treibende Kraft war und ihm dann einmal in Rom das brüderliche Du anbot. Robert gehörte mit seiner Frau zu den nächsten Freunden des Hauses in der Charlottenburger Marchstraße und beugte sich gern dem Genius des großen Historikers, der ihn förderte, wo er konnte. Zu diesem schönen Bunde des Älteren und des Jüngeren haben sicher Roberts glühende Liebe zu Rom und Italien und die Freundschaft mit Henzen und Helbig beigetragen, später auch wohl die Übernahme der Redaktion des von Mommsen einst gegründeten 'Hermes' und die ablehnende Haltung, die beide Männer zu der Conzeschen Neuordnung des archäologischen Instituts einnahmen. Robert hat im Jahre 1901 Mommsen seine Studien zur Ilias gewidmet. Ernst Curtius war in den letzten Studentenjahren Roberts Lehrer gewesen. Aber der Schüler schlug bald ganz andere Wege ein und begab sich auf Gebiete, die Curtius fernlagen. Auch gab es Verstimmungen ganz anderer Art, wie z. B. Curtius als Vorsitzender der archäologischen Gesellschaft die hohen Kosten von Roberts Winkelmannsprogramm über Thanatos stark beanstandete, was Robert sehr übel genommen hat, wie er ja überhaupt in solchen Dingen leider recht empfindlich war. In wissenschaftlichen Fragen, die Curtius

am Herzen lagen, war der kritisch so stark veranlagte Robert sein Gegner, so in der von Wilamowitz angeregten Forschung nach den Quellen des Pausanias, auf den gläubig überall vertrauend Curtius in jungen Jahren durch die Peloponnes gewandert war, und in der von Wilamowitz und Wilhelm Dörpfeld zu einer neuen Wendung gebrachten Untersuchung über die attische Bühne. Curtius haftete in mancher Anschauung fest in dem von Böckh, Welcker, C. O. Müller Überkommenen und ließ davon nicht ab, neigte niemals in seinem Leben zu subtilen philologischen Untersuchungen, die Roberts Scharfsinn gerade immer anzogen. Curtius war der begeisterte und begeisternde Kunder des Hellenentums im Sinne Wilhelm von Humboldts, der noch heute unübertroffene Schilderer der griechischen Landschaft, der große Gelehrte aus Intuition, das heißt hier: aus inniger Vertrautheit mit Griechenlands Natur und Bewohnern, damals nicht nur von Robert unterschätzt, sondern von all denen, die seine griechische Geschichte mit der römischen von Mommsen und die beiden großen Altertumsforscher überhaupt miteinander verglichen. Wenn auch leider zwischen Curtius und Robert kein nahes kollegiales Verhältnis aufkam, wie Robert dem letzten Olympioniken, dessen Ehrfurcht gebietendes Ethos jeder, der ihm nahte, empfinden mußte, im Innersten seines Herzens begegnete, zeigen die schönen Worte, mit denen er als Abgesandter der Hallischen philosophischen Fakultät ihn an seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum begrüßt hat (Beigabe Nr. VIII). Eine sehr törichte Strömung unter den Studierenden der klassischen Altertumswissenschaft in Berlin war es um das Jahr 1880 herum, daß sie sich ernsthaft in Curtianer und Robertianer teilten und die letzteren den Archegeten der ersteren für einen fast vorsintflutlichen Gelehrten erklärten. Aber es gab auch manchen, der es als ein großes Glück empfand, beide als seine geliebten Lehrer verehren zu dürfen, den Schüler C. O. Müllers und den in Mommsens und Kirchhoffs Bahnen wandelnden Robert. Denn von den Philologen war es nur Adolph Kirchhoff, zu dem sowohl Diels wie Robert in Liebe und Verehrung aufschauten. Robert hat ihm, dessen Odysseeforschungen er soviel verdankte, 1880 sein herrliches Buch 'Bild und Lied' gewidmet und ihn in mündlichem Gespräche oft genug als sein Vorbild in vielen Universitätsfragen bezeichnet, als den unerschrockenen Kämpfer für alte, echte, akademische Tradition. Niemand aber hat Kirchhoff wohl treffender geschildert als Wilamowitz in seiner schönen akademischen Gedächtnisrede, den Urpreußen und auf so vielen Gebieten epochemachenden Gelehrten. Diels ist dem greisen Kirchhoff in rührender Fürsorge auch noch treu geblieben, als ein trauriger Verfall seiner Geisteskräfte stattfand und ihn kaum jemand mehr besuchen durfte, wie Diels überhaupt älteren

Kollegen gegenüber gern der hingebendste, verständnisvollste Freund war, wie vor allem Ernst Curtius und Eduard Zeller. Nach Curtius' Tod schrieb er an Zeller am 23. August 1896 die Worte: 'Curtius' Verlust wird uns doch täglich fühlbarer, und der Gedanke, daß er schrecklichen Leiden enthoben ist, wird überwuchert von dem Gefühle der Vereinigung, das alle ideal Gesinnte nach seinem Hinscheiden mehr und mehr ergreift. Man vermißt seine hoheitsvolle Gestalt unter den vielen widrigen Gesellen, die mit ihren Eintagsgedanken und egoistischen Zielen sich den Ellbogenraum für ihre niedrige Tätigkeit erkämpfen.' Den Weg zu dem schwer zugänglichen Johannes Vahlen hat Robert leicht gefunden und später mit ihm und Ulrich Köhler manche anregende Stunde beim Glase Wein im Rüdeshheimer zu Berlin verbracht, Diels dagegen nie, so sehr sie auch das Doppelamt in Fakultät und Akademie zusammenführte. Sie haben nie in gegenseitigem Verständnis ihre gemeinsamen Schüler unterrichtet. Jeder ging seinen Weg, und als Wilamowitz kam, siegte Diels zusammen mit dem Freunde seiner Jugend über den früh alternden Vahlen, an dem aber manche Generation der Berliner Gymnasiallehrer in Treue hing, da sie in ihm den größten Kritiker seit Bentley zu finden glaubte und seinen einseitigen konservativen Standpunkt rückhaltlos bewunderte. Darin aber waren Diels und Robert wieder sich völlig gleich, daß sie Emil Hübner, Joh. Gustav Droysens Schwiegersohn, der einstmals Mommsens Gunst erfahren und sich namentlich als Epigraphiker um die Erforschung des römischen Spaniens und Britanniens große Verdienste erworben hatte, ganz fern standen. Wäre dieser nicht in der wissenschaftlichen Prüfungskommission gewesen, hätte er auch in Berlin wenig Zuhörer gehabt; so ermattend, fast nur Namen und Zahlen bringend waren seine sehr sorgfältig vorbereiteten Vorlesungen, die er zudem auch im Sommer von 12—2 Uhr hielt. Sowohl bei Diels wie bei Robert kam auch Persönliches hinzu, das sie, wie vorher schon Mommsen, ihm ganz entfremdete. Diels hat nächst Usener aber keinen so verehrt wie Eduard Zeller, der von allen Berliner Akademikern ihm am nächsten stand und sein vertrauter väterlicher Freund auch noch war, als er zum Schmerze seiner Freunde 1894 von Berlin nach Stuttgart übersiedelt war. Der umfangreiche Briefwechsel von Diels mit Zeller ist ein Gegenstück zu dem von Diels mit Usener. Durch ihn, der zeitweise sehr lebhaft geführt wurde, blieb Zeller mit der Berliner Wissenschaft in der engsten Verbindung. Der Jüngere blickt zu dem Älteren auf wie zu einem Vater, und niemals ist Zeller schöner und wahrer charakterisiert worden als am Schlusse der von Diels am Leibniztage 1908 in der Berliner Akademie gehaltenen Gedächtnisrede: 'Wenn nach seinen eigenen Worten die Seligkeit des Menschen "in der sittlichen Einheit mit sich selbst" besteht,

so ist ihm diese Seligkeit im höchsten Maße zuteil geworden. Denn diese Einheit hat er, wie wenige der Sterblichen, erstrebt und erreicht, eine in sich vollendete Persönlichkeit, in Lehre und Leben ein wahrer Philosoph, dessen Spuren nicht so bald verwehen werden.' Robert, dem jegliche philosophische Ader fehlte, hat zu Zeller keine näheren Beziehungen gehabt und ihn nicht zu den großen Berliner Meistern gezählt, die ihm außer Kirchhoff und Mommsen Vorbilder waren. Er nannte in diesem Zusammenhange, wenn er sich über das Verschwinden der alten akademischen Tradition in den Fakultäten bitter beklagte, noch Moriz Haupt, Hermann von Helmholtz und Karl Weierstraß.

Robert erreichte das Ziel der akademischen Laufbahn im Siegerschritt. Als er einen Ruf nach Heidelberg als Nachfolger von K. B. Stark abgelehnt hatte, wurde er, wieder auf Mommsens Betreiben, mit dreißig Jahren Ordinarius in Berlin. Schon als Privatdozent, vor allem aber als Extraordinarius und Ordinarius hat Robert da auf den jungen philologischen und archäologischen Nachwuchs als Persönlichkeit gewirkt wie kein anderer. Er hat ganz unzweifelhaft zu den größten Dozenten der klassischen Altertumswissenschaft in Deutschland gehört. Noch in den Zwanzigern stehend, scharte er in dem damals an Berühmtheiten auf unserem Gebiete nicht eben armen Berlin eine große Anzahl begeisterter Jünger um sich. Die Koryphäen schienen dem jungen Studenten unnahbar zu sein. Irgend ein persönlicher Verkehr zwischen Lehrer und Schüler fand da kaum statt. Robert aber nahte seinen Studenten in einer Art, die in Berlin neu und ungewohnt war. Ihm genügten die Vorlesungen und Übungen nicht, auch nicht die intimen Übungen, zu denen er die Auswahl der Teilnehmer sehr sorgfältig traf. Gerade die in den ersten Semestern Stehenden zog er an sich, die noch nicht wußten, was sie wollten und sollten, und die ließ dann der Zauber seiner mannhaften Persönlichkeit nicht los. Er war nie ein Schulmeister, kein Professor, der ein bestimmtes Pensum erledigen zu müssen glaubte. Er war fern von aller Pedanterie, ein starker Hasser jeglichen Banausentums und philiströsen Verhaltens, jeder Dressur. Von Staatsexamen wollte er nichts hören, überhaupt nichts von Examinibus; ebenso stand er der Pädagogik als Wissenschaft stets feindlich gegenüber und definierte sie noch in einem Gespräch mit Emma Roß stark übertreibend so: 'Die Wissenschaft, den wenigen Menschen, denen der liebe Gott Lehrtalent gegeben hat, es wieder auszutreiben; und die einzige Pädagogik, die es gibt, ist das Militär.' Als er Ostern 1882 vom Kultusministerium aufgefordert wurde, in der Prüfungskommission für das höhere Lehramt als Philolog mitzuwirken, lehnte er es rundweg ab. Sein Verhältnis zu den Studierenden kann ich nicht besser charakte-

risieren als mit der Feststellung, daß er zu uns nicht als Lehrer trat, sondern als Mensch, als *primus inter pares*, als Führer eines Thiasos. Wofür die anderen Großen keine Zeit hatten, er hatte sie immer. Wir lasen mit ihm an zwanglosen Abenden beim Glase Bier mit verteilten Rollen die gesamten attischen Dramen von den Hiketiden des Aischylos an bis zum Plutos des Aristophanes. Er kam auch zu unseren geselligen Zusammenkünften und blieb, obwohl er draußen in Charlottenburg wohnte, oft bis zum letzten Stadtbahnzuge im Zentrum der Stadt. Als der jungen deutschen Studenten sich oft so schnell aufdrängende Gedanke auftauchte, aus dieser aus 'Robertianern' bestehenden freien Gesellschaft, deren Anfänge noch in das Ende der siebziger Jahre führen, einen archäologischen Verein zu gründen, wehrte er ab und warnte vor jeder bindenden Satzung. Erst nannten wir uns auf seinen Rat nach dem berühmten Vorgange von Philipp Buttmann die Gesetzlosen, dann Anomoi, und unter dem Namen der Anomia, für deren Zusammenhalten ein Anomotatos (der erste war der Verfasser dieser Biographien) zu sorgen hatte, haben wir unter seiner Hegemonie (er hieß der Archegetes) fest zusammengehalten, innerlich untereinander mehr verbunden als mancher Verein. Auch nach Roberts Weggang nach Halle im Jahre 1890 blieb die Anomia noch lange Jahre bestehen. Bei seinem Scheiden aus Berlin brachten wir dem Vierzigjährigen zu seinem Geburtstage eine Sammelschrift dar, und als 1920 sein siebzigster Geburtstag herannahte, als die Anomoi längst in alle Winde zerstreut waren und keine Symposien mehr abhielten, traten wir noch einmal geschlossen als Gratulanten mit einer eigenen Festgabe auf. Winkelmannsfeste wurden alljährlich gefeiert, an denen manchmal Szenen aus aristophanischen Komödien oder eigene Dichtungen von uns aufgeführt wurden. Schwungvolle Lieder dichteten Paul Hoenicke, Konrad Wernicke, Erich Pernice, Hans Passarge, Ferdinand Noack, dem unter anderem ein hübsches Lied auf Pausanias verdankt wird, das wir oft gesungen haben. Roberts Lieblingsdichter für diese frohen Stunden war Scheffel, dessen Hesiodos im 'Gaudeamus' immer auf dem Programm stand. Er hat sich all unsere harmlosen Drucksachen und Manuskripte sorgfältig aufbewahrt, so daß aus ihnen dem, der damals an den Anomiasitzungen teilnahm, ein lebendiges Bild der herrlichen Jugendzeit wieder vor die Augen tritt. Nicht vergessen dürfen wir auch die schönen Stunden, in denen er der Anomia des eigenen Hauses edle Gastlichkeit öffnete. Als die freundliche Fee des Hauses empfang und seine Gattin und schenkte auch uns von ihres Wesens Liebreiz und Güte. Eine bezaubernde Wirkung ging auf uns von diesem Fleckchen Erde in der Charlottenburger Fasanenstraße aus, die damals noch fern dem Häusermeer lag. Robert war jedem Gespräch zugänglich, wenn es

nur ernste Probleme brachte und sich nicht in Ästhetik und Philosophie verlor, wo er sich nicht zu Hause fühlte. So eifrig er später auch in den Hallischen Fakultätsverhandlungen die Beibehaltung der Philosophie als Prüfungsfach im Doktorexamen verteidigte, und so eng er sich freundschaftlich mit Männern wie Benno Erdmann und Rudolf Stammer verbunden fühlte, ein inneres Verhältnis zur Philosophie hat er nie gewonnen. Aus seiner Schule gingen nicht nur ausgezeichnete Archäologen und Philologen hervor, sondern auch andere, die bei ihm erst die rechte Methode gelernt zu haben gern bekannten, wie die Kunsthistoriker Peter Jessen, Alfred Lichtwark und vor allen Josef Strzygowski, der noch am 8. März 1920 mit einer wertvollen Beigabe zur Festschrift der Anomia erschien, die Numismatiker Hans von Fritze, Berendt Pick, Joannes Sboronos, die verdienstvollen Ausgräber in Griechenland und Kleinasien Robert Koldewey (der einen Beitrag zur Anomiafestschrift des Jahres 1890 beigesteuert hat), Demetrios Philios, Christian Tsuntas, Theodor Wiegand, der Epigraphiker Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, die Germanisten Johannes Bolte und Hubert Roetteken, der beste Kenner mecklenburgischer Volkskunde Richard Wossidlo, der Schriftsteller Oskar Bie, der seine literarische Laufbahn 1887 mit einer wertvollen Schrift über die Musen in der antiken Kunst, die Robert gewidmet ist, begonnen hat. Wie man schon aus diesen Namen sieht, waren auch manche Ausländer in seinen Kreis gebannt; aus Schweden sind namentlich Lennart Kjellberg und Sam Wide, aus Rußland Waldemar Malmberg und Valerian von Schoeffer seine Schüler gewesen. Sie alle wußten, daß man die Methode der Interpretation nirgends zuverlässiger lernen konnte als bei ihm; sie alle bewunderten seine schon damals riesenhafte Gelehrsamkeit, den Scharfsinn in der Leitung der Diskussion, die nie auf Abwege gelangen durfte, die Verbannung alles phrasenhaften Geredes, wie es so oft in kunstgeschichtlichen Darlegungen vorkommt, die rührende Geduld, die er mit jedem strebsamen Jünger hatte, der ehrlich der Wissenschaft diente. Wir fühlten schon als Studenten das hohe Glück, daß uns ein gottbegnadeter Lehrer gegeben war, ein Mann, der nie zahlte mit dem, was er tat, sondern was er war, ein Mensch, wie sehr wenige, zum Führer eines wissenschaftlichen Thiasos geboren.

Ein anderes Bild gibt die Lehrtätigkeit von Diels, wie ich sie aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kenne. Er war erst im Herbst 1882 von der neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten aufreibenden Tätigkeit am Gymnasium erlöst worden, hat also 10 Jahre als Gymnasiallehrer gewirkt. Solch lange Zeit mußte seinem Leben einen Stempel aufdrücken, der nie ganz verschwunden ist. Er war

und blieb ein Schulmeister, allerdings im höchsten Sinne dieses Wortes. Er hatte vor dem Stande der Gymnasiallehrer die allergrößte Achtung und verallgemeinerte niemals seine bösen Wiesbadener und Hamburger Erfahrungen. Aber er verlangte von ihm auch viel, vor allem stetes Mitgehen mit der fortschreitenden Wissenschaft. Er war nicht an Jahren, aber wohl an Erfahrungen in Schule und Leben zu alt, um sich wie Robert in das oft stürmische Treiben der akademischen Jugend hineinzustürzen und bei ihren Symposien mitzutun, zumal er auch oft an starken Erkältungen und anderen Indispositionen litt. In seinen Übungen suchte er, ein echter Schulmeister, die geistigen Kräfte all seiner Schüler zu wecken; er hatte offenbar stets einen Plan, nach dem er die Diskussion von vornherein leitete, und den er unbeirrt mit fester Hand durchführte, während Robert sich von dem Gang der Diskussion beeinflussen ließ, wenn sie zu einem sicheren Ziele führte. Diels wollte lehren; ihm kam es darauf an, seinen Schülern Methode und sichere Kenntnisse beizubringen, während Robert fast in jeder Stunde ein wissenschaftliches Ergebnis mit uns erzielen wollte und oft seine eigenen Forschungen, die er noch nicht für den Druck fixiert hatte, uns zur Prüfung vorlegte, was Diels, zu meiner Zeit wenigstens, nie getan hat. Robert machte uns zu Mitforschern, während Diels der Bedächtigere war und erst das Fundament zu legen bemüht war. So ergänzten sich die beiden Jugendfreunde vorzüglich, und wir fühlten bald, daß sie zusammengehörten. Sie wirkten, obwohl nie durch ein Seminar oder gemeinsame Übungen verbunden, als eine Einheit; sie bildeten gewissermaßen zusammen eine Schule, die dem philologischen Seminar von Kirchhoff und Vahlen gegenüberstand. Man sah sie des Morgens, da sie beide von 8 bis 10 Uhr ihre Vorlesungen hielten, oft zusammen von der Universität nach der königlichen Bibliothek gehen: Robert im Schmuck der braunen Haare in jugendlicher Mannesschöne, oft lebhaft gestikulierend, daneben Diels' gewaltige Gestalt, in ruhiger Vornehmheit und Würde, mehr demonstrierend. Diels' Wesen wurde im Laufe der Jahre ein patriarchalisches; Robert war bis zu seinem Lebensende ein Stürmer und Dränger, oder in der allerletzten Zeit, als der unglückselige Ausgang des Weltkrieges und die Haltung der Mehrzahl des deutschen Volkes seinen Flug gelähmt hatten, ein fast Verzweifelnder. Der eine ein Lehrer und Weiser der Sophrosyne, der andere ein begeisterter Führer in die ewige Welt der Wahrheit und der Schönheit, beide vornehm in ihrer idealen Gesinnung und übereinstimmend in dem Festhalten an der guten alten akademischen Tradition.

Diels hat seine akademische Laufbahn als Mitglied der Berliner Akademie begonnen, in die er am 15. August 1881 als ordentliches Mitglied im Alter von 33 Jahren, noch Oberlehrer am Königsstädtischen

Gymnasium, eintrat. Er war nach August Meineke und Adalbert Kuhn der dritte Berliner Gymnasiallehrer, der Akademiker wurde: 1860 war es Adolph Kirchhoff, 1873 Rudolf Hercher geworden. Zu den Arbeiten der Akademie für die Herausgabe der Aristoteleskommentare war er schon von Hamburg aus durch Zeller herangezogen worden, und Zeller hat dann auch am meisten zu der Wahl von Diels in die Akademie beigetragen. Diels war bereits am 15. Dezember 1877 zum Redaktor des großen akademischen, nach dem Tode von Adolf Torstrik (Ende 1877) verwaisten Unternehmens der *Commentaria in Aristotelem Graeca*, an dem er seine staunenswerte Organisationsgabe bewähren konnte, bestellt worden. Jetzt hatte er als Akademiker ganz freie Hand. Hier galt es, die rechten Mitarbeiter zu finden und viele Köpfe in einer Richtung zu leiten. Da blieben die Ärgernisse nicht aus, von denen die Briefe an Usener berichten, und bitter beklagt er sich manchmal, daß von den Akademikern außer Zeller niemand warmes Interesse für das große Unternehmen zeige. Am meisten hat ihn da offenbar Hermann Bonitz enttäuscht, den seine Stellung als vortragender Rat im Kultusministerium und eine sich früh zeigende Altersschwäche von der Aristotelesforschung, in der er einst Unvergängliches geleistet hatte, entfernt hatten. Auch Vahlen, der mit Bonitz und Zeller Mitglied der Aristoteleskommission war, versagte hier völlig. Die Riesenlast ruhte allein auf Diels' Schultern. Zeller hatte in dem jungen Oberlehrer den rechten Mann gefunden. Einst (7. November 1874) hatte Zeller, noch bevor Ad. Torstrik gewonnen war, Valentin Rose zur Übernahme der Herausgabe der Aristoteleskommentare bewegen wollen; aber dieser hatte damals sofort entschieden abgelehnt in dem Bewußtsein, daß er 'nicht der Mann dazu sei, diese Arbeit, ohne eine ewige Fessel zu schleppen', auf seine Schultern zu nehmen, und nach langen Jahren (18. Januar 1893) schrieb Rose an Usener: 'Ich zog meine Freiheit vor. Gott sei Dank! Denn Diels war der Mann, den die Sache brauchte, nicht meine schwächliche Kraft.' Usener¹⁾ hat das akademische Unternehmen als erster in seiner vollen Bedeutung gewürdigt und seinem Leiter das höchste Lob gespendet, wenn er auch die Beschränkung auf die griechischen Kommentatoren nicht anerkennen konnte und z. B. die Kommentare des Boëthius schmerzlich vermißte. Vom 1. Juli bis zum 8. August 1878 war Diels mit Ivo Bruns in Paris, um die Ausgaben der Kommentatoren vorzubereiten. Ivo Bruns blieb auch weiter ein treuer Mitarbeiter an dem großen Unternehmen, zu dem Diels

¹⁾ Goett. Gel. Anz. 1892 S. 1001—1022 = Kleine Schriften III S. 193—214. Dazu vgl. auch Karl Praechter in der Byzantinischen Zeitschrift XVIII 1909 S. 516—538.

zunächst namentlich Michael Hayduck, Max Wallies, Adolf Busse heranzog, die die meisten Ausgaben veranstaltet haben, später auch unter anderen Gustav Heylbut, Richard Heinze, Karl Kalbfleisch, Hugo Rabe, Paul Wendland, während H. Usener sein anfangs gegebenes Versprechen wegen anderer großer Arbeiten leider nicht einlösen konnte. Aber er ging, in seiner Überzeugung von der einen internationalen Wissenschaft, auch über die Grenzpfähle Deutschlands hinaus; er gewann zu Mitarbeitern von Dänen J. L. Heiberg, von Engländern Ingram Bywater und Frederik Kenyon, von Italienern Girolamo Vitelli, von Griechen Spyridon Lampros. Er selbst führte die gelehrte Schar nicht nur durch seine Weisungen, sondern vor allem durch sein Beispiel an. Der erste Band der *Commentaria in Aristotelem* (in der Reihenfolge IX) ist seine musterhafte Ausgabe des Kommentars des Simplikios zu den *Physica*, deren erste vier Bücher schon am 1. März 1882 ausgegeben werden konnten, während die Bücher V—VIII erst im Jahre 1895 als Band X der *Commentaria* erschienen sind. Neben Alexandros von Aphrodisias steht Simplikios unter den aus dem Altertum erhaltenen Kommentatoren an erster Stelle. Vor allem ist sein Kommentar zur Physik ein wahres Schatzhaus von Vorsokratikerfragmenten und doxographischem Material zur vorsokratischen Philosophie. Man übersieht dies am besten, wenn man Diels' Stellenregister zu den Vorsokratikern III⁴ S. 739ff. betrachtet. Mit vollem Recht hat K. Praechter kürzlich gesagt (RE III A S. 206), daß diese Fundgrube für die späteren Philosophen noch viel zu wenig ausgenützt ist, was mir namentlich von den Bruchstücken aus Eudemos' Physik zu gelten scheint, deren endgültige Herstellung Diels anderen überlassen hat. Er selbst aber hat in seiner im Jahre 1882 erschienenen bahnbrechenden akademischen Abhandlung zur Textgeschichte der Aristotelischen Physik schlagend nachgewiesen, daß diese von Alters aus der Eudemischen interpoliert worden ist. Diels hat in erstaunlich kurzer Zeit seinen Mitarbeitern ein leuchtendes Vorbild gegeben und in der inhaltreichen *Praefatio* Anregung zu neuer Beschäftigung mit Simplikios. Wie alle seine Schriftstellereditionen ragt sie durch die sichere Restitution des Textes, große Sauberkeit im einzelnen und die vortrefflichen Indices hervor, und man bedenke dabei, daß der erste Band noch während seiner Berliner Gymnasiallehrertätigkeit erschienen ist. Im Oktober 1909 war das Riesenwerk der *Commentaria*, Band I—XXIII umfassend, mit der Ausgabe des Joannes Philoponos in *Analytica posteriora cum Anonymo* ed. M. Wallies (Bd. XIII 3) und begleitet von dem *Supplementum Aristotelicum editum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae* Bd. I—III, zu dem Diels selbst in III 1 die auf einem Papyrus entdeckten *Anonymi Londinensis ex Aristotelis Iatricis Menoniis et aliis medicis*

eclogae zusteuerte, vollendet. Im ganzen waren es 26 Bände in 57 Teilen. Diels hat davon, soviel ich weiß, jeden Korrekturbogen gelesen.

Am 4. Oktober 1882 wurde Diels endlich zum außerordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität Berlin ernannt. Allmählich wurden auch andere Universitäten auf den großen Gelehrten aufmerksam. Schon 1881 hatte er neben Georg Kaibel und Friedrich Leo nach Richard Foerstlers Abgang nach Kiel in Rostock auf der Liste gestanden, selbst aber für die dann auch erfolgte Berufung von Kaibel gewirkt. Am 17. Januar 1883 fragte Hermann Schiller bei ihm an, ob ihn die philosophische Fakultät in Gießen für die durch den Tod von Bratuschek erledigte Professur für Philosophie *primo loco* vorschlagen dürfe. Der Philolog lehnte ab. Am 3. August 1885 fragte Adolph Kießling bei ihm an, ob ihn die philosophische Fakultät in Greifswald als des nach Straßburg berufenen Georg Kaibel Nachfolger im Ordinariate für klassische Philologie *unico loco* vorschlagen solle. Auch diese Anfrage lehnte er sofort ab und ebenso den am 11. Januar 1886 erfolgten Ruf nach Heidelberg als Nachfolger von Kurt Wachsmuth. Die Ablehnung des Heidelberger Rufs veranlaßte, wie sechs Jahre vorher bei Robert, schon am 25. desselben Monats seine Ernennung zum ordentlichen Professor in Berlin. So waren Diels und Robert noch vier Jahre zusammen in derselben Fakultät Ordinarii.

Robert wurde dann aber als Heinrich Heydemanns Nachfolger zu Ostern 1890 nach Halle berufen. Inzwischen hatte er drei große Werke begonnen, die ihn alle bis zu seinem Tode beschäftigt haben, die Herausgabe des von Friedrich Matz begonnenen großen Werkes über die Römischen Sarkophage, die Neubearbeitung der Griechischen Mythologie von Ludwig Preller und die Redaktion des *Hermes*, die vor ihm von Mommsen schon Diels angeboten war, der sie aber ebenso ablehnte wie schon etwas früher die ihm auch von Mommsen angetragene Redaktion der im Weidmannschen Verlage neugegründeten Deutschen Literaturzeitung. Diels wies alles ab, was ihn von seinem geraden Wege abführen konnte, dies beides sehr zu Mommsens Enttäuschung und Ärger. Usener und Kekulé waren da Diels' Berater. Robert hat jahzehntelang an der harten Pflicht und großen Last, die ihm die Übernahme des Sarkophagwerks und der Neubearbeitung des Prellerschen Handbuches auferlegten, schwer getragen. Man darf nie vergessen, daß seine wissenschaftliche Tätigkeit durch diese Bindungen gehemmt war, und empfindet um so mehr, wenn man seine gesamte literarische Produktion überschaut, das Heroische, was er geleistet, an schriftstellerischer Fruchtbarkeit seinem Freunde Diels durchaus nicht unter-

legen. Die Sammlung der Römischen Sarkophage, von der er vier Bände (1890—1919) bearbeitet hat, war ein Vermächtnis seines Lehrers Otto Jahn, der erkannt hatte, daß die vielen bildlichen Darstellungen auf den Sarkophagen der römischen Kaiserzeit nicht nur für die griechische Heldensage, sondern auch für die Kenntnis der *vita humana*, für die Kunstgeschichte auch der Griechen von höchster Bedeutung sind, und daß nur eine kritische Sammlung der vielen Varianten, die sich da finden, Ordnung und Licht schaffen könnte. Das kaiserlich deutsche archäologische Institut nahm diesen Gedanken Otto Jahns auf und betraute mit seiner Ausführung zunächst Friedrich Matz, der in Italien mit dem Zeichner Ernst Eichler herumzog, die Reliefs sammelte und aufnahm und den Grund zu dem *Corpus sarcophagorum* auch darin legte, daß er eifrig nach alten Zeichnungen und Stichen in den Bibliotheken spürte. Matz starb (als außerordentlicher Professor der Archäologie in Halle) mitten in diesen umfangreichen, groß angelegten Vorarbeiten. Zu seinem Nachfolger wählte die Zentralkommission des Instituts zum 1. April 1879 Robert, der mit großer Energie an das Werk ging, es neu organisierte, die Teilung des Riesenwerks in die verschiedenen Abteilungen vornahm, die Zeichnungen Eichlers revidierte, neue Funde registrierte und vor allem mit ganz besonderer Vorliebe der Geschichte der einzelnen Sarkophage in der Renaissance und Neuzeit nachging. Das Werk, das er unternahm, konnte allein ein Menschenleben ausfüllen. Nicht weniger als vierzehn Reisen hat Robert als Sarkophagreisender, wie er sich scherzend nannte, unternommen, die meisten nach Italien, dessen Land, Leute, Sprache er so gut kannte wie wenige. Er war im März 1880 in Paris, im September desselben Jahres in Sizilien, im Frühjahr 1882 in Rom, im Herbst 1883 in Oberitalien, im März 1884 in Rom, im Herbst 1884 in St. Petersburg, im Frühjahr 1886 in Rom. Dann folgt eine Pause von fünf Jahren. 1891 war er im Frühjahr wieder in Italien, ebenso 1896 zu derselben Zeit, während er im Herbst dieses Jahres Südfrankreich bereiste. Im Herbst 1897 fuhr er über Rostock, wo er seinen alten Freund Gustav Körte besuchte, nach Kopenhagen, im Herbst 1898 nach England, im Frühjahr 1902 nach Paris und endlich in einem Winterurlaub 1902/03 noch einmal nach Italien. Später ist er wohl nur noch zweimal auf der Durchreise nach Griechenland und Kleinasien in Italien gewesen. In Rom war er ganz heimisch. Er gehörte dort zu den angesehensten deutschen Archäologen. Seine Freundin war vor allem die Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli, die auch seinen Schülern, wenn sie nach Rom kamen, eine freundliche Gönnerin wurde. Auf seinen Antrag hat sie bei der Zweihundertjahrfeier der Universität Halle-Wittenberg 1894 die Ehrendoktorwürde der philosophischen Fakultät erhalten. Als sie

wenige Monate vor ihrem Tode von dem Hinscheiden Roberts erfuhr, war sie in Erinnerung an alte schöne Zeiten, an die Freundschaft mit Theodor Mommsen und Carl Robert tiefbewegt. Wie in den Ragazzo-jahren auf dem Kapitol, so war Robert nach Helbig's Ausscheiden aus der Leitung des römischen archäologischen Instituts im Jahre 1886 auch in der Villa Lante auf dem Monte Gianicolo der willkommenste Gast von ihm und seiner Frau Nadine, die er in inniger Dankbarkeit verehrte. Mit Eichler durchzog er die italischen Lande bis hinunter nach Girgenti, kletterte auf die Gerüste, durch die die oft hoch in den Wänden der Paläste eingemauerten Sarkophagplatten zugänglich gemacht wurden, suchte in den Bibliotheken nach alten Skizzenbüchern und leistete überall ganze Arbeit. Sein Muster war Mommsens *Corpus inscriptionum Latinarum*, in dem auch die Geschichte jeder Inschrift gegeben war. Er ließ sich die in Windsor Castle aufbewahrten Bände des *Museo cartaceo* von Cassiano dal Pozzo nach Berlin in das Kupferstichkabinett senden und dort einen genauen Katalog durch einen seiner Schüler aufnehmen, der nicht veröffentlicht, aber auch von anderen Gelehrten außer von Robert für die Sarkophag viel benutzt wurde. Er hoffte zuletzt, daß die lange versprochene abschließende Behandlung von Thomas Ashby, der ihm für den letzten Sarkophagband schon die neuen Signaturen mitgeteilt hatte, bald erscheinen würde. In Halle bearbeitete er ein im Besitze der Frau Generalin von Bauer in Kassel befindliches Skizzenbuch aus dem 18. Jahrhundert, für dessen Künstler er Henry Tresham hielt, und gab einen genauen Katalog von ihm mit einer ausführlichen Einleitung im XX. Hallischen Winckelmannsprogramm (1897). Ebenso berichtete er in den Römischen Mitteilungen des Jahres 1901 über ein dem Michelangelo zugeschriebenes Skizzenbuch auf Schloß Wolfegg in Württemberg, dessen Kenntnis er Adolf Michaelis verdankte. Er führte es ohne jede Äußerung des Zweifels auf Giulio Romano zurück, wurde aber in dieser Ansicht schon 1902 von Franz Wickhoff widerlegt, der es in der Festschrift für Theodor Gomperz für das Musterbuch eines italienischen Waffenschmiedes aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts erklärte. Später hat sich Robert in dem Vorwort zu dem letzten Sarkophagbande (1919) rückhaltlos zu der Untersuchung von C. von Fabriczy bekannt, der das Wolfegger Skizzenbuch dem Amico Aspertini zuwies und es in die Zeit kurz vor 1517 setzte. Die genaue Aufnahme der Sarkophagdarstellungen und ihre Deutung, die Beurteilung jeder Variante und Untersuchung jedes einzelnen Motivs, die peinliche Angabe aller Erwähnungen in der Literatur, die Verfolgung des Kunstwerks bis in die Renaissance hinab, den Nachweis verlorener Sarkophag aus den Skizzenbüchern und alter italienischer Schriftstellerei, dies alles hätte auch ein anderer

als Robert leisten können. Was er aber darüber hinaus gab, was noch lange seine Früchte tragen wird, ist die Untersuchung über die literarische Vorlage so mancher Sagenversion, wie sie auf den Sarkophagreliefs erscheint. In den vier starken Folioebänden liegt eine Unsumme auch philologischer Arbeit eingeschlossen, mancher Schatz, der erst später gehoben werden wird, manche Ergänzung zu seinen anderwärts veröffentlichten mythographischen Forschungen. Als der vierte Band noch nicht im Druck vollendet war, nahm er die große Gruppe der Sarkophage mit den bakchischen Darstellungen in Angriff, auf die Goethes erstes venetianisches Epigramm anspielt, und für die einer seiner ältesten Schüler, Botho Graef, schon vor langen Jahren in seiner Dissertation *De Bacchi expeditione Indica monumentis expressa Berolini 1886* wertvolle Vorarbeit geleistet hatte. Es besteht Hoffnung, daß nicht nur dieser Band von einer Schülerin Roberts, sondern daß auch die anderen von zwei Robert besonders nahestehenden Schülern bearbeitet werden, wobei dann auch die kunsthistorische Würdigung dieser Reliefs mehr auf ihre Rechnung kommen soll, als es bei Robert geschehen ist.

Als die Weidmannsche Buchhandlung im Jahre 1883 Robert die Neubearbeitung der vielbenützten griechischen Mythologie von Ludwig Preller, deren erste Auflage schon 1854 erschienen ist, antrug, stand er vor einer neuen großen Aufgabe, die er mit großem Takt, mit verständnisvoller Pietät, mit Scharfsinn, Umsicht und Gelehrsamkeit gelöst hat. Denn Preller, der selbst ein guter Philolog gewesen war, hatte seine Mythologie ganz im Banne der natursymbolischen Deutung der hellenischen Götter geschrieben, über die Robert, obwohl sie auch ihm Usener in seinen Vorlesungen empfohlen hatte, längst herausgewachsen war. Preller sah noch Sonne, Mond und Sterne, Luft und Wasser in den Hellenengöttern verkörpert und holte jede tiefere Deutung einer Gottheit aus dieser Richtung. Das Werk war aber schön und geistreich geschrieben, oft mit hinreißender Poesie der Sprache, und in der letzten Auflage, die nach Prellers Tod Eugen Plew besorgt hatte, ein Schüler von Carl Lehrs, der im Gegensatz zu Preller den rein ethischen Gehalt der griechischen Religion betont hatte, durch willkürliche Änderungen schwer geschädigt worden. Robert änderte in Prellers Text nur das dringend Notwendige und sicher Falsche und legte seine ganze Arbeit in die ausführlichen Anmerkungen, die sich zum Teil zu kritischen Untersuchungen ausdehnten und eine große Fülle neuen Materials aus Autoren und Monumenten, namentlich auch Inschriften beibrachten. Gewiß klafft hier und da ein Widerspruch zwischen Text und Anmerkungen, den der Kundige sofort bemerkt, und manches ist in Prellers lebendiger Darstellung stehen-

geblieben, was Robert selbst nie geglaubt hat. Aber es gibt noch heute keine lesbarere sogenannte Mythologie als die Preller-Robertsche, keine, die die Quellen kritischer aufführt, sondert, benutzt als diese. Die Benützung wird durch ausführliche Register, die dem ersten Bande zugefügt sind und von denen die der Kultorte und der Beinamen besonders nützlich sind, erleichtert. Das Werk erschien in Lieferungen von 1884 an; die letzte wurde erst 1894 in Halle vollendet. Für den zweiten Band Prellers, der die Heldensage umfaßt, hatte sich Robert bei dem Verleger sofort volle Freiheit der Bearbeitung, d. h. eine Neuschöpfung, ausbedungen. Er hat fast 30 Jahre damit gezögert und erst in seinem letzten Jahrzehnt mit ihrer Ausarbeitung begonnen. 'Die Entsagung', die ihn nach seinem am 12. April 1894 geschriebenen Vorworte zu dem ersten Bande während der ganzen Arbeit begleitet hat, wollte und konnte er bei der Darstellung der Heldensage, die ihm noch viel näher lag als die der Götterwelt, nicht üben.

Die dritte große Aufgabe, die der junge Berliner Ordinarius übernahm, und die ihn wie die Sarkophage und die Neubearbeitung der Prellerschen Mythologie auch bis zum Lebensende beschäftigt hat, war die Redaktion des *Hermes*, der einst auf Veranlassung von Theodor Mommsen in Berlin bei der Weidmannschen Buchhandlung begründet worden war. Volle 40 Jahre hat er die schwere Last der Herausgabe getragen. Nachdem Diels, wie bereits oben erwähnt, Anfang Januar 1882 Mommsens dringende Bitte, die Redaktion des *Hermes* nach dem Rücktritt Emil Hübners, der sie bisher geführt hatte, zu übernehmen, rundweg abgelehnt hatte, wurden Kaibel, der damals in Rostock Ordinarius war, und Robert zu Redakteuren gewonnen; letzterer, wie Diels an Usener am 16. Januar 1882 schreibt, 'als äußerlicher Vertreter Berlins'. Mommsen hatte neben Kaibel zuerst Karl Zange-meister in Heidelberg gewünscht. Robert wurde aber bald die Seele des *Hermes*, indem sein Name als der des verantwortlichen Redakteurs auf dem Umschlagblatte stand. Er hatte das Glück, daß immer nahe Freunde, mit denen er wissenschaftlich übereinstimmte, seine Genossen waren, bis zu seinem allzufrüh im Jahre 1901 erfolgten Tode Georg Kaibel, dann bis 1914 Friedrich Leo, von da ab bis zu Roberts Tode Georg Wissowa. Die Glanzzeit des *Hermes* sind wohl die achtziger Jahre gewesen, in denen u. a. Wilamowitz seine ersten bahnbrechenden Aufsätze hier veröffentlichte, und Diels seine grundlegende Untersuchung über Herodot und Hekataios (1887). Vor allem aber blieb Theodor Mommsen bis zu seinem Tode am 1. November 1903 dem *Hermes* 'Beschützer, Berater und eifrigster Mitarbeiter', wie es in dem Nachrufe auf ihn in Band XXXIX heißt. Mommsen hat in 38 Bänden 168 Aufsätze für den *Hermes* geschrieben, darunter viele

von epochemachender Bedeutung. Von Mommsens Tod ab datierten Robert und Leo den zweiten Abschnitt der Existenz des Hermes und schlossen ihren Nachruf mit dem Gelöbniß, daß er auch im zweiten Abschnitt bleiben solle, 'was er bisher gewesen, der Hermes Theodor Mommsens'. Was Robert befähigte, dem Hermes den ersten Platz unter den philologischen Zeitschriften aller Nationen zu erobern und zu erhalten, hat sein letzter Redaktionsgenosse schön und klar ausgesprochen. Es waren 'der ungewöhnlich große Umfang seines Wissens und seiner Interessen, die Weite seines Blicks, die Schärfe und Unbestechlichkeit seines Urteils, sein ausgeprägtes Gerechtigkeits- und Taktgefühl und vor allem auch das hohe Ansehen, das er ob dieser selten sich in einer Persönlichkeit findenden Eigenschaften auch im Auslande genoß'. Robert hat einen sehr großen Teil seiner schier unerschöpflichen Arbeitskraft dem Hermes gewidmet. Er hat eine umfangreiche Korrespondenz mit den Mitarbeitern geführt, die Ablehnung manches Aufsatzes ausführlich begründet, viele fruchtbare Anregungen gegeben und jeden Artikel mit reger Anteilnahme begleitet. Er selbst hat schon von 1877 ab wertvolle Beiträge für die Zeitschrift geliefert, unter denen der zum XIII. Bande (Zur Geschichte der Euripides-Handschriften) hervorragend. Mit der Übernahme der Redaktion beginnt dann die stattliche Reihe von Roberts großen Hermesaufsätzen und kleinen inhaltreichen Miszellen. Er war stets bereit, Lücken durch bedeutsame Beiträge auszufüllen. Hervorgehoben seien hier 1881 'der Streit der Götter um Athen', 1883 'Zur Inschrift von Larisa [IG IX 2, 517]', 1884 'Der Künstler Polykles und seine Sippe', 1886 'Beiträge zum griechischen Festkalender', 1888 'Olympische Glossen', 1898 'Theseus und Meleagros bei Bakchylides', 1896 'Die Szenerie des Aias, der Eirene und des Prometheus', 1897 'Zur Theaterfrage', 1900 'Die Ordnung der olympischen Spiele und die Sieger der 75. bis 83. Olympiade', 1902 'Relief von dem Grabmal eines rhodischen Schulmeisters (mit F. Hiller von Gaertringen)', 1903 'Zu Aischylos' Orestie', 1906 'Zum Homerischen Hermeshymnos', 1909 'Zur Perikeiromene des Menander', 1907 'Topographische Probleme der Ilias' und 'Zu den neuen Fragmenten des Hesiod und Euphorion', 1912 'Aphoristische Bemerkungen zu Sophokles' Ἰχνευτά, 1914 'Pandora', 1916 'Tyro', 1920 'Die Hera von Tiryns', 1921 'Zu Euripides' Troerinnen', 1922 (aus seinem Nachlaß herausgegeben und als letzte Gaben für seinen Hermes von ihm ausdrücklich bestimmt): 'Die Parodos der aischyleischen Septem' und 'Aphoristische Bemerkungen zu den Ekklesiazusen des Aristophanes'. Man sieht aus einigen dieser Titel, wie auch er, wie allerdings noch stärker Diels und vor allem Wilamowitz, an den Neufunden auf den Papyri sofort Anteil nimmt und ihre Erklärung zu

fördern versucht. Kleinere archäologische Untersuchungen liebte er unter dem Titel 'Archäologische Nachlese' für den *Hermes* vom Jahre 1890 ab des öfteren zusammenzufassen.

In Roberts Berliner Jahre fallen auch noch zwei Bücher, die er in den Philologischen Untersuchungen von Ad. Kießling und U. von Wilamowitz hat erscheinen lassen: 1881 (Bd. V) 'Bild und Lied. Archäologische Beiträge zur Geschichte der griechischen Heldensage' und 1886 (Bd. X) 'Archäologische Märchen aus alter und neuer Zeit'. Schon 1880 hatte er zum ersten Bande dieser Sammlung, in denen Kießling und Wilamowitz Arbeiten 'von sich selbst wie von gleichstrebenden Freunden und Schülern' veröffentlichen wollten, zu Wilamowitzens Schrift 'Aus Kydathen' einen Beitrag gegeben, der sich mit dem Aufgang zur Akropolis von Athen beschäftigte. Den Anlaß zu 'Bild und Lied' gab ein Vortrag über die Entwicklung des griechischen Mythos in Kunst und Poesie, den Robert im Berliner wissenschaftlichen Verein am 7. Februar 1880 in der Singakademie gehalten hatte. Ihm reihten sich Untersuchungen über Erweiterung und Verschmelzung der Typen, über Auswahl und Zusammenstellung bildlicher Szenen, das attische Drama und die Vasenmalerei des fünften Jahrhunderts, den Tod des Aigisthos und sechs Exkurse an. Robert zeigte in diesem Buche zum ersten Male zusammenfassend, wie er in Poesie und bildender Kunst und auf dem weitverzweigten Gebiete der antiken Mythographie heimisch geworden war und die Wechselwirkungen der Dichter und namentlich der Vasenmaler mit Eifer erforscht hatte. Es ist im Laufe der fast fünfzig Jahre, die seit seinem Erscheinen verflossen sind, sicher manches als unrichtig erkannt worden; aber die Anregung, die er gegeben hat, war gewaltig, und viele der Grundsätze, die er für die Beurteilung der mythologischen Bilder der Vasenmaler aufgestellt hat, sind jetzt noch gültig. So manch junger Student wird noch heute zu einer lebendigen Auffassung des Altertums begeistert, wenn er den in ruhigem, schönem Stile abgefaßten Vortrag liest, und zur sachlichen Kritik angeregt, wenn er die treffende, aber allzuweit ausgedehnte Polemik gegen einzelne Interpretationen attischer Vasenbilder von Heinrich Brunn liest. Kekulé, der das Buch in der Deutschen Literaturzeitung (s. oben S. 40) angezeigt hat, glaubte vielleicht mit Recht, daß Robert die bildliche Tradition unterschätzte und den Vasenmalern zuviel literarische Bildung und direkte Kenntnis zutraute, erkannte aber freudig an, daß das Buch seines alten Bonner Schülers durch Bestimmtheit und Klarheit der Argumentation nur förderlich, befruchtend und anregend wirken könne. Anders steht es mit den 'Archäologischen Märchen', die meist einen polemischen Charakter tragen, deren erster Teil aber, der sich namentlich mit den Kunst-

urteilen des Plinius beschäftigt, soviel auch in ihm verfehlt sein mag, sich durch die Schärfe der Methode auszeichnet. Niemand, der in Plinius' Kunstgeschichte nach den Quellen sucht, kann an Roberts eingehenden Untersuchungen vorübergehen. In den 'Märchen' verteidigt er auch gegen O. Benndorfseine in seinem ersten Berliner Winckelmannsprogramm von 1879 'Thanatos' vorgetragene Deutung der berühmten ephesischen Säulentrommel auf den Alkestismythos und weist die Benndorfsche Erklärung der geflügelten Figur als des Eros von Thespias in glänzender Beweisführung zurück. Die Schrift über Thanatos, mit ausgezeichneten Abbildungen attischer weißgrundiger Lekythen geschmückt, ist längst vergriffen und wird mit Recht als eins der schönsten Berliner Winckelmannsprogramme betrachtet. Robert weist in streng methodischer Untersuchung schlagend nach, daß sich aus der teils burlesken, teils düsteren Gestalt des Thanatos im fünften Jahrhundert eine mildere Auffassung entwickelt hat. Sein zweites Berliner Winckelmannsprogramm stammt aus dem Jahre 1890. Robert, der neben Furtwängler in jenen Jahren die meisten Vorträge in der archäologischen Gesellschaft gehalten hat, wurde kurz vor seinem Abgange nach Halle von Ernst Curtius aufgefordert, sich an dem fünfzigsten Winckelmannsprogramm der Gesellschaft zu beteiligen und schrieb dafür seine Abhandlung über die 'Homerischen Becher', in der er die mythischen Darstellungen und Inschriften der sogenannten, meist in Boiotien gefundenen *vasa Samia* mit großer Gelehrsamkeit besprach und dabei sehr wichtige Stücke aus dem Berliner Antiquarium und der Sammlung der athenischen archäologischen Gesellschaft zum ersten Male publizierte. Unter anderem ist die in Anthedon gefundene, jetzt im Berliner Antiquarium aufbewahrte, prächtige Weinkanne des Dionysios mit der Darstellung der schon in den Hesiodischen Katalogen erzählten Geschichte von den beiden Erzschelmen Autolykos und Sisypchos hier zum ersten Male veröffentlicht worden. Der stattlichen ersten Sammlung der Homerischen Becher hat Robert noch zwei, auch im Berliner Museum befindliche, durch einen Aufsatz im XXXIV. Jahrgange (1919) des archäologischen Jahrbuches hinzugefügt. Der eine von diesen hat eine sehr große Bedeutung. Er hat Robert mehrere Jahre hindurch ernst beschäftigt. Denn schon 1908 hatte Kekule ihm das angeblich in Theben gefundene Gefäß gezeigt und ihn zur Veröffentlichung aufgefordert. Dargestellt ist der Tod des Agamemnon und der Cassandra nach der Version der Nosten, wie zuerst Günther Klaffenbach die Inschrift richtig gelesen hat. Es war Robert eine große Freude, zu konstatieren, daß durch die bildliche Überlieferung nun bestätigt wurde, was Wilamowitz schon vor langen Jahren behauptet hatte, daß die Nekyia der Odyssee von den Nosten abhängig ist.

Diels hat neben der rastlosen Tätigkeit an der Herstellung der Aristoteleskommentare noch viele Abhandlungen zur Geschichte der griechischen Philosophie geschrieben. Er hat sie namentlich in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Berliner Akademie niedergelegt und außer den schon (S. 66) erwähnten Studien zur Textgeschichte der Aristotelischen Physik vor allem 1884 den bahnbrechenden Aufsatz über Gorgias und Empedokles und 1885 die nicht minder bedeutende Abhandlung über Seneca und Lucan geschrieben. Er gehörte auch zu den Mitgründern des von Ludwig Stein herausgegebenen Archivs für Geschichte der Philosophie und hat da in den ersten Jahren — später trennte er sich von der Zeitschrift — nicht nur wichtige Beiträge gegeben, wie den zu Aristoteles' Protreptikos und Ciceros Hortensius im Jahre 1888, sondern auch in den ersten Jahren regelmäßig Bericht erstattet über die deutsche Literatur der Vorsokratiker. Wie die Briefe an Usener zeigen, hat er schon während der Arbeit am Simplikios an eine kritische Sammlung der Bruchstücke der Vorsokratiker gedacht und dies Ziel unablässig im Auge behalten, So schrieb er z. B. am 13. Mai 1880 an seinen Bonner Lehrer die Worte: 'Die Vorsokratiker halte ich fest im Auge. Ich bin jetzt dabei, Parmenides durchzuarbeiten'. Tief griff in die in Deutschland immer sehr rege gewesene Beschäftigung mit den Vorsokratikern sein auf der Philologenversammlung 1880 in Stettin gehaltener Vortrag über Leukipp und Demokrit ein, in dem er mit heiligem Feuer gegen Erwin Rohde polemisierte, der im Jahre vorher auf der Philologenversammlung in Trier den Begründer der Atomenlehre und Lehrer des Demokrit zu einer mythischen Persönlichkeit verflüchtigen wollte. Diels schrieb an Usener (10. Februar 1880), daß Rohdes ganze Beweisführung auf Sophismen hinauslaufe; ihm kam es darauf an, Aristoteles und Theophrast gegen Rohde zu rehabilitieren; 'Demokrit und Leukipp ist mir in der Seele ziemlich egal' (6. März 1881). Aber er hat sich doch immer und immer wieder mit Leukipp und Demokrit beschäftigt, wie noch das im Frühjahr 1922 geschriebene Vorwort zur vierten Auflage der Vorsokratiker beweist, und eine Freude war es ihm, daß ihm in Eduard Zeller auch da von Anfang an ein Bundesgenosse erstanden war. Der Stettiner Vortrag, den ich als Primaner mit anhören durfte, machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. Diels' hohe, schlanke Gestalt, die Lebendigkeit seiner Rede, das Feuer, das aus seinen Augen strahlte, taten alle Hörer und selbst die Hörerinnen in ihren Bann. Der junge Gymnasiallehrer aus Berlin war in Stettin der Held des Tages, wie 1879 der junge Greifswalder Professor von Wilamowitz nach seinem dortigen Vortrage über die Locke der Berenike.

Endlich dürfen als Schlußleistung der achtziger Jahre nicht seine

'Sibyllinischen Blätter vergessen werden, die er Eduard Zeller zum 22. Januar 1890 widmete. Im Jahre 1890 hat Diels zum ersten Male über Religionsgeschichte gelesen; in demselben Jahre tritt er auf diesem Gebiete auch literarisch auf, nachdem er schon von seiner Jugend an, durch seinen Oheim Rossel und später durch Usener angeregt, sich mit Religion und Volkskunde gern beschäftigt hatte. Die Sibyllinischen Blätter sind ein schmales Büchlein; aber ihr Inhalt ist schwerwiegend. Von den im Wunderbuche des Phlegon von Tralles für das Jahr 125 v. Chr. überlieferten sibyllinischen Orakeln, deren Echtheit er darlegt, geht er aus, setzt sie in die Zeit des Hannibalischen Krieges und vermutet Fabius Pictor als ihren Verfasser. Mit Recht hat Ernst Samter, der damals Diels' Schüler war, in der Gedächtnisrede auf seinen Lehrer gesagt, daß in diesen Darlegungen nicht das Epochenmachende des Buches liege. Dieses ist vielmehr die Erklärung des Rituals. Vor allem die Lustrationsriten sind von Diels neu beleuchtet; in der Behandlung der Bedeutung der Dreizahl ist er Useners berühmter Abhandlung über die Dreiheit (1903) vorangegangen. Von Diels (veröffentlicht 1897 und 1902), stammt die schlagende Erklärung dafür, daß die Dreizahl und ihre Verstärkung in der Neunzahl in den chthonischen Kulte eine so große Rolle spielt, mit der Usener seine Abhandlung schließt, daß die Dreizahl nämlich 'die ursprüngliche Endzahl der primitiven Menschheit' sei. Diels hat seinen Blick über die Welt der Griechen und Römer oft hinausgelenkt, nirgends mehr als in ihren Religionen, zu deren Erklärung er die Ergebnisse der Volkskunde gern heranzog und stets mit Vorsicht und Kritik, wie es bei ihm nie anders zu erwarten war. Als er von der Bedeutung von Fackeln und Kerzen in den Lustrationsriten spricht, erinnert er mit Recht an 'die hier zu Lande üblichen Geburtstagskerzen'. Seine inhaltreichen Anmerkungen in den Sibyllinischen Blättern haben viel Anregung gegeben. Die Hochzeitsriten hat er zuerst richtig gedeutet und ihre Verwandtschaft mit den eleusinischen Mysterien aufgezeigt. Hat er auch über die Verwendung der roten Farbe zu einseitig geurteilt, wie neuere Forschungen ergeben haben, auf vielen Seiten findet der Religionshistoriker Anlaß zum Nachdenken und zu weiterer Forschung. Noch heute darf Niemand, dem diese Dinge am Herzen liegen, an Diels' erster religionsgeschichtlicher Arbeit vorbeigehen. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn Samter von den Sibyllinischen Blättern sagt, daß 'sie in aller Kürze den Grund gelegt haben zum Verständnis einer Reihe wichtiger Riten', und daß sie 'vielleicht größere Bedeutung für die Religionswissenschaft haben als manches dickleibige Opus'. Niemand hat so wie Ernst Samter bis zu seinem allzufrühen Tode im Sinne von Diels weiter gearbeitet, wenn bei ihm auch wohl hier und da die

Kritik fehlt, die sein großer Lehrer auf jedem Gebiete mit Meisterschaft handhabte. In der Heranziehung der Volkskunde zur Erklärung religiöser Zeremonien hat sich Diels sehr wenig mit seinem Freunde Robert berührt, der erst in seinen letzten Lebensjahren dafür mehr Verständnis gewann und auch da erst die Märchen anderer Völker zur Erklärung griechischer Mythen heranzog. Robert hat demnach auch für Erwin Rohdes Psyche, die Diels bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1890 in der Deutschen Literaturzeitung mit Freuden begrüßte, niemals ein Wort warmer Anerkennung gehabt, sondern stand ihren Hauptergebnissen immer skeptisch gegenüber.

Zum Schlusse dieses Abschnitts sei noch auf Diels' und Roberts geselligen Verkehr eingegangen. Diels hat seiner eigenen und der Gesundheit seiner Frau wegen sich da oft zurückhalten müssen; auch Robert war in den ersten gemeinsamen Jahren durch lange, schwere Krankheit seiner Frau verhindert, die Geselligkeit in rheinischer Art zu pflegen. Aber beide Freunde gehörten geselligen Vereinigungen von bedeutenden Gelehrten an, freilich jeder einer anderen, und Diels sogar zwei solcher *σύνδοτοι*. Diels war seit dem 1. Dezember 1886 eifriges Mitglied der sogenannten Mittwochsgesellschaft. Diese ist am 19. Januar 1863 im Hause des Staatsministers Dr. von Bethmann-Hollweg unter dem Namen 'Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung' gegründet worden. Zu den Gründern gehörten Karl Georg Bruns, Isaak August Dorner, Johann Gustav Droysen, Richard Lepsius, Karl Müllenhoff, Karl Schnaase, Adolph Trendelenburg, Aug. Detlev Chr. Twesten. Die Zahl der Mitglieder wurde auf 16 beschränkt. Jedes Vortragsthema aus jeder Wissenschaft war zugelassen; nur ganz verpönt war die Tagespolitik. Aus dem Getriebe des Alltags wollten die Männer der Wissenschaft und der Praxis gleichsam 'auf einen anderen Stern' flüchten. Die Gesellschaft versammelte sich alle 14 Tage Mittwochs abends um 8 Uhr in den Wohnungen der Mitglieder nach alphabetischer Reihenfolge und zwar so, daß der Wirt nicht zugleich der Vortragende war. Am 26. Juni 1901 fand die fünfhundertste Sitzung statt, an der der damalige Vorsitzende, der Astronom Wilhelm Förster die Festrede hielt. Vor ihm waren (bis 1881) Dorner, (bis 1886) Max Duncker, (bis 1896) Ernst Curtius die Präsidenten gewesen. Am 19. Januar 1913 wurde das Halbjahrhundert im Hotel Bellevue gefeiert. Diels ist einer der regelmäßigsten Besucher dieser Gesellschaft gewesen und hat aus seinem weiten Wissensgebiet den Mittwochsfreunden wertvolle Mitteilungen gemacht. Sehr oft betrafen sie naturgemäß die Gegenstände, mit denen er sich gerade eingehend beschäftigte. Die antike Technik wie die Religionswissenschaft hat er gern bevorzugt. Hervorgehoben muß wohl werden, daß er

einmal (am 12. Januar 1910) sogar über das Akanthosornament gesprochen hat. Von den Männern, die mit Diels zusammen längere Zeit Mitglieder der Mittwochsgesellschaft waren, nenne ich außer Curtius und Förster Friedrich Adler, Eberhard Schrader, Hermann Frhr. von der Goltz, August Meitzen, Emil Seckel, Paul Kleinert, Karl Weinhold, Max Lenz, Karl Moebius, Albrecht Penck, Karl Holl, Max Roediger, Adolf Tobler, Berthold von Kern, Werner Weisbach, Wilhelm Waldeyer, Heinrich Morf, Ernst Vollert. Auch Generale wie Exz. Rothe und Exz. von Perthes waren zu Diels' Zeit Mitglieder. Da Zeller nie Mitglied der Mittwochsgesellschaft gewesen ist, wird Diels wohl durch Ernst Curtius in sie eingeführt sein, erst 38 Jahre alt. In Vollerts Hause ist Diels am 26. Mai 1922 zum letzten Male in der Mittwochsgesellschaft erschienen und hat da in anregender, lebendiger Weise von seiner Reise in Dänemark und Schweden erzählt. Seit Seckels Tod (1921) war Diels Führer der Mittwochsgesellschaft, der 'Kanzler' genannt. Ihre Protokollbücher werden im Archiv der Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Sie hat auch während des Krieges und der Inflation fortbestanden; nur fanden die Sitzungen dann in Wirtshäusern statt.

Robert ist weder Mitglied noch je Gast der Mittwochsgesellschaft gewesen. Auch in der 'Griechheit' sind die beiden Freunde nie zusammen gewesen, sondern gehörten zwei verschiedenen an und zwar Robert der älteren, der 'Urgriechheit'. Diese, über die ein gedruckter Bericht von Gustav Parthey unter dem Titel *Origines Graecitatis Berolinensis*, datiert Weihnachten 1863, vorliegt, der in dritter Ausgabe Weihnachten 1876 mit einem kurzen Vorwort von Rudolf Hercher erschien, reicht in ihren Anfängen in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zurück¹⁾. Damals sollen sich die 'Urgriechen' Ideler und Spalding vereinigt haben, um Mittwochs und Sonnabends 6—7 Uhr früh den römischen Dichter Manilius zu lesen; nach einer anderen Tradition, die auf Immanuel Bekker zurückgeht, sollen die Urgriechen Buttman und Spalding, und ihr Autor Aristophanes gewesen sein. Festen Boden erhält man erst in den Jahren 1805 und 1806; damals bestand die Griechheit aus Böckh, Boots (Professor am Joachimsthalschen Gymnasium), Buttman, Heindorf, Ideler, Spalding. Man las Aratos' Phainomena und später Pindaros. Die Liste der Griechen, die später vorzugsweise Herodot lasen, so daß das Verbum 'herodoten' gebildet wurde, weist außer den Genannten noch viele stolze Namen auf wie Schleiermacher, Bekker,

¹⁾ Einen Abdruck der dritten Ausgabe hat mir Peter Corssen freundlichst mit einigen Nachrichten aus Roberts Zeit zur Verfügung gestellt. Vgl. auch Martin Hertz, Karl Lachmann, Berlin 1851 S. 211 ff.

Niebuhr, Lachmann, Meineke, Leopold und Ferdinand Ranke, Trendelenburg, Homeyer, Pertz, Haupt, Mommsen, Kirchhoff, Bonitz. Als Robert im Jahre 1880 eintrat, fand er in der Graeca vereinigt Kirchhoff, Bonitz, Dillmann, Vahlen, Schrader, Sachau, Conze und Johannes Schmidt. 1886 trat dazu noch A. Wilmanns, 1889 A. Harnack. Man las damals gerade wieder Herodot und stand im vierten Buch. Robert war als der Jüngste Protokollführer, und als die Herodotlektüre im Juni 1883 beendet war, schrieb er in das Protokollbuch, offenbar erleichtert, die Worte: 'Deo gratias!' Leider hat Robert das Protokollbuch nicht über das Jahr 1884 hinaus geführt, so daß der Kreis der Lektüre von 1884 bis 1890 nicht anzugeben ist. Nicht ohne Interesse ist es, daß nach der Herodotlektüre Plutarchs Schrift *Περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας* vorgenommen wurde, die man aber nach drei Sitzungen auf Einspruch mehrerer Mitglieder (nicht Roberts) aufgab. Darauf wurden Aischylos' Perser gewählt. Robert war ein begeistertes Mitglied dieser Graeca, die er 'die richtige' nannte, weil sie jede Übersetzung verschmähte. Hier hat er wohl auch seine Freundschaft mit Vahlen geschlossen.

Diels gehörte der Graeca an, die von Karl August Homeyer, der nach Partheys Liste 1858 aus der älteren ausgetreten war, im Winter 1852/53 gegründet worden ist. Auch Th. Mommsen, der erst der älteren Griechheit angehörte, trat aus dieser 1865 aus und 1871 in die jüngere ein. Ernst Curtius gehörte ihr schon vor seiner Übersiedlung nach Göttingen an. Während die ältere fast nur hervorragende Kenner der klassischen Sprachen zu ihren Mitgliedern zählte, gehörte der jüngeren auch eine Anzahl hochgebildeter Männer an, die die griechische Sprache nicht philologisch beherrschten, aber von ihrer Gymnasialzeit her sich die Freude an der griechischen Literatur bewahrt hatten. Wann Diels in sie eingetreten ist, läßt sich nicht mehr feststellen, da keine Protokollbücher geführt werden; wahrscheinlich schon in den achtziger Jahren, von Curtius und Zeller empfohlen. Er gewann auch hier als Thiasarch bald eine führende Stellung und leitete zuletzt die Lektüre oft ganz allein, indem er den Übersetzenden gern unterbrach und auf das richtige Verständnis den größten Wert legte. In dem kürzlich gedruckten Mitgliederverzeichnis 1852—1926 ist er als langjähriger Spiritus rector bezeichnet. Mit Diels zusammen waren unter anderen Ernst Curtius, Otto Hirschfeld, Theodor Mommsen, Erich Schmidt, Richard Schöne, Heinrich von Sybel, Ludwig Wiese, Eduard Zeller Mitglieder dieser Graeca. Diels hat sie, deren regelmäßigster Besucher er war, zum letzten Male im Hause von F. Frhrn. Hiller von Gaertringen in Westend am 20. Mai 1922 besucht und den Hermeshymnos mitgelesen. Er war wohl etwas stiller und griff weniger ein als sonst, wo er mitunter den Lesenden dauernd unterbrach und in freundlicher, zumal gegen

ältere Nichtphilologen humaner Form berichtigte. War er selbst in seinem Hause der Interpret, so unterließ er es bei Dichtern nie, eine eigene metrische Übersetzung vorzutragen.' (F. v. Hiller). Als er starb, waren Graecamitglieder der Staatssekretär im Finanzministerium Felix Busch, Adolf Deißmann, Hugo Greßmann, F. Hiller von Gaertringen, Theodor Kipp, Johannes Kirchner, Ministerialdirektor und Gesandter a. D. von Koerner, Thomas Lenschau, Ferdinand Noack, Ludwig Pallat, Alfred Schiff, der Oberbürgermeister a. D. von Berlin Ad. Wermuth, Theodor Wiegand und Ulrich Wilcken¹⁾. Zu seinem siebenzigsten Geburtstag stifteten die griechischen Freunde, die die alte Gewohnheit, ihre Namen zu graecisieren, beibehalten haben, dem κτίστης καὶ εὐεργέτης τοῦ κοινοῦ eine Votivtafel, auf dem folgende von F. von Hiller gedichtete Verse standen:

χαίροις Δῆλι' ἀναξ, δς φῶς ἐσιδὼν παρὰ Ῥήνου
 ὄχθαις καλλιρρόου κατ' ἑορῶν στάσεως,
 αὐτὰρ ἔπειτ' Ἀμμωνος ἐν εὐκτιμένῳ πτολιέθρῳ
 πολλὰ διδασκαλῆς δειγµατα δοῦς ἀγαθῆς
 μητρόπολινδε βέβηκας, ὅθι σκιερὸν σ' Ἐκαδήμιου
 ἦδ' Ἐλικωνιάδων ἄλσος ἔδεκτο κορῶν.
 ἀλλ' οὐ δοξογράφους ἢ Ἀριστοτέλους ὑποφήτας
 οὐδ' Ἀσκληπιαδῶν βιβλία πολλὰ λέγειν
 οὐδὲ παλαιφατ' εἴοικε Θάλητος Παρμενίδου τε
 Δημοκρίτου τ' ἄειν φθέγματα καὶ σοφίαν.
 ἐν γὰρ ταῦτά γε πάντα μάλ' ἐνδουκέως καλέσει τις
 Ἑλλάδος ἀρχαίης ἀφθιτόν ἐστι σέβας.
 τοῦνεκεν Ἑλλήνων σε τὸν ἐπτὰ κύκλους λυκαβάντων
 νῦν δεκάκις τελέσαντι' ἐστεφάνωσ' ἔρανος
 πολλὰ δέ σοι καὶ ἐσαῦθις Ὀλύμπιοι δλβια δοῖεν,
 Νίκης τε χρυσοῦν φέγγος ἔχοι πατρίδα.

VI. Carl Robert in Halle.

Ostern 1890 siedelte Robert als ordentlicher Professor für klassische Archäologie und Philologie unter dem Rektorat von Eduard Hiller nach Halle über. Man hat sich oft gefragt, weshalb er, dessen Lehrerfolge in Berlin so groß waren wie seine wissenschaftliche Tätigkeit, der in Charlottenburg in der Fasanenstraße, damals noch fern von Berlin, sich und den Seinen ein schönes Haus hatte erbauen lassen, der von

¹⁾ Außer der oben erwähnten Mitgliederliste, die ich F. Hiller von Gaertringen verdanke, der mir auch weitere Mitteilungen brieflich gemacht hat, die ich oben zitiert habe, vgl. R. Schöne in seinen Erinnerungen an Theodor Mommsen. Herausgegeben von Herm. Schöne, 1923, S. 20.



H. Diels



seinen Schülern herzlich verehrt wurde, zu dem auch aus dem Auslande begeisterte Jünger der Wissenschaft kamen, dem die Berliner Museen und Bibliotheken bei seinen archäologischen Arbeiten fast unentbehrlich waren, die Lehrtätigkeit an der Universität Berlin mit der viel kleineren an der Saale vertauschte. Trotzdem liegen die Gründe für seinen Weggang aus Berlin auf der Hand. Sein alter Bonner Lehrer Reinhard Kekulé war als dritter Archäolog in die Berliner Fakultät eingetreten, was er zur Bedingung gemacht hatte, als ihm die Direktion der Skulpturenabteilung der Königlichen Museen übertragen wurde. Robert wollte Reibungen mit dem Lehrer seiner Jugend vermeiden und fürchtete, nach meiner Meinung sehr mit Unrecht, auf die glänzende Lehrtätigkeit verzichten zu müssen, die er länger als ein Jahrzehnt mit fast beispiellosem Erfolg ausgeübt hatte. Zudem hatten auch schon die starken Differenzen mit der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts, zu deren führenden Mitgliedern Kekulé gehörte, begonnen, und namentlich das Verhältnis zu seinem Charlottenburger Nachbarn Alexander Conze war längst ein sehr gespanntes geworden. Er hoffte zusammen mit Wilhelm Dittenberger, Eduard Hiller, Heinrich Keil und Eduard Meyer in Halle dieselbe fruchtbare Lehrtätigkeit ausüben zu können wie in Berlin. Er hat sich geirrt. Die Hallische Studentenschaft war und ist anders zusammengesetzt als die Berliner, die wissensdurstige Jünglinge aus allen Gegenden Deutschlands, aus allen Ländern Europas umfaßt. In Berlin studierten damals viele, die von vornherein einen wissenschaftlichen Beruf, sei es den akademischen, sei es den des Museumsbeamten, im Auge hatten. Ihnen galt nur das wissenschaftliche Ziel, und Robert stand Zeit seines Lebens auf dem Standpunkt Adolf Kirchhoffs, der in seiner vielleicht heute für jeden Philologen mehr denn je lesenswerten Rektoratsrede vom Jahre 1883 unter anderem gesagt hat: 'Jeder Philologe, der seine Wissenschaft lieb hat und seinen künftigen Lebensberuf hochhält, muß mit Wort und Tat sich zu dieser Auffassung bekennen und soll in der Prüfungsordnung, von welcher er am besten erst gegen Ende seiner Universitätsjahre Kenntnis nehmen wird, nichts weiter sehen als ein immerhin schätzbares Regulativ von lediglich formaler und vorübergehender Bedeutung. Das Quantum des erworbenen Wissens wird stets genügen, wenn der Geist, in dem es erworben wurde, der richtige war'. In Halle aber wehte eine andere Luft. Die Vorbereitung auf die Staatsprüfung stand im Mittelpunkt. Auf sie wurde der junge Student dressiert. Robert hat aber redlich versucht, auch in Halle in Kirchhoffs Sinne zu wirken, alles Banausische zu bekämpfen und der Jugend den idealen Sinn einzupflanzen, mit dem er selbst alles und jedes betrieb. Aber wenn wir jetzt seine mehr als dreißigjährige

Hallische Tätigkeit mit der Berliner vergleichen und die Altertumsforscher herausheben, die er namentlich, als Adolph Goldschmidt noch in Halle lehrte, auch in engster Verbindung mit der neueren Kunstgeschichte ausgebildet hat, so ist das Resultat kein günstiges. Während aus den nur zwölf Jahren seiner Berliner Lehrtätigkeit eine große Reihe bedeutender Forscher und akademischer Lehrer hervorgegangen ist, ist die Zahl der Hallischen sehr klein. Von archäologischen Dozenten sind da nur zu nennen sein leider so früh verstorbener Schwiegersonn Walter Altmann, der jetzige Generalsekretar des Deutschen archäologischen Instituts Gerhart Rodenwaldt, dem er besonders zugetan war, und der Göttinger Privatdozent Gerhard Kraemer. Robert versuchte auch in Halle nach dem Muster seiner geliebten Anomia eine solche zwanglose Studentenvereinigung zu gründen, er gab sich auch eine Zeitlang große Mühe um den längst vorhandenen akademischen philologischen Verein; aber er betonte immer wieder, daß Halle kein geeigneter Boden für einen solchen Thiasos sei, wie er in Berlin eine Weile auch noch nach Roberts Weggang in der Anomia bestand. Wenn man aber jetzt nach seinem Tode die Stimmen jüngerer und älterer Gymnasiallehrer in Halle und Umgegend hört, vernimmt man überall nur Ausdrücke der allerhöchsten Verehrung für Robert, dessen mächtige Persönlichkeit alle in ihren Bann tat. Viele sind sich freilich erst später des Segens ganz bewußt geworden, der von Roberts Lehre in sie übergegangen ist. Er zeigte ihnen, wie keiner neben ihm, die Einheit der griechischen Kultur, weil er in ihr überall zu Hause war, sei es, daß er Aischyleische und Euripideische Dramen interpretierte, sei es, daß er sie an der Hand des Pausanias auf die Akropolis von Athen, nach Delphi, nach Olympia führte, sei es, daß er Vasenbilder erklärte oder die Metopen des Parthenons, sei es, daß er den höchsten Wert auf die Erklärung und Verwertung der Inschriften und auch der Münzen legte. Wenn er griechische Chorgesänge las und interpretierte, rauschten ihre Rhythmen gewaltig durch den engen Raum, wie sie auch einst gerauscht haben sollen, wenn ein anderer großer Philolog, Gottfried Hermann, die attischen Chorlieder seinen Studenten nahe brachte. Seit Friedrich August Wolf hat die Universität Halle keinen größeren Lehrer der klassischen Altertumswissenschaft besessen. Das Gebäude, in dem seit dem Sommer 1927 alle Institute der Altertumswissenschaft vereinigt sind, das von ihm eingerichtete Archäologische Museum, trägt daher mit vollem Recht auf Georg Karos Antrag den stolzen Namen 'Robertinum'.

Von den Dozenten der Philologie, die er bei seinem Amtsantritt in Halle vorfand, wurden Wilhelm Dittenberger und Eduard Meyer bald seine Freunde. Eduard Hiller, dessen erste Vorlesungen er in Bonn gehört hatte, starb schon 1891 und Heinrich Keil 1894. Für Eduard

Hiller trat im Herbst 1892 Friedrich Blaß ein, zu dem Robert nie ein nahes persönliches Verhältnis gewann; für Heinrich Keil aber zu Ostern 1895 Georg Wissowa, mit dem sich sehr bald ein freundschaftlicher Verkehr entwickelte, der bis zu Roberts Tod ungestört gedauert hat. Mit Wissowa zugleich wurde Friedrich Bechtel, der bis dahin außerordentlicher Professor in Göttingen war, nach Halle berufen, und dieser, Blaß († 1907), Dittenberger († 1906), Meyer, Robert und Wissowa haben dann acht Jahre in engster Verbindung zusammengewirkt. Robert gründete nach dem Berliner Muster hier bald eine Graeca, der sämtliche Vertreter der Altertumswissenschaft angehörten. Privatdozent für Archäologie war von 1889 bis 1897 sein ehemaliger Berliner Schüler Konrad Wernicke († in Berlin am 21. August 1900), für Philologie bis 1813 Hans von Arnim, der einer seiner ersten Schüler in Berlin gewesen war. Für Wernicke und ihn, der bei Dittenberger und Keil nicht das fand, was er suchte, hatte Robert schon eigens einen griechischen Abend eingerichtet, den er als die Vorgängerin der von 1895—1915 bestehenden Graeca Halensis, deren Mitglieder zuletzt außer ihm Friedrich Bechtel, Otto Kern, Karl Praechter, Ernst v. Stern, der nach Ulrich Wilcken (1903—1906) und Benedikt Niese (1906—1910) Eduard Meyers Stelle innehatte, und Georg Wissowa waren, bezeichnete. Arnim trat ihm in Halle bis zu seinem Wegzuge nach Rostock besonders nahe und erfreute sich auch einmal eines köstlichen Zusammenseins mit ihm in Rom.

Robert ist der sechste Vertreter seines Fachs in Halle gewesen. Den ersten Lehrstuhl für klassische Archäologie hatte von 1846—1859 Ludwig Roß innegehabt, dessen Andenken Robert so oft gefeiert hat. Fast vier Jahre war die Archäologie nach Rossens traurigem Tode verwaist, bis von 1863—1869 Alexander Conze, von 1869—1872 Richard Schöne, von 1873—1874 Friedrich Matz hier nacheinander lehrten, alle diese nur kurze Zeit und deshalb ohne Einfluß auf die notwendige Vermehrung der Lehrmittel. Hier setzte nun die erfolgreiche Wirksamkeit von Heinrich Heydemann ein, der von 1874—1889 in Halle Professor der Archäologie war und es vor allem verstand, auch weitere Kreise der Stadt für die antike Kunst zu interessieren. Was Heydemann in Halle geschaffen hat, unterstützt von der Liberalität seines Freundes, des Bankherrn und Kommerzienrats Heinrich Lehmann, hat Wilhelm Dittenberger in dem nur als Manuskript gedruckten Gedenkblatt für seine Freunde in warmen Worten ausgesprochen. Die archäologische Sammlung war bei Heydemanns Amtsantritt in einigen Zimmern des Erdgeschosses im alten Bibliotheksgebäude am Paradeplatz, wo sich heute der unschöne Bau des physikalischen Instituts der alten Moritzburg gegenüber erhebt, untergebracht. Als im Jahre 1886 das ehemalige Bibliotheksgebäude, in dem einst Friedrich August Wolf die erste

durchgreifende Organisation der Hallischen Universitätsbibliothek durchgeführt hatte, abgerissen wurde, um der Naturwissenschaft Platz zu machen, mußte die archäologische Sammlung eine vorläufige Unterkunft in dem Grundstück der früheren akademischen Reitbahn finden. Endlich konnte im Jahre 1889 ein Neubau des Museums, das auch die Kupferstichsammlung in sich aufnehmen sollte, aufgeführt werden. Heydemann hat ihn nicht mehr erlebt; denn er starb nach schmerzreichem Krankenlager schon am 10. Oktober desselben Jahres. So ist Robert die ganze innere Einrichtung des Museums zugefallen. Er hat seine große Energie eingesetzt, um das schwierige Werk zu vollenden, leuchteten ihm doch sehr bald erhebliche Schwächen des Baus ein. Er bediente sich dabei namentlich auch des heute noch in Halle lebenden Buchbindermeisters Paul Strauch, der ihm in vielen Dingen treu zur Hand ging und viel Verständnis für die Bilder zeigte, die Robert zur Vergleichung an die Postamente der Skulpturen sorgsam anbringen ließ. Am 9. Dezember, dem Winkelmannstage des Jahres 1891, wurde der Bau eingeweiht. Robert hielt die Eröffnungsrede. Er gab zunächst eine kurze Skizze von der Entwicklung der archäologischen Wissenschaft in Halle, die mit dem Professor der Eloquenz und der Altertümer, Johann Heinrich Schulze, bei dem einst Winkelmann ein Kolleg 'über griechische und römische Altertümer' hörte, begann und bis zu Heinrich Heydemanns rastlosem Wirken führte. Dann ging er auf die neuen Funde in Griechenland, in Mykene, Tiryns, Olympia, Delos und so weiter ein und betonte ihre Bedeutung für die Altertumswissenschaft. Als ein Kampfruf wurden folgende Worte, denen auch die Erwiderung aus dem Kreise des archäologischen Instituts in Berlin nicht fehlte, aufgefaßt: 'Wahr ist es freilich, die Technik der Ausgrabungen und die Exaktheit der Detailbeobachtung sind an der Hand dieser Funde zu einer Feinheit ausgebildet worden, von denen frühere Generationen sich nichts träumen ließen. Aber es bleibt doch auch nicht minder wahr, daß neue Funde in solcher Fülle der beste Nährboden sind für die dilettantische Hypothese. Und so haben wir denn bald ängstliche Verblüffung und bald überhastetes Zutasten auch in unserer Wissenschaft nur zu oft gesehen. Ein Gärungsprozeß, den man sich ruhig vollziehen lassen und nicht dadurch stören soll, daß man die Entwicklung in einen bürokratischen Schematismus zu zwingen sucht, der nichts gemein hat mit wissenschaftlicher Organisation. Wissenschaftliche Arbeit läßt sich nicht betreiben wie Post und Telegraphendienst, und die Träger der wissenschaftlichen Arbeit soll man nicht verwechseln mit den Lastträgern bei kleinasiatischen Ausgrabungen; Teilung der Arbeit nun vollends und wissenschaftliches Kompagniegeschäft, deren vereinzelttes Auftreten in der Archäologie man sogar

besonders freudig begrüßen zu sollen geglaubt hat, sind nur dann erträglich und entschuldigbar, wenn Auge und Sinn gerichtet bleiben auf das große Ganze. Es könnte sonst noch dahin kommen, daß auch in unserer Wissenschaft wie in der Medizin Augen-, Ohren- und Nasenkunde getrennt würden und für die Behandlung eines antiken Kopfes fünf archäologische Spezialisten herangezogen werden müßten. Den Blick auf das Ganze zu wecken und zu erhalten, das neue Material dem Bau der antiken Kunstgeschichte mit Vorsicht und Vertrauen einzufügen, die enge Fühlung mit der älteren Schwester, der klassischen Philologie, zu hegen und zu pflegen, das ist die Aufgabe der Archäologie an den Universitäten, den deutschen Universitäten, solange sie das bleiben, was sie seit Jahrhunderten zum Ruhme unseres Vaterlandes gewesen sind, nicht ein Konglomerat von Fachschulen, sondern ein organisches Gebilde, wo eine Disziplin die andere trägt und stützt, wo mit einer alle anderen wanken und fallen, Trägerinnen und Pflegerinnen des wissenschaftlichen Fortschritts, Lehrerinnen, die ihre Aufgabe nicht in der Übermittlung versteinelter Axiome, sondern in der Anleitung zum selbständigen Forschen suchen und finden.' Muß man schon in diesen Worten manche Spitze gegen die amtlichen Organe der Archäologie erkennen, noch deutlicher richtet Robert seinen Angriff gegen Conze, der sich schon jahrelang große Mühe gegeben hatte, die Wissenschaft von der antiken Kunst in den Gymnasialunterricht einzuführen, wenn er fortfährt: 'Gerade darum aber vermag ich mich nicht jenen Stimmen anzuschließen, die neuerdings die Aufnahme der Archäologie unter die Gegenstände der Staatsprüfung befürwortet und gefordert haben. Die Archäologie hat das nicht nötig. Gleich der strengen Grazie, deren Begriff einst Winckelmann gefunden hat, ist sie auch sich selbst genugsam und bietet sich nicht an, sondern will gesucht sein. Aber sie läßt sich auch finden und ist dankbar für jede ihr frei dargebrachte Gunst.' Solange Conze die Leitung des archäologischen Instituts hatte, war das Verhältnis Roberts zu diesem ein gespanntes, obwohl er niemals seine Pflicht den Sarkophagen gegenüber versäumt hat. Robert verwand es nicht, daß jüngere Fachgenossen in die Zentraldirektion berufen wurden und er nicht, der eine Riesenlast in dem Corpus der Sarkophage auf seine Schultern genommen hatte. Er hielt auch das Verhalten der führenden Archäologen gegen Helbig und Mau für ungerecht und war mit der neuen Leitung der römischen Abteilung des Instituts durch Eugen Petersen durchaus unzufrieden. Zu Hülsen aber, der ihm bei der römischen Arbeit oft vortreffliche Dienste leistete, behielt er bis zu dessen Wegzug aus Rom und darüber hinaus freundschaftliche Beziehungen. Robert fehlte das Verständnis für die neue Organisation des Instituts vollkommen; er trauerte den 'unvergeßlichen Annali'

nach und vermißte schmerzlich die Berichte des *Bullettino di archeologica corrispondenza*. Er, der den Segen des Instituts auf dem Kapitäl unter Henzen und Helbig voll empfunden hatte, hielt es für undankbar, wenn an der alten Tradition, die von Eduard Gerhard stammte, gerüttelt wurde. Er empfand damals ganz mit Wilamowitz, der seinen Isyllos Henzen und Helbig gewidmet hatte als 'den rechten Männern an der rechten Stelle'. Auch als er unter Puchsteins Ägide endlich in die Berliner Zentralkommission berufen wurde, setzten wegen des römischen Instituts schwere Kämpfe ein, so daß er zeitweise aus ihr austrat. Zuletzt legte er, als seine Unbeweglichkeit ihm jedes Reisen verbot, seine Stelle ganz nieder, in die dann Georg Karo einrückte.

Die Gipsammlung seines Museums, die schon Heydemann stark gefördert hatte, hat Robert bis zuletzt, als die Räume längst überfüllt waren, ständig ausgebaut. Ein von ihm verfaßter Katalog derselben ist im Verlage von Max Niemeyer 1903 in zweiter Auflage erschienen. Die Hilfe Heinrich Lehmanns († 28. Juli 1925), der auch bald sein naher Freund geworden war, fehlte ihm nie. Dieser stiftete ihm reiche Mittel, nicht nur um Gipsabgüsse und köstliche Nachbildungen mykenischer Fundstücke zu erwerben; sondern Robert ließ auch durch E. Gilliéron den Älteren, den er 1892 in Athen kennen gelernt hatte, vortreffliche Aquarelle antiker Gemälde im *Museo Nazionale* zu Neapel und im Museum zu Volo in Thessalien anfertigen, die nach Roberts Tod von seinem Nachfolger in einem besonderen Raume vereinigt wurden, in dem eine von Georg Wissowa verfaßte Inschrift auf einer Bronzetafel sagt: *Picturarum Herculaneusium Pompeianarum Pagasaeorum imagines insigni arte expressas conficiendas curavit Carolus Robert impensas liberaliter praebente Henrico Lehmann*. Aber auch darüber hinaus ging die Wirkung der Freundschaft des königlichen Kaufmanns und des Professors der Archäologie. Heinrich Lehmann stiftete so erhebliche Summen für die Ausgrabungen Wilhelm Dörpfelds am Westabhange der athenischen Akropolis, daß er zum Ehrenmitgliede des archäologischen Instituts ernannt wurde, und hat auf Roberts Bitte mehrfach junge Archäologen zur Vollendung ihrer Studien und zur Ausführung von Reisen in den Süden mit reichen Geldmitteln unterstützt.

Heydemann hatte Winckelmanns Geburtstag Jahr für Jahr durch die Herausgabe eines wertvollen wissenschaftlichen Programms eingeleitet und am Abend des neunten Dezembers eine Feier in seinem Hause veranstaltet, bei der er den geladenen Damen kleine Nachbildungen von Antiken zu verehren pflegte. Robert nahm die von Gerhard eingeführte, alte Gewohnheit, ein Winckelmannsprogramm zu veröffentlichen, sofort auf und hat sie bis zum Jahre 1899 fortgeführt. Die Mittel

dazu erhielt er durch den Ertrag von stark besuchten öffentlichen Vorlesungen, die er in jedem Winter vor Damen hielt. Er begann 1890 mit dem vierzehnten Winckelmannsprogramm, in dem er einen im Louvre befindlichen Sarkophag mit der Darstellung des Pasiphaemythos mit Zuhilfenahme alter Zeichnungen neu behandelte und einen Beitrag zur Rekonstruktion der Kreter des Euripides gab. Das fünfzehnte, besonders schön ausgestattete und von größerem Format, gab er zur Eröffnung des archäologischen Museums 1891 heraus; es behandelte Szenen der Ilias und Aithiopsis auf einer Vase der Sammlung des Grafen Michael Tyskiewicz. Dann folgten drei Programme über die Bilder des Polygnot in der delphischen Lesche und in der athenischen Stoa Poikile, in denen er die verlorenen Kunstwerke auf Grund scharfer Interpretation des Pausanias und mit Hilfe der gesamten, von ihm in einziger Weise beherrschten Vasenkunde des fünften Jahrhunderts zu rekonstruieren versuchte, nicht ohne bei vielen Archäologen entschiedenen Widerspruch zu finden, so vor allem bei Richard Schöne, dessen Angriffe er im dritten Programme (1895), nicht immer mit Glück, abzuweisen versuchte. Mögen auch heute viele Archäologen sich Roberts Darlegungen gegenüber ablehnend verhalten, niemand wird bestreiten können, daß er die Kenntnis polygnotischer Malerei aus der Erklärung von Vasenbildern des schönen Stils kräftig gefördert und mancherlei Mißverständnisse des Textes des Pausanias beseitigt hat, und daß seine Untersuchungen, wie er selbst sagte, 'eine Etappe in dem Fortschritte unserer Erkenntnis' bedeuten. Er hat auch deutlich seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, daß 'bald andere und bessere Untersuchungen folgen' möchten, und sich gefreut, daß diese Hoffnung schon bald durch die Arbeiten von Theodor Schreiber und Paul Weizsäcker 'einigermaßen' erfüllt wurde, während er Schönes 'Rezension' meist ablehnte. Ein Prodomos der beiden Programme über die Nekyia und Iliupersis Polygnots war eine als Manuskript gedruckte Übersetzung der Beschreibungen des Pausanias, die er Ulrich von Wilamowitz - Moellendorff zum vierzigsten Geburtstag (22. Dezember 1888) widmete. Mit Ausnahme der Veröffentlichung des römischen Skizzenbuches in Kassel gelten alle weiteren Winckelmannsprogramme bis 1899, in welchem Jahre er ihre Reihe zunächst abschloß, der Geschichte der griechischen Malerei, indem er Gilliérons Zeichnungen der Marmorbilder aus Herculaneum mit ausführlichen Darlegungen veröffentlichte, auch noch hier und da Exkurse hinzufügte, wie die über den sogenannten Ares Borghese und die Reliefs an der Basis der Nemesis von Rhamnus. Daß er mit dem Jahre 1899 die von Heydemann begonnene Serie der Winckelmannsprogramme mit dem dreiundzwanzigsten beendete, hängt damit zusammen, daß er die regelmäßigen Damenvorlesungen aufgab und so dem Verlage

von Max Niemeyer keinen Zuschuß mehr zur Drucklegung geben konnte. Das postume 24. Winckelmannsprogramm, das er 1903 als Festgruß des archäologischen Museums zur Hallischen Philologenversammlung herausgab, konnte nur dank der Fürsorge des damaligen Universitätskurators Gottfried Meyer veröffentlicht werden. Es behandelt das in Pompeji 1872 gefundene Marmorbild mit der Darstellung des Niobemythos, die er als eine Illustration des verlorenen Dramas des Sophokles auffaßte und zwar als zurückgehend auf ein Votivgemälde, das der Dichter oder sein Chorege oder auch sein Protagonist nach dem mit der Niobe erfochtenen Siege geweiht habe, wie Robert auch in den von ihm früher publizierten Marmorbildern aus Herculanum nur Votivpinakes erkennen wollte. Als Robert 1910 — fern am Rhein — seinen 60. Geburtstag feierte, widmeten ihm Schüler und Freunde eine größere Geldsumme zur freien Bestimmung, aber auch mit der Hoffnung, daß er die unterbrochene Tradition der Hallischen Winckelmannsprogramme wieder aufnehmen möchte. Leider hat er nur noch ein, allerdings überaus wertvolles Programm geschrieben, nämlich 1911 das fünfundzwanzigste über 'die Masken der neueren attischen Komödie'. Er knüpft da an den eigenen, von ihm selbst als 'unbeholfen' bezeichneten Versuch an, die Liste des Pollux zu deuten, den er vor mehr als dreißig Jahren (Archäolog. Zeitung XXXVI, 1878, S. 13ff.) unternommen hatte. Er nannte es in den die Gabe begleitenden Worten 'einen Versuch, alte Jugendsünden gut zu machen' und melancholisch fügte er hinzu: 'Ob es ein Trugbild ist, ob fruchtbringende Keime in ihm liegen, wird auch in diesem Falle nur die Zeit entscheiden können', die er schon 1901 am Schlusse der 'Studien zur Ilias' allein als den einzigen Kritiker, den er zu respektieren gelernt habe, bezeichnet hatte. Dem gegenüber kann man aber wohl heute schon sagen, daß von allen Programmen Roberts keins so wichtige, sichere Resultate gebracht hat wie dieses, was darauf beruht, daß er von seiner Wanderzeit auf klassischem Boden an sich unausgesetzt mit Theater und Masken beschäftigt, für die letzteren unablässig gesammelt hat, und daß die neuentdeckten Menanderstücke ihn immer von neuem dazu anregten. Es war die Zeit, zu der er in Lauchstädt zwei Komödien des Menander und später die Spürhunde des Sophokles aufführen ließ. Die schon von August Nauck, Erwin Rohde und Leopold Cohn ausgesprochene Vermutung, daß die Maskenliste bei Pollux auf die Schrift *περὶ προσώπων* des Aristophanes von Byzanz zurückgehe, brachte er zur größten Wahrscheinlichkeit, indem er auf ihre Übereinstimmung mit den beiden unter dem Namen des Aristoteles überlieferten peripatetischen Traktaten über Physiognomik hinwies, und erläuterte sie, in den allermeisten Fällen überzeugend, durch die Monumente.

Nach Vollendung der vierten Auflage des ersten Bandes der Prellerschen Mythologie ging Robert nicht sofort, wie man wohl erwartet hatte, an die von ihm mit dem Verleger verabredete Bearbeitung der Heldensage; sondern er griff einzelne Teile aus ihr heraus, um sich darauf vorzubereiten. So hat er seine 'Studien zur Ilias' aufgefasset, die er 1901 erscheinen ließ, wie alle seine selbständigen Schriften außer den Hallischen Winckelmannsprogrammen, zu Berlin in der Weidmannschen Buchhandlung, mit deren um die philologische Wissenschaft hochverdienten Leiter Dr. Ernst Vollert er seit Jahren befreundet war. Er hat dies Theodor Mommsen gewidmete Werk in erstaunlich kurzer Zeit verfaßt, von innerer Unruhe nach dem frühen Tode seiner Lebensgefährtin (gestorben zu Halle nach langer schwerer Krankheit am 31. August 1899) getrieben, um in angestrenzter wissenschaftlicher Arbeit Trost zu finden. Zu dieser Analyse der Ilias hatte ihn Wolfgang Reichels Abhandlung über die Homerischen Waffen angeregt. Hatte dieser ohne weiteres die homerische Zeit mit der sogenannten mykenischen identifiziert, so wollte Robert nachweisen, daß die mykenische Bewaffnung nur in den von ihm und seinem Freunde F. Bechtel angenommenen äolischen Partien vorkomme. Er glaubte ferner dartun zu können, daß in unserer Ilias vier Iliaden verborgen seien, und meinte das Wachstum der Urilias im Einzelnen verfolgen zu können, was er, Adolph Kirchhoffs Odyssee folgend, auch durch den Druck klarzumachen versuchte. Bechtel nahm 1908 in seinem Buche über die Vokalkontraktion bei Homer seinen äolischen Homer zu Roberts sehr großer Enttäuschung zurück. Die Studien zur Ilias haben von allen Büchern Roberts wohl den geringsten Einfluß ausgeübt. In der Homerforschung bedeuten sie keine Etappe. Sie ist über dies Buch schnell hinweggegangen. Es wird wohl den letzten Versuch bedeuten, im Anschluß an Bechtels Lehrer A. Fick einen äolischen Homer zu rekonstruieren. Denn dies wird nie gelingen, und es war eine Selbsttäuschung, wenn Robert und Bechtel glaubten, daß der Erstere nach dem archäologischen Befund, der Zweite nach der Sprache echte äolische Stücke aussondern konnten. Denn reinlich und ohne Gewalttätigkeiten konnten sie da fast nichts herauschälen; ohne die Annahme von Interpolationen und ohne grammatische Änderungen kamen sie nicht aus. Oft genug ist der Homertext kühn geändert worden in dem heißen Bemühen, Reste der Urilias zu finden. Es ist lebhaft zu bedauern, daß jetzt leider manches Goldkorn, das Robert gefunden hat, verloren gegangen ist, weil sein Werk nur wenig beachtet und studiert worden ist. Es finden sich feine Beobachtungen und Anregungen in reicher Fülle. So kann man an der von Robert auseinandergesetzten verschiedenen 'homerischen' Auffassung der Götter und ihrer Teilnahme an dem Kampf um Ilion nicht

vorübergehen, so wird man um dieser Einzelheiten willen das Buch doch nie ganz ausschalten können und auch aus Roberts Irrtümern lernen. Er selbst bekannte sich frei zum Mut des Irrens, wohl eingedenk des Wortes von Jacob Grimm 'Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Mut des Fehlens haben' (Wilhelm Scherer, Jacob Grimm², Berlin 1921, S. 268).

Die Heldensage bereiteten auch viele einzelne Aufsätze von ihm vor; sie stand ihm als das τέλος seines wissenschaftlichen Lebens immer vor der Seele. Keinem ihrer Abschnitte aber hat er mehr Arbeit gewidmet als der Oidipussage. Schon in dem 'Apophoreton' zur Hallischen Philologenversammlung 1903 hatte er sich mit der Oidipussage beschäftigt und sie als einen uralten Naturmythos, der auf dem Kult der Demeter und der Erinyen basiert, erklärt. Jahrelang schrieb er dann an seinem großen Werk über die Oidipussage, das erst 1915 in zwei Bänden erschien. Manche Kapitel arbeitete er immer wieder von neuem um, weil sie ihm nicht genügten. Er hatte das fertige Manuskript in seiner Schreibtischschublade viele Jahre liegen, nahm es dann von Zeit zu Zeit vor, um unaufhörlich daran zu bessern. Während er seine anderen Werke in raschem Zuge hintereinander schrieb, namentlich später die Archäologische Hermeneutik und die Heldensage, feilte er unausgesetzt am Oidipus, nahm zu der Dissertation über die Antigone von Tycho von Wilamowitz, dessen Andenken er das Werk widmete, Stellung und ließ sich auch auf genaue topographische Untersuchungen hier und da ein. Roberts Oidipus ist und bleibt ein Meisterwerk, in dem er seine Beherrschung des poetischen, monumentalen und mythographischen Stoffes glänzend zeigt, ein Werk, das, wie Ewald Bruhn bei seinem Erscheinen mit Recht gesagt hat, auch für die Schulmänner von besonderer Bedeutung sein muß, kann doch jeder begabte Primaner des alten Gymnasiums die Kapitel über die drei sophokleischen Dramen des thebanischen Kreises nur mit reicher Belehrung und großem Nutzen lesen. Freilich wird man auch manche Einwendungen machen müssen. Wie es unrichtig ist, bei der Erfassung der Aiasgestalt von seinem Grabe am Kap Rhoiteion auszugehen, so darf man auch nicht bei den Kultstätten des Oidipus den Anfang machen, will man seine Sage verstehen. Robert beweist zwar unwiderleglich, daß die Kultstätten des Oidipus auf dem Kolonos Hippios, am Areopag und in Sparta jung sind und für den Ursprung der Sage nicht in Frage kommen können; aber seine eigene Ansicht, daß der ganze Mythos von Eteonos ausgegangen ist, steht auch auf schwachen Füßen, und ich stimme Martin P. Nilsson vollkommen bei, der in seiner inhaltreichen Besprechung des Werks in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1922, S. 36 ff., diese Robertsche

Annahme energisch bestritten hat. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, alle Mythen auf den Kultus zurückzuführen, und so habe ich mich auch nie von dem Glauben überzeugen können, daß Oidipus ein alter Vegetationsgott sei, der im Frühjahr von Mutter Erde geboren wird, sich dann mit ihr vermählt und im Winter stirbt. Die Oidipussage weist uns nicht in die Religion, sondern, wie manche griechische Sage, in die Welt der Märchen. Diese Welt der Märchen ist Robert lange fremd geblieben, obwohl er die deutschen von Jugend auf kannte und liebte. Für das griechische Altertum rechnete er mit dieser Erscheinung zu wenig, suchte fast alles nur auf literarische Quellen zurückzuführen. Die Tradition des Volkes von Mund zu Mund und auch von Bild zu Bild hat er zweifellos unterschätzt, was ihm schon Kekulé in der Rezension von 'Bild und Lied' vorgeworfen hatte. Erst während der Ausarbeitung der Heldensage wurde ihm immer klarer, daß auch in der hellenischen Überlieferung dem Märchen ein wichtiger Platz einzuräumen sei. Er las eifrig fast alle im Verlag von Eugen Diederichs in Jena erschienenen Märchenbücher durch und suchte nach Parallelen, die er dann zur Erklärung griechischer Sagen benutzte. Mit einem seiner ältesten Schüler, Johannes Bolte, trat er wieder in nahe geistige Verbindung und ließ sich von diesem ausgezeichneten Kenner über die Entstehung und Verbreitung deutscher Märchen aufklären. Er hätte sich auch schon für den Oidipus dieses Hilfsmittels bedienen sollen. Aber das große Buch über den Oidipus erinnert in seiner Anlage viel mehr an die Werke F. G. Welckers und darf an Bedeutung ihnen angereicht werden. Es imponiert durch die überall straff durchgeführte Methode, durch den Scharfsinn bei der Widerlegung, durch die sonnenklare, jeder Effekthascherei bare Sprache. Für junge Studenten, die in die literarische und bildliche Überlieferung der Heldensage eingeführt werden und selbsttätig mitarbeiten, Methode lernen wollen, gibt es kein geeigneteres modernes Werk als dieses. Sie werden auch da lernen, wo Robert unzweifelhaft geirrt hat, und erkennen, daß es Lücken unserer Kenntnis gibt, die auch Roberts Gelehrsamkeit und Phantasie nicht ausfüllen konnten.

Noch in die Berliner Jahre hinauf reicht Roberts intensive Beschäftigung mit dem Periegeten Pausanias. Angeregt durch U. von Wilamowitz, hat er diesen Schriftsteller oft durchgelesen und durchgearbeitet. Den jungen Archäologen verbot er, über Pausanias zu urteilen, wenn sie ihn nicht wenigstens einmal durchgelesen hätten. Er las in Berlin über athenische Topographie nach der Periegese des Pausanias, er ließ in seinem Privatissimum, zu dem er nur reifere Studenten zuließ, gern das fünfte und sechste Buch interpretieren und nach den Ergebnissen der olympischen Ausgrabungen kritisch prüfen. Eine Frucht dieser

Übungen waren seine im Jahre 1888 im Hermes erschienenen Olympischen Glossen. Daß er die Beschreibung der polygotischen Gemälde im Pausanias ausführlich behandelte, ist schon oben gesagt worden. Konrad Wernicke ist durch ihn zu seiner grundlegenden Dissertation *De Pausaniae studiis Herodoteis* angeregt worden. Mit dem Pausanias in der Hand, ging Robert im Frühjahr 1892 wieder auf der athenischen Akropolis von Bau zu Bau, von Stein zu Stein. Sowohl A. Kalkmanns als W. Gurlitts Pausaniasforschungen warf er vor, daß sie zu wenig die Manier des Schriftstellers Pausanias ergründet hätten, und lehrte beständig, daß, ehe Quellenforschung getrieben würde, erst die Persönlichkeit des Mannes erkannt werden müsse. Robert hat Pausanias in die griechische Literaturgeschichte da eingereiht, wohin er gehört, in die zweite Sophistik. Er hat den Rhetoriker Pausanias entdeckt, den Mann, der lediglich um der Pointe willen Tatsachen verdreht, Quellen souverän benutzt, ohne sich um die Folgen zu kümmern, und bei der Beschreibung der Städte und der Kunstwerke nach einem bestimmten Schema arbeitet. Das Resultat seiner jahrelangen Forschungen legte er in dem Buche 'Pausanias als Schriftsteller' nieder, das er Hermann Diels zum sechzigsten Geburtstag widmete, der dies mit der Dedikation der zweiten Auflage seines 'Herakleitos von Ephesos' (1909) erwiderte (vgl. Beigabe I). Auch in Roberts Pausanias ist die strikte Durchführung der Methode das Wesentliche. Er kämpfte durch sorgfältige Analyse einzelner Teile gegen das Phantasiebild, das sich die Archäologie von Pausanias gemacht hatte, als das eines antiquarisch und archäologisch sorgfältig vorgebildeten Gelehrten. Die Vorstellung von Pausanias als 'antikem Baedeker' ist durch Robert hoffentlich für alle Zeiten zu Grabe getragen. 'Ein Belletrist will er sein, wie man heute sagen würde; zu seiner Zeit nannte man das einen Sophisten' (S. 68). Mag Robert auch hier und da über das Ziel hinausgeschossen sein und der rhetorischen Schulung des Damaskeners — für Damaskus als Heimat des Pausanias tritt Robert wohl mit Recht entschieden ein — zuviel zugeschrieben haben, für die philiströsen Entgegnungen, die ihm dies Buch einbrachte, hatte er nur ein mitleidiges Lächeln und kein Wort der Abwehr.

Sein eingehendes Studium der griechischen Komödie erhielt neue Anregung durch die Auffindung der drei Stücke Menanders auf dem Papyros von Aphroditopolis. Er war als einer der ersten auf dem Plan, um den von Lefèbvre veröffentlichten Text zu bessern und den Gang der Handlung in den drei Komödien zu rekonstruieren. Seine glänzende Beherrschung der griechischen Sprache, seine lebendige Auffassung der Handlung, seine Kenntnis der antiken Bühne haben ihn unzweifelhaft zu voreiligen Schlüssen verführt. Er selbst hat aber auch diese seine Arbeit nur als eine Etappe aufgefaßt und war selbst überzeugt, daß

auf seine Ausgabe bald eine bessere folgen würde. Er ist zu der Bearbeitung des Textes auch allein dadurch geführt worden, daß er als erster eine Übersetzung des neuen Menandros in das Deutsche leistete und sich selber dafür eine sichere Grundlage schaffen mußte. Er hat seine Übertragung der drei Komödien am 2. Februar 1908 zunächst einem kleinen Kreise vorgelesen, sie dann in demselben Sommer erscheinen lassen und nach ihr eine Studentenaufführung des Schiedsgerichtes und der Samierin in Lauchstädt am 20. und 27. Juni und 4. Juli veranstaltet, der eine Wiederholung in Berlin auf der internationalen Historikertagung am 8. August folgte. Die Lauchstädter Aufführung in dem eben wieder eröffneten Theater Goethes gestaltete sich zu einem Höhepunkt in Roberts Leben. Mit heiligem Eifer hatte er die Studenten zu der glänzend gelungenen Aufführung, zu der er auch die Bühne nach seiner wissenschaftlichen Überzeugung einrichtete, vorbereitet. Das Vorbild war das Dionysische Theater in Athen, dessen Front jedoch um vier Säulen gekürzt werden mußte. Da die Komödien nicht vollständig überliefert sind, richtete er zur Einführung und Verbindung pantomimische Szenen ein. Die begleitende Musik wählte Hermann Abert aus alten Orchestersuitenwerken aus. Es waren namentlich seine eigenen und Ad. Goldschmidts Schüler, die Robert zu gewandten Schauspielern ausbildete, darunter Hermann Giesau und Gerhart Rodenwaldt. In der ersten Aufführung waren aus Berlin, Göttingen, Leipzig, Jena, Weimar hervorragende Gelehrte und Künstler erschienen, aus Berlin die alten Freunde Diels und Wilamowitz, sein Bonner Lehrer Kekule von Stradonitz, Friedrich Sarre, Max Liebermann, aus Göttingen Gustav Körte und Friedrich Leo, dem Robert seine Übersetzung gewidmet hatte, aus Leipzig Erich Bethe, Richard Heinze, Franz Studniczka, aus Weimar Ludwig von Hofmann und Henry van de Velde und viele andere in Wissenschaft und Kunst berühmte Männer mit ihren Frauen.

In dem großen Saale des alten Kurhauses fand nach der Aufführung ein feierliches Abendessen statt, bei dem Diels und Wilamowitz den stolzerfüllten Übersetzer und Regisseur in launigen Trinksprüchen feierten. Der Sommer 1908 war für Robert eine glückliche Zeit, an die er oft mit Freude zurückgedacht hat. Freilich erfüllte uns alle bald schwere Sorge um die Gesundheit von Georg Wissowa, der an dem Nachmittag vor dem Antritt seines Rektorats einen Schlaganfall erlitten hatte, und dem Robert zu diesem feierlichen Tage seinen 'neuen Menander' gewidmet hatte. Menander blieb bis zuletzt eine Lieblingsbeschäftigung Roberts. Immer von neuem nahm er den Text vor, zu jedem neuen Funde nahm er sofort Stellung. Viel Mühe gab er sich um eine neue Auflage seiner Übersetzung, die sich in seinem Nachlasse

vollständig gefunden hat. Während der Unruhen in Halle nach dem Kapp-Putsch nahm er zu ihr seine Zuflucht und saß in dem Keller seines arg bedrohten Hauses bei einer Flasche Rotwein gerade daran, als ein Spartakist aus dem Anhaltischen bei ihm nach Waffen suchte. Auch die alte Komödie ließ er seit seinen Studentenjahren nie aus seinen Augen. Die Vögel des Aristophanes behandelte er besonders oft in seinen Vorlesungen, übersetzte sie zum 50jährigen Doktorjubiläum von Diels (22. Dezember 1920), dem er sie mit dem Epigramm widmete:

Κῆπρόν σοι Χαρίτων ἀνέθρην πιστὸς ἑταῖρος
πεντηκονταετοῦς ἀντὶ διδασκαλῆς

und bereitete eine Textausgabe vor, die er ohne jeden Apparat in zierlicher Gestalt erscheinen lassen wollte, wobei sein Vorbild Otto Jahns Ausgaben der römischen Elegiker, des Vergilius und des Horatius waren. Er machte eine saubere Reinschrift davon, die er zusammen mit der gedruckten Übersetzung Diels nach Berlin sandte. Der letzte Aufsatz, den er für seinen Hermes schrieb, waren aphoristische Bemerkungen zu den Ekklesiazusen.

Roberts letztes großes Werk ist die Heldensage, an der er während des Krieges, aber nicht ununterbrochen, eifrig arbeitete. Er schob in die Beschäftigung mit ihr eine größere Pause ein, wie er sich ausdrückte; das war die Herstellung einer archäologischen Hermeneutik. Georg Wissowa hat ihm die Anregung zu diesem Buche gegeben, in dem er für alle Zeiten seine Methode der Interpretation antiker Denkmäler festlegen sollte. Nach einigem Zögern ging Robert frisch ans Werk und vollendete es in wenig Monaten. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie Robert seine archäologischen Übungen leitete, muß dies Buch lesen, das reichlich mit Abbildungen ausgestattet ist und gerade dem Anfänger immer nützlich sein wird. Am Winckelmannstage 1918 schrieb er das Vorwort, in dem er ausdrücklich erklärt, daß er die Gesetze der Hermeneutik in ein System zu bringen philosophischeren Köpfen überlassen müsse. Er wollte, wie er oft sagte, dem archäologischen Unterricht 'eine Fibel' schaffen. In mancher Hinsicht knüpft dieses Werk an sein erstes darstellendes Buch, Bild und Lied, an. Damals kämpfte er gegen wilde Schößlinge der Interpretationsmethode von Heinrich Brunn, dessen überragende Stellung in der antiken Kunstwissenschaft er so wenig verkannt hat wie Georg Zoëga einst die Winckelmanns, dessen Denkmälererklärung er aber im einzelnen genau so angriff und berichtigte wie der große dänische Forscher einst die Winckelmanns, so daß man Brunn und Robert schon bei ihren Lebzeiten mit diesen beiden Heroen der Kunstwissenschaft verglichen hat. Die Hermeneutik Roberts ist ein wundervolles, von Anfang bis zu

Ende mit jugendlicher Frische geschriebenes Buch, das gewiß auch die neuere Kunstgeschichte noch befruchten wird. Die von ihm über das Sehen, Zeichnen, Beschreiben, Benennen, Deuten der Figuren aufgestellten Regeln hat er alle in mehr als vierzigjähriger Lehrtätigkeit auf rein empirischem Wege gefunden. Ohne seinen steten Verkehr mit der Jugend hätte dieses Werk nie so werden können, wie es geworden ist. Mahnend ruft er am Schlusse allen Jüngern der Archäologie zu: 'Niemals darf man in ein Bildwerk etwas hineintragen, sei es aus eigener Phantasie, sei es aus anderen Bildwerken oder der Literatur, wenn der Zusammenhang nicht evident ist. Und so verführerisch es auch sein mag, hier dem eigenen Witz freies Spiel zu lassen, der Interpret muß die sittliche Pflicht der Entsagung üben und des Wortes des Apelles eingedenk sein: *manum de tabula.*' Aber wir dürfen nicht verschweigen, daß auch dem Meister der Interpretation hier und da ein Fehlgriff nachzuweisen ist, wie z. B. in der Behandlung der Götterversammlung auf dem Parthenonfriese und in der gewiß unberechtigten Ablehnung der üblichen Ergänzung des Praxitelischen Hermes mit der Traube in der Rechten. Leider war er nicht dazu zu bewegen, dem inhaltreichen Buche ein Register beizugeben. Schon die Anmerkungen hinter dem Texte waren ihm lästig; er beschränkte sie auf das äußerste Maß. Dieses Buch sollte nach seinem Willen im Zusammenhang ohne jede Störung gelesen werden. Er wollte es selbst zum Kunstwerk machen, wie er in der Tat auch manche Stunde seiner archäologischen Übungen in den Augen seiner Schüler zum Kunstwerk gestaltet hat.

Bis seine Kraft erlahmte, hat Robert an der Heldensage gearbeitet, die letzten Korrekturen schon mit zitternder Hand erledigt. Nur die beiden letzten Abteilungen des dritten Buches, 'Der Troische Krieg und die Nosten' sind erst nach seinem Tode 1923 und 1926 erschienen. Die Heldensage ist der zweite Band von Ludwig Prellers Mythologie, für dessen Bearbeitung sich Robert völlig freie Hand vom Verleger ausbedungen hatte. Leider hat er sich aber der Prellerschen Fesseln nicht ganz entledigt, weder in der Disposition, noch in der Ausführung im einzelnen. Es ist gewiß ein Fehler, daß er in dem ersten Bande bei der Durchwanderung der griechischen Lande ein so wichtiges Sagenzentrum wie Arkadien völlig ausschließt, daß er die Inseln nicht im Zusammenhang behandelt und das minoische Kreta an eine falsche Stelle rückt, daß er bei der Behandlung thrakischer Sagen Harpalyke zu Orpheus und Thamyris stellt. Hier ist oft der Einfluß Prellers unverkennbar. Eine Geschichte der Heldensage ist Roberts Werk nicht geworden; mit seinem Material wird ein Historiker des griechischen Altertums und seiner Religion erst an diese Arbeit gehen können. Aber Robert dachte bei dem mühseligen Werke auch

an etwas Anderes. Er wollte den unendlichen Stoff der Heldensage sammeln und kritisch ordnen. Dazu war niemand so vorbereitet wie er; denn niemand übersah die Denkmäler für die Heroenzeit in Literatur und bildender Kunst so gut wie er. Niemand beherrschte die mythographische Überlieferung so souverän wie er, hatte er sich doch noch während der Arbeit an der Heldensage wieder mit den Fabeln des Hygin eingehend beschäftigt und ihre Edition für Hans Lietzmanns vortreffliche Sammlung Kleiner Texte vorbereitet. Er dehnte den Begriff der Sage insofern zu weit aus, indem er gerade ihrer poetischen und mythographischen Behandlung im Altertum mit erstaunlicher Gelehrsamkeit nachging. Er führt den Leser mit sicherer Hand gleichsam durch einen Urwald, durch Schlinggewächs, das er erst durchschneidet. Man hat gemeint, daß er manchmal zuviel Mühe auf die Entwirrung des Materials aus der Spätzeit des Griechentums verwandt hat, daß er auch ganz wertlosen Quellen mit methodischem Eifer nachgegangen ist. Man soll ihm dafür dankbar sein, daß diesen steinigten und dornigen Weg nun kein anderer mehr zu gehen hat, daß er mit Selbstverleugnung und soldatischer Pflichterfüllung sein Werk verrichtet hat. Er hat ein Urkundenwerk schaffen wollen, und seine Heldensage wird als solches schwerlich je veralten, da sich niemand wieder finden wird, der das Riesenmaterial noch einmal aufarbeitet. Dem Charakter seines Werkes entspricht es, daß er Polemik fast ganz meidet; nur gegen sich selbst zeigt er auch hier seinen unerbittlichen Wahrheitssinn, indem er gegen manche seiner eigenen älteren Arbeiten polemisiert. Daß er mehr als in früheren Arbeiten den internationalen Märchenbestand herangezogen hat, ist schon früher bemerkt worden. Großen Wert legte er mit Recht auf die immer wiederkehrenden Sagenmotive, die er in einem ausführlichen Register, das er selbst schon begonnen, sorgfältig zusammenstellen wollte. Γράσκω ἀεὶ πολλά διδασκόμενος konnte er nicht nur in dieser Beziehung von sich sagen. Weil er selbst unaufhörlich lernte, war er ein so großer akademischer Lehrer. Robert hat sein letztes großes Werk Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff gewidmet, dem Freunde, dem er die Treue gehalten hat bis zum letzten Atemzuge, so sehr auch in manchem wichtigem Punkte zuletzt seine wissenschaftliche Überzeugung von der des Jugendfreundes abwich. Er hätte die beiden Aufsätze, die Wilamowitz nach dem Erscheinen der ersten vier Hefte der Heldensage in den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften 1925 veröffentlicht hat, mit Freuden begrüßt, weil sie ihm im einzelnen neue reiche Belehrung gebracht hätten, er hätte auch willig manche eigene Ansicht revidiert, wie den mißlungenen Abschnitt über Harpalyke; aber er hätte es auch sehr bedauert, daß Wilamowitz

den Zweck seines Werkes verkannt und nicht anerkannt hat, daß von ihm ein Urkundenbuch geschaffen ist, auf dem als Fundament mit steter Hinzuziehung der neuen archäologischen Entdeckungen und den Folgerungen für Religion und Kultur einmal nichts Geringeres als die Geschichte der griechischen Heldensage, d. i. zugleich die älteste Geschichte Griechenlands, geschrieben werden kann.

Roberts Gelehrsamkeit und wissenschaftliches Interesse umspannten einen weiten Raum. Aber im Innersten seines Herzens war es doch die Poesie, die ihn gefangen hielt. Die Bildkunst der Hellenen galt ihm auch vor allem als der Zugang zur verlorenen Dichtung. Die Rekonstruktion untergegangener Dramen aus der bildlichen Überlieferung, wie z. B. der sophokleischen *Niptra* und *Tyro*, war das Feld, auf dem er seinen Geist so gern tummelte. Da fühlte er sich als Schüler F. G. Welckers und Otto Jahns. In jüngeren Jahren stand seinem Herzen von den attischen Tragikern Euripides am nächsten, über dessen handschriftliche Überlieferung er auch Wertvolles ermittelt hat. Später war es aber Aischylos, dem er den Preis erteilte, dessen *Orestie* er mit ganz besonderer Freude seinen Studenten erklärte. Zuletzt zog es ihn stark zu Pindar, dessen olympische und pythische Oden das letzte waren, das er in den Ferien in seiner Wohnung mit mehreren Schülern las. Aber sein Reich erstreckte sich auch weit über Hellas hinaus. Daß er Plautus und Terenz genau kannte, ist für den Erforscher der neuen Komödie selbstverständlich. Erstaunlich war seine Vertrautheit mit Dante und Ariost, mit Calderon und Molière, mit Shakespeare und Byron, mit Goethe und Kleist. Sein Gedächtnis verließ ihn nie. Mit feurigem Temperament deklamierte er auch noch im hohen Alter lange dramatische Partien. Früher ging er auch gern in das Theater. Er war ein großer Bewunderer von Eleonora Duse, die er in Florenz und Rom und in Berlin oft hat spielen sehen. In Italien zog ihn die *comedia dell'arte* besonders an. Der neueren Literatur stand er im ganzen ablehnend gegenüber. Selbst für Henrik Ibsen, dessen Dramen er mit dem antiken Mimos verglich, und Gerhart Hauptmann hat er sich nie erwärmen können. Gerne las er in kleinem vertrautem Kreise Dramen mit verteilten Rollen, und manches Mal riß er die Teilnehmer zu aufrichtiger Begeisterung hin. Wer ihn Otto Ludwigs 'Erbförster' hat vorlesen hören, wird das nie vergessen. Es war eben von dem Theaterblut seiner Großmutter noch ein starker Tropfen in ihm. So war es verständlich, daß er noch 1908 eine neue große Aufgabe unternahm, die ihn mit der Theaterwelt in engste Beziehung brachte.

Unter den hohen Bäumen vor Goethes Theater in Lauchstädt fragte ihn sein alter Freund Heinrich Lehmann nach der letzten Auf-führung der beiden Komödien Menanders, ob er nicht gewillt sei, die

Leitung eines Vereins zu übernehmen, der alljährlich in Lauchstädt in Goethes Sinne Festvorstellungen veranstalten sollte. Robert schlug sofort freudig ein und traf, mit Unterstützung des Landeshauptmanns Freiherrn Dr. von Wilmowski und von einigen kunstgesinnten Freunden, im Winter 1908/09 alle Vorbereitungen dazu. Schon am 3. Dezember wurde der Lauchstädter Theaterverein begründet, der in dem im Jahre 1802 unter Goethes Oberleitung erbauten, im Jahre 1908 auf Veranlassung von Heinrich Lehmann durch den Hallischen Baumeister Gustav Wolff wiederhergestellten Schauspielhause neues Leben zu erwecken sich zur Aufgabe stellte. Von Hallischen Professoren wirkten bei der Gründung O. Kern und Th. Lindner mit. Außerdem waren als erste noch G. Wolff, der Landesrat Hoefler und der Rittergutsbesitzer Dr. von Zimmermann daran beteiligt. Unmittelbar darauf konnte der Verein mit einem Aufruf zum Beitritt an die Öffentlichkeit treten, der von einer stattlichen Reihe von hervorragenden Namen aus allen gebildeten Ständen unterzeichnet war. Robert, der sofort zum künstlerischen Leiter gewählt wurde, hat ihn verfaßt. In ihm heißt es unter anderem: 'In dem durch die Erinnerung an Goethe und Schiller geweihten, von berufener Architektenhand wiederhergestellten Theater zu Lauchstädt haben nach langer Pause im Juni und Juli dieses Jahres zum ersten Male wieder dramatische Aufführungen stattgefunden. Der starke Eindruck, den diese Aufführungen in Verbindung mit dem eigentümlichen Zauber des Orts auf alle Teilnehmer gemacht haben, mußte die Überlegung wachrufen, ob es nicht möglich und angemessen sei, diese Bühne nicht bloß als eine köstliche Reliquie aus der großen Weimarer Zeit pietätvoll zu bewahren und zu erhalten, sondern sie auch wieder dauernd in den Dienst der dramatischen Kunst zu stellen, indem man ähnliche Aufführungen wie die in diesem Jahre gebotenen regelmäßig in jedem Sommer wiederholt. Dabei gebietet es schon der Genius des Ortes, daß Goethes Auffassung des Theaters und Goethes Regiekunst den Maßstab sowohl für die Wahl der Stücke als für die Inszenierung abgeben müssen. Um aber zugleich diesen Lauchstädter Aufführungen ihren besonderen Charakter einzuprägen, wird man — und dies ist ganz gewiß ebenfalls in Goetheschem Sinne — darauf bedacht sein müssen, außer eigentlich klassischen Werken auch solche Dichtungen zur Darstellung zu bringen, welche man anderweitig entweder gar nicht oder äußerst selten, vor allem aber nicht in solcher Weise zu sehen bekommt. Es dürfen sich daher die Aufführungen nicht auf solche Stücke Goethes und Schillers beschränken, die zum stehenden Repertoire jeder größeren Bühne gehören, vielmehr müssen auch diejenigen Stücke berücksichtigt werden, die, weil sie sich mehr an einen auserlesenen Kreis als an die große Menge wenden, schon seit

Menschenaltern von der deutschen Bühne verschwunden sind, wie Goethes Singspiele, seine Fastnachtsscherze, Rokokokomödien, seine großen mythologischen Szenen. Aber es wäre gewiß nicht in Goethes Sinne, wenn man sich auf die große Weimarer Periode oder auf das deutsche Drama beschränken wollte; der dramatischen Weltliteratur, die noch so viele ungehobene und meist unbekannte Schätze birgt, muß wie in Goethes Tagen die Lauchstädter Bühne offenstehen; diese Werke möglichst stilgerecht zur Anschauung zu bringen, wie es Goethe getan hat oder getan haben würde, soll unser Streben sein.' Robert hat auf die Durchführung dieses Programms große Sorgfalt und großen Eifer verwandt. Mit eiserner Energie versuchte er seine Anschauungen durchzusetzen, wobei er freilich nicht selten mit Regisseuren und Schauspielern in harte Konflikte geriet. Allen 'modernen Schauspielermätzchen', jeder Effekthascherei war er abhold und nahm sich überall Goethes Regiekunst zum Muster. Die erste Vereinsaufführung fand am 5., 6., 7. und 13. Juni 1909 statt. Wie 1802 eröffnete sie 'Was wir bringen', dem das Bruchstück 'Pandora, ein Festspiel' und endlich 'Satyros oder der vergötterte Waldteufel' folgten. Zur Führung der Regie war Dr. Emil Milan aus Berlin gewonnen, der auch das Ensemble zusammenstellte. Die Dekoration zur Pandora hatte Ludwig von Hofmann entworfen. Zur zweiten Aufführung war ein großer Teil der Goethegesellschaft unter Erich Schmidts Führung zu Roberts größter Freude erschienen. Als ein 'Menü für literarische Gourmets' bezeichnete Max Osborn in einer Berliner Tageszeitung diese erste Leistung des Lauchstädter Theatervereins. Bis 1914 hat Robert den Verein geleitet. Zu dem erstgewählten Verwaltungsrate gehörten unter anderen Hermann Abert, Erich Bethe, Conrad Burdach, Adolph Goldschmidt, Botho Graef, Ludwig von Hofmann, Erich Schmidt, Henry van de Velde und U. von Wilamowitz. Nachher änderte sich seine Zusammensetzung oft, da die auswärtigen Gelehrten und Künstler meist baten, von ihrer ferneren Wahl Abstand zu nehmen. So war Robert die Seele des Vereins. Wenn Opern aufgeführt wurden, trat er — abgesehen von seiner Sorge für Dekoration und Ausstattung — zurück und überließ die Leitung Hermann Abert. Von der dritten Aufführung an verband sich Robert mit dem von ihm hochgeschätzten Dr. Paul Schlenther, den er einst im Hause von Wilhelm Scherer als Studenten kennen gelernt hatte, und fügte sich willig in seine Vorschläge. 1911 wurde unter Schlenthers Oberleitung zur Erinnerung an Heinrich von Kleists vor hundert Jahren erfolgten Tod der 'Zerbrochene Krug' aufgeführt, dessen Mißerfolg in Weimar den unglücklichen Dichter einst so tief erschüttert hatte. Ihm folgte des Dänen Ludwig Holberg 'Erasmus Montanus'. Schlenther hatte zu dieser Aufführung seine Freunde vom Wiener Burgtheater

herangezogen, vor allem Hugo Thimig mit seinen Kindern Helene und Hermann, und auch von anderen Theatern berühmte Kräfte. Robert war es ein großer Genuß, mit diesen hervorragenden Schauspielern zu verkehren und sie über die Technik der Bühne zu hören. Er wurde nie müde, den Proben beizuwohnen, seine Eindrücke zu schildern und Vorschläge zu machen. Eine Aufführung hat er im Juni 1913 noch ganz allein geleitet und für sie die vorbereitenden Proben schon im Januar begonnen. Das war die Darstellung von dem kurz vorher auf einem Papyrus aus Oxyrhynchos entdeckten Satyrspiel des Sophokles, den Ichneutai, in Roberts Übersetzung. Hier knüpfte er also an seine Menanderaufführung von 1908 an. Es waren wieder Hallische Studenten, diesmal meist Philologen, die Robert in mühsamer Arbeit dazu herangebildet hatte. Die Kyllene spielte eine Berufsschauspielerin, Elisabeth Bechtel, Friedrich Bechtels älteste Tochter. Auch hier legte Robert den höchsten Wert auf die antike Wirklichkeit: mit den Kostümen des Satyrchors hat er sich die größte Mühe gegeben und seine lustigen Sprünge nach den Darstellungen auf den attischen Vasenbildern eingeübt. Den verlorenen Schluß hat er sehr schön ergänzt; denn ein Bruchstück konnte er den Zuschauern in Lauchstädt natürlich nicht bieten, und eine Pantomime wäre hier ganz stillos gewesen. Auf die Spürhunde folgten noch, in der Erinnerung an Goethe, zwei Stücke von Hans Sachs, die Komödie 'Vom König Alexander und dem Philosophen Aristoteles' und das Fastnachtsspiel 'Der gestohlene Hahn', deren Einstudierung Robert zusammen mit seinem Kollegen, dem im Mai 1915 in Flandern gefallenem Germanisten Kurt Jahn übernommen hatte. Man sollte meinen, daß Roberts Leistung für dieses Lauchstädter Jahr damit erschöpft gewesen wäre. Aber er hatte schon vorher der mitteldeutschen Gesellschaft für Gynäkologie die Pforten von Goethes Theater öffnen lassen für eine Aufführung von Molières 'Arzt wider Willen', von dem er unter dem Decknamen seines verstorbenen Oheims Ludwig d'Outrepont eine Übersetzung selbst angefertigt hatte, und von Goethes 'Geschwistern', in der Helene Thimig die Marianne in ganz wunderbarer Weise verkörperte. Während des Krieges blieb das Lauchstädter Theater geschlossen. Robert, den die Novemberrevolution zu stiller Verzweiflung und Resignation gebracht hatte, und dessen Körperkraft und Beweglichkeit zu erlahmen anfangen, legte am 20. Dezember 1919 seine Herrschaft des Lauchstädter Vereins nieder und übertrug sie dem Verfasser dieser Biographie. In herzlicher Dankbarkeit für seine unermüdete Tätigkeit wurde er an seinem siebenzigsten Geburtstag zum ersten Ehrenmitgliede des Vereins ernannt. Solange der Verein besteht, wird er seines ersten Leiters eingedenk bleiben und in seinem und in Goethes Sinne fortzuwirken sich bemühen.

Weder sein Lehramt, noch seine ausgedehnte literarische und künstlerische Tätigkeit haben jemals seine eifrige Teilnahme an allen akademischen Geschäften verhindert. Von den Ahnen seines Vaters und seiner Mutter her war eben echtes, deutsches Professorenblut in ihm. Niemand war von der Würde des akademischen Lehrers, von der Größe seiner Verantwortung, von dem hohen Werte akademischer Tradition überzeugter als er. Ihm 'gab ein Gott in holder, steter Kraft zu seiner Kunst die ewige Leidenschaft', mit der er alle Rechte der Universität bis zum äußersten verteidigte, mit der er fast jeder Neuerung in akademischen Dingen widerstrebte, mit der er all seiner Ämter gewaltet hat. Er war drei Jahrzehnte lang des Hallischen Dozentenkollegiums schlagendes Herz, das für die alte akademische Überlieferung pulsierte. Einen getreueren Eckart hat es im deutschen Universitätsleben wohl nie gegeben. In der Fakultät war er nach Wilhelm Dittenbergers Tode (1906) zusammen mit Georg Wissowa der beste Kenner ihrer Satzungen und Gebräuche. Aber während Wissowa sich immer streng an die Sache hielt, riß ihn sein Temperament fort, so daß es nicht ohne starke Konflikte abging, die oft zu peinlichen Auseinandersetzungen zwischen ihm und dem langjährigen Senior Johannes Conrad führten. Er konnte aufflammen in heiligem Zorn, wo er Unrecht sah oder zu sehen glaubte; dann glich er dem Zeus Bronton und Astrapton. Da glühten seine Augen, da donnerte die mächtige Stimme; aber derselbe Mann war auch ebenso oft Zeus Meilichios, der, wenn er sein Unrecht einsah, dem Gegner freundlich die Hand reichte und dabei unnachahmliche Charis und Herzenswärme zeigte. In ihm war kein Falsch; er litt oft darunter, wenn er einem Menschen unrecht getan oder ihn falsch beraten zu haben wähnte. Er duldete keine, auch nicht die geringste Abweichung von den Satzungen der Universität und Fakultät und sah in der neuesten Reform der Universitäten das Ende der alten, geheiligten akademischen Tradition. Schon den Althoffschen Neuerungen stand er ablehnend gegenüber und wollte, hier im Gegensatze zu Wissowa, von Althoffs Bedeutung für die preußische Unterrichtsverwaltung wenig wissen. Sein Dekanat im Jahre 1906 und gleich darauf sein Rektorat 1906/07 hat er glänzend geführt, mit großer Umsicht ordnend und schaffend, mit unerreichter Würde repräsentierend. Fünfzehn Jahre lang hat er auch als Mitglied und davon acht Jahre als Vorsitzender (Ephoros) dem Kollegium der Professoren Wittenberger Stiftung angehört. Als im Jahre 1817 die Universitäten Halle und Wittenberg vereinigt wurden, wurde dies Kollegium zur Erinnerung an die ehrwürdige universitas Leucorea und zur Kollatur der aus dem selbständig gebliebenen Wittenberger *Fiscus stipendiorum academicorum* herrührenden Benefizien gegründet. Robert hat in seiner Festrede

zu der hundertjährigen Gedenkfeier der Vereinigung der beiden Universitäten die Geschichte der einzelnen Stipendien mit großer Ausführlichkeit erzählt und ihre Stifter eingehend geschildert. Seine Kollegen rühmen auch hier den nie ermüdenden Eifer, die liebevolle Sorgsamkeit und den heiligen Ernst, mit denen er die Leitung der Geschäfte führte. Peinlichst achtete er auf die Absichten der alten Stifter, sorgfältig untersuchte er die Würdigkeit der Bewerber, so daß seine Vorschläge fast immer einhellige Zustimmung fanden. 'Gern sind wir seiner Führung gefolgt und haben uns auch gelegentlich seinen Eigenheiten gern gefügt,' sagte der Vertreter des Wittenberger Kollegiums, Paul Langheineken, an seinem Sarge. Auch hier trat er allen Eingriffen und Anfechtungen gegen die Rechte des Kollegiums mit Nachdruck und Entschiedenheit entgegen und hat noch wenige Wochen vor seinem Tode in dieser Hinsicht wirken müssen. Ihm allein ist es ferner zu verdanken, daß bei der Jubiläumsfeier 1917 der Ehrendoktor der philosophischen Fakultät Heinrich Lehmann ein neues Wittenberger Stipendium begründet hat, das einem Studenten der philosophischen Fakultät auf drei Jahre zu dessen rein wissenschaftlicher Ausbildung verliehen und stets in seiner ganzen Höhe nur von einem einzigen genossen werden soll. So schickte er der Verkündigung dieses Stipendiums die Worte voraus: 'Das Triennium oder Quadriennium soll doch das Minimum, nicht das Maximum der Studienzzeit bedeuten, und ein langes Studium hat keineswegs immer in Faulheit oder Talentlosigkeit seine Wurzel. Es kann auch dem Streben nach möglichst vollkommener wissenschaftlicher Ausbildung entspringen. Und wenn ein Student das Fach, ja die Fakultät ein- oder mehrmal wechselt, so braucht auch dies kein Zeichen von innerer Haltlosigkeit oder Ziellosigkeit zu sein, es kann auch ein Symptom des ernstesten wissenschaftlichen Geistes sein, der überall umherschaut, bis er das ihm angemessene gefunden hat. Solch ein Suchender hat, wenn er etwa von der Physik zur Medizin, von der Jurisprudenz zur Geschichte übergeht, seine früheren Semester durchaus nicht verloren. Solch ein Suchender steht wahrlich höher als einer, der die Immatrikulation als eine Schnellzugsfahrkarte mit der Endstation Staatsexamen betrachtet. Darum ist es tief zu beklagen, daß mancher hochbegabte Student aus Mangel an Mitteln gezwungen ist, sein Studium gerade dann zu beschließen, wenn er eben recht reif geworden ist zu lernen, zu denken, zu forschen.' Es ist gewiß, daß auch in dem kleinen Gremium des Wittenberger Kollegiums sein Andenken und sein Geist lange fortleben werden.

Robert trat auch kurz nach ihrer Gründung einer Vortragsgenossenschaft von zwölf Vertretern der Geisteswissenschaften bei,



C. Robert



die naturwissenschaftliche Kollegen spottend den 'Spiritusring' getauft hatten, unter welcher Bezeichnung er bis heute wirkt. Die Gründer, zu denen vor allem Johannes Conrad, Wilhelm Dittenberger, Benno Erdmann, Erich Haupt, Emil Kautzsch, Edgar Loening, Friedrich Loofs, Eduard Meyer, Rudolf Stammler gehörten, wollten damit eine Brücke von Fakultät zu Fakultät schlagen. Am Anfange gehörte auch der spätere Oberbürgermeister von Erfurt, Schmidt, dazu, der mit den juristischen Kollegen nahe befreundet war. Später wurde die Teilnahme auf die Universität beschränkt. Diese Vereinigung, die vor dem Kriege regelmäßig alle vierzehn Tage ihre Sitzungen abhielt, entspricht etwa der Berliner Mittwochsgesellschaft. Robert hat jedes Jahr da einen Vortrag gehalten, in ihrem Kreise auch seine Übersetzungen des Menander und der Ichnetai zuerst vorgelesen. Während des Krieges fielen die Sitzungen aus, und als 1919 unter Friedrich Loofs' Führung eine neue Ära begann — viele der alten Mitglieder waren gestorben oder durch Berufung an andere Universitäten dem Freundeskreise entzogen —, lehnten sowohl Robert wie Wissowa aus Gesundheitsgründen eine weitere Beteiligung ab.

VII. Hermann Diels in Berlin

1890—1922.

Nach Roberts Scheiden von Berlin hatte Diels von den Bonner Jugendfreunden noch zwei in seiner Nähe, Walther Engel, der Oberlehrer am Viktoriagymnasium in Potsdam war und bis zu seinem im Jahre 1921 erfolgten Tode mit ihm in enger Beziehung stand, und August Fresenius, den alten Wiesbadener Schulgenossen und Universitätsfreund. Solange letzterer in Berlin lebte, eine Zeitlang als Redakteur der Deutschen Literaturzeitung, ehe er nach Weimar an das Goethearchiv und dann in seine Vaterstadt Wiesbaden ging, wo er am 21. Juni 1924 gestorben ist, war er Diels' treuer Freund und sein Sorgenkind, dessen schwerfällige Natur er mit treuer Liebe aufzurütteln suchte, dessen große Gelehrsamkeit und peinliche Akribie er wie Robert freudig anerkannte. Aber Diels fand trotz der Steifheit, die ihm hier und da nachgesagt wurde, schnell auf der Universität einen großen Freundeskreis, vor allem in der Mittwochsgesellschaft und in der Graeca. Mit den Häusern von Eduard Zeller und Ernst Curtius stand er in engstem freundschaftlichem Verkehr. Frau Emilie Zeller, die Tochter Ferdinand Christians Baur, und Frau Clara Curtius waren seine Freundinnen. Er liebte es, gegen Abend die letztere in ihrem matt erhellten, blauen Zimmer, in dem sich zu dieser Zeit fast jeden Tag hervorragende Gelehrte und geistreiche Frauen wie Charlotte Broicher und Marie von Bunsen einfanden, zu besuchen und mit

ihr zu plaudern. Über diesen Kreis um die wundervolle Frau und ihr ganzes Wesen hat sehr schön die erstere in ihren Erinnerungen an Clara Curtius, Berlin 1900, gehandelt. Diels' starker Trieb, aus seinen reichen Geistes-schätzen anderen mitzuteilen und sie zu belehren, zeigte sich in dem Kreise um Frau Clara († August 1900) in der anmutigsten Weise. Er war eine gesellige Natur, die auch im eigenen Hause hier und da gern Gäste sah; auf gute, reine Weine legte der Rheinländer bis zuletzt großen Wert. Seine Gattin unterstützte ihn dabei, soweit es ihr oft leidender Zustand zuließ; für seine Freunde und Schüler hatte sie allzeit ein freundliches Verständnis. und war vor allem ihren drei Söhnen eine treue, sorgsame Mutter. In Berlin aber hat sich Diels bis zuletzt nicht wohl gefühlt. In seinen Briefen an Usener und später an Zeller bricht sein Unmut über Berlin und Berlinertum immer wieder hervor. Er blieb dem Berliner Leben gegenüber innerlich ein Fremder; aber trotzdem war er, solange er im Amte war, nicht zu bewegen, in einen Vorort zu ziehen, so sehr auch seine stetig wachsende, sehr sorgfältig gehütete Bibliothek von Zeit zu Zeit einen Wechsel der Wohnung veranlaßte. Den weiten Weg zu und von der Universität pflegte er stets zu Fuß durch den Tiergarten zurückzulegen. Erst nach dem Tode seiner Lebensgefährtin zog er hinaus nach Dahlem in den 'Erlenbusch' in die Nähe seines ältesten Sohnes Ludwig, des Direktors des Botanischen Gartens.

Diels' literarische Tätigkeit ist in einem Punkte eine wesentlich andere als die seines Freundes Robert. Während dieser niemals in anderen als streng wissenschaftlichen Zeitschriften seine zahlreichen Aufsätze erscheinen ließ und sich öffentlich niemals über brennende Fragen, die die Allgemeinheit beschäftigten, geäußert hat, also immer streng in der alten akademischen Tradition blieb, ist Diels aus seiner Studierstube auch gern in die Welt hinausgetreten und hat aus tiefster, innerster Überzeugung am Friedrichstage der Akademie 1902 die Worte gesprochen: 'Unser Institut ist kein weltentrücktes Kloster, in das des Tages Lärm nicht dränge. An seinen Fenstern wälzt sich der Strom der modernen Großstadt vorbei, und jeder Einzelne von uns hängt durch zahlreiche Bande mit der Welt da draußen zusammen. So drängt sich unmerklich und unaufhaltsam modernes Leben in die alten Räume.' Diels zeichnete, im Gegensatz zu Robert, ein großer Sinn für das Praktische aus. Er hat das von frühester Jugend an bis in sein hohes Alter bewiesen. Er hat noch als Greis das in der Knabenzeit gelernte Buchbinderhandwerk häufig an seinen eigenen Büchern ausgeübt. Wenn er sich jahrelang sehr eingehend mit der antiken Technik beschäftigt hat, so hängt das mit seiner außerordentlichen Begabung für alle technischen Fragen zusammen. Seine Hand war

überaus geschickt; seine Fingerfertigkeit, wie schon die schöne Handschrift zeigt, war eine sehr große. Als er sich für die Erklärung des Prooimions des parmenideischen Lehrgedichts mit den alten Schlüsseln und Schlössern beschäftigte, glich sein Studierzimmer in der Magdeburger Straße oft einer Tischlerwerkstätte; denn er hatte sich mehrere Modelle aus Holz angefertigt. Auch Platons Nachuhr und eine astronomische Wasseruhr hat er sich in Modellen rekonstruiert; letztere ist im Berliner Akademiegebäude am 10. November 1918 der Revolution zum Opfer gefallen. Auf die Ordnung seiner Bibliothek hielt er viel. Er fand jedes Buch, das er suchte, sofort, hatte er doch alles genau alphabetisch geordnet. Die Sonderabdrücke seiner Freunde hob er in besonderen Kästen auf; jeder hatte seinen bestimmten Platz. Dieser ihm von seinem Vater her überkommene Sinn für alles Praktische zeigt sich ja auch deutlich in seinen Schriftwerken. Die sorgfältig erwogene Anlage seiner Vorsokratiker beweist das auf jeder Seite. Er war der geborene Organisator. Das hat er bei der schwierigen Leitung der Aristoteleskommentare nicht minder bewiesen als bei der Einrichtung des Corpus Medicorum, die ganz sein Werk ist. Auch für seine Übungen fertigte er gern die Vorlagen selbst an. Das beste Zeugnis bleibt dafür das autographierte Heft, das er für das Kolloquium über antikes Schriftwesen im Proseminar des Sommersemesters 1908 zusammengestellt hat. In wenig Tagen (vom 11.—21. April) hat er alle Proben von der vorhellenischen Schrift an bis zu dem Ambrosianus des Tibullus aus dem 14. Jahrhundert selbst gezeichnet, abgesehen von den im Druck, meist nach Roehls Imagines, wiedergegebenen griechischen Inschriften. Dieses Heft ist natürlich nie in den Buchhandel gekommen, was sehr zu bedauern ist. Eine neue Ausgabe dieses für seminaristische Übungen ganz ausgezeichneten Hilfsmittels wäre sehr wünschenswert. Als er in der Berliner archäologischen Gesellschaft über die Kastalia in Erinnerung an seinen Aufenthalt in Delphi im Frühjahr 1903 sprach, zeigte er ein von ihm gemaltes Aquarell vor, und als er den Freunden, Schülern, Fachgenossen nach dem 18. Mai 1918 'für treues Gedenken herzlichen Dank' sagte, schrieb er unter das von ihm selbst gezeichnete Bild eines der Abendsonne entgegenschreitenden Pflügers, das seine eigenen Züge trägt, die schönen Verse:

Seht, schon sinket die Sonne und länger schon werden die Schatten,
 aber vom Tagewerk bleibt, ach, noch so manches zurück.
 Lasset darum, ihr Freunde, so lang es noch Tag ist, mich wirken,
 bis mir den Pflug aus der Hand nimmt der willkommene Freund.

Schon früh taucht in den Briefen an Usener der Gedanke auf, die Bruchstücke der Vorsokratiker zu sammeln. Er wie auch Usener empfand ehrliches Schamgefühl darüber, daß es ein Deutscher gewesen ist, der in der Didotschen Sammlung die Fragmente der griechischen Philosophen so lüderlich herausgegeben hatte. Eigentümliche Fügung des Schicksals war es, daß er dieses Mannes Nachfolger als Extraordinarius in Berlin geworden war. Was Mullach nicht geleistet hatte, wollte er leisten, und längst weiß die philologische Welt aller Länder, daß Diels hier sein zweites, unübertroffenes Meisterwerk schuf. Durch die Sammlung der Fragmente der Vorsokratiker, denen er eine bis ins Einzelne überlegte Übersetzung beigab, ist die Erforschung der Inkunabeln der griechischen Philosophie, wie er gern zu sagen pflegte, neu belebt worden, und nicht nur sie. Die Übersetzungen haben dazu beigetragen, das Interesse für diesen hellenischen Geistesfrühling auch in den Kreisen, die dieser Gedankenwelt bisher fernstanden, zu beleben. Jedes Fragment erschien in reiner Gestalt, scharfsinnig geprüft nach seiner Überlieferung. Voran stellte er alle Zeugnisse über Leben und Lehre der einzelnen Philosophen, an deren Ordnung man den großen Praktiker, den Organisator der wissenschaftlichen Arbeit merkt. Vorausgeschickt hatte er dem großen Werke schon 1897 eine Ausgabe des Parmenides (griechisch und deutsch) und 1901 des Herakleitos von Ephesos, die 1909 in zweiter Auflage erscheinen mußte. Er lehnte es ab, die Bruchstücke des Heraklit in ein System zu bringen, wie es vor ihm Ferdinand Lassalle, Paul R. Schuster und andere getan hatten. Er hat das Aphorismenartige der heraklitischen Schriftstellerei entdeckt und mit Recht dabei an Friedrich Nietzsche erinnert¹⁾. 1901 erschienen in Wilamowitzens leider unvollendet gebliebener Sammlung der Fragmente der griechischen Dichter Diels' *Poetarum philosophorum fragmenta*, auch sie ein Prodrömus der Vorsokratiker. Die mühsame Korrektur der Vorsokratiker zog ihm leider ein Augenleiden zu, und als die erste Auflage des Werks, die 1903 zu Wilhelm Diltheys siebzigstem Geburtstag erschien, nach zwei Jahren fast vergriffen war, schrieb er an Zeller am 25. Dezember 1904, daß er nun bald die Gelegenheit haben werde, 'die Sache etwas besser und wissenschaftlicher anzulegen'. Zugleich teilt er mit Freuden mit, daß er jetzt 200 Zuhörer in seiner Vorlesung über griechische Philosophie habe. Im Jahre 1906 erschien dann die stark vermehrte zweite Auflage mit ausgezeichneten Indices seines Schülers Walter Kranz, und am 4. November 1907

¹⁾ Freilich wird man da jetzt nach dem schönen Aufsätze von Bruno Snell über die Sprache Heraklits im *Hermes* LXI 1926 S. 353 ff. einige Einschränkungen machen müssen.

schreibt er darüber ehrfurchtsvoll an Zeller, indem er auf die langen, den Vorsokratikern gewidmeten Jahre zurückblickt: 'Diese 25 Jahre haben mir viel Arbeit und Mühe um diese Fragmentensammlung gebracht, und ich kann danach die ungeheure, nicht bloß intellektuelle und künstlerische, sondern rein manuelle Arbeitsleistung richtig schätzen, der wir Ihr monumentales Werk verdanken.' Diese Worte von Hermann Diels sollten all die beachten, die Zellers Riesenwerk herunterzusetzen wagen und nicht wissen, daß all ihre Arbeit Kleinarbeit ist gegenüber dem von Zeller und Diels für die Geschichte der griechischen Philosophie Geleisteten. Diese beiden haben das Land urbar gemacht, auf dem die Nachfahren jetzt pflügen und ernten. Diels schrieb ein andermal an Zeller (25. März 1897): 'Ihre Zustimmung zu gewissen strittigen Punkten hat meine geheimen Zweifel, die ich überall habe, wo ich nicht mit Ihnen gehen kann, beruhigt.' 'Guten Mutes' eifert er, nachdem er 'vor kurzem die 50 überschritten' — so in einem Briefe vom 8. Juni 1898 —, 'Zellers Ideale' nach. Je tiefer sich Diels in die griechische Philosophie versenkte, je energischer er neue Wege zu ihrer Erforschung suchte und fand, desto stärker wurde seine dankbare Verehrung für den fernen väterlichen Freund. Man kann wohl sagen: sie wuchs von Jahr zu Jahr. Diels war in seinem ganzen Wesen, wie auch Wilamowitz in seiner Gedächtnisrede auf Diels gesagt hat, eine aristotelische Natur, während Diels in Zeller nach seinen eigenen Worten den Πλατωνικώτατος verehrte. Nach Zellers Tod erschien 1912 die dritte Auflage der Vorsokratiker, 1922 kurz nach Diels' Tode, zu seinem Schmerze nur in anastatischem Nachdruck, aber mit einem Vorwort und reichen Zusätzen von ihm versehen, die vierte Auflage. Wehmütig liest man heute den Schluß seiner im Frühling 1922 in Dänemark und Schweden gehaltenen Rede über Anaximandros von Milet: "Ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, den besten Teil meiner Kraft den Vorsokratikern haben widmen zu können."

Aristotelisch ist Diels' Lebensarbeit deshalb zu nennen, weil er die wissenschaftliche Arbeit nicht nur organisierte, sondern auch selbst mühselige Arbeit tat, ähnlich wie Theodor Mommsen, ein König und Kärner zugleich. Als er das gewaltige Corpus der Aristoteleskommentatoren kaum beendet hatte, schritt er an das *Corpus medicorum*. Er hat die Geschichte dieses gewaltigen Unternehmens selbst mehrfach in den Sitzungsberichten und Abhandlungen der Berliner Akademie erzählt. Die erste Generalversammlung der Assoziation der Akademien fand im April 1901 zu Paris statt. Dort regte der Delegierte der Kopenhagener Akademie, J. L. Heiberg, bei Diels an, eine gemeinsame Ausgabe der antiken Ärzte zu unternehmen 'als unerläßliche Grundlage zur exakten Erforschung der antiken Natur- und nament-

lich Arzneiwissenschaft'. Diels ging mit seiner Akademie auf den großen Plan ein, gewann außer Heiberg Mitarbeiter in Karl Kalbfleisch, Hermann Schöne, die sich schon jahrelang mit griechischen Medizinern beschäftigt hatten, in Johannes Mewaldt und Bruno Rappaport, der in der Technik der Corpuserstellung durch seine Mitarbeit am *Corpus inscriptionum Latinarum* durch Otto Hirschfeld vorbereitet war. Es ist eine erstaunliche Leistung — wenn man bei der Größe von Diels' Lebenswerk überhaupt über eine einzelne Leistung noch ins Staunen geraten darf —, daß er schon 1907 bei der in Wien stattfindenden Generalversammlung der Assoziation der Akademien den von ihm zusammengestellten Katalog der Handschriften der antiken Ärzte in zwei Abteilungen vorlegen konnte. Obwohl bei den Arbeiten in den Bibliotheken Italiens, Frankreichs, Englands, Spaniens, die Schöne, Kalbfleisch und Max Wellmann durchführten, von der Kopenhagener Akademie in Italien durch Raeder und Nielsen unterstützt, von der Pariser durch Hartwig Derenbourg, in England von Walter Scott und M. R. James, auch für die lateinischen Handschriften Scheden angelegt wurden, schloß das akademische Unternehmen die Medici latini aus und überließ die Sorge für sie der Purschmann-Stiftung der Universität Leipzig, die zunächst Friedrich Marx mit einer Ausgabe des Celsus beauftragte. Erst nach dieser Vorarbeit konnte zur Bearbeitung des *Corpus medicorum Graecorum* geschritten werden. Diels hat selbst nur in Abteilung V 9, 2 des Galenos in *Hippocratis Prorrheticum* I 1915 S. 1—178 herausgegeben. Er aber war auch hier unzweifelhaft der spiritus rector des ganzen Unternehmens, das nach seinem Tode zunächst ganz verwaist zu sein schien. Wilamowitz hat die Sammlung der antiken Ärzte Diels' 'kühnste Tat' genannt, auf die er durch die musterhafte Ausgabe des Anonymos Londinensis (oben S. 66 f.) schon vorbereitet war, wie er denn von seiner Studentenzeit ab, als er den Galenos traktieren mußte, den Medizinern immer ein starkes Interesse zugewandt hatte. Daß er die Vollendung des gewaltigen Werks nicht erleben würde, hat er gewußt. Aber er wußte auch, daß er Gelehrte herangebildet hatte, die sein stolzes Werk jetzt fortsetzen, und daß die Akademien dies Erbe des großen Organisators nie verlassen werden.

Mit der Beschäftigung mit Philosophie und Medizin der Griechen ging Diels' zuerst in den Sibyllinischen Blättern hervorgetretenes Studium der Religionsgeschichte und Volkskunde (s. oben S. 76) Hand in Hand. Er hat leider sehr Weniges von diesen Studien veröffentlicht; erst aus seinem Nachlaß sind sein bedeutsamer Vortrag über Zeus, dessen Thema ihn jahrelang beschäftigte, und der andere über Himmels- und Höllenfahrten von Homer bis Dante herausgegeben worden. Hier sei aber namentlich auch noch Eines hervor-

gehoben, weil es da Diels auch in kleinem als Organisator zeigt. Er war bei den Vorarbeiten zum *Corpus medicorum* auf die Palmomantik der Griechen aufmerksam geworden und untersuchte zunächst die unter dem Namen des berühmten Sehers Melampus überlieferte $\pi\epsilon\rho\lambda\ \pi\alpha\lambda\mu\omega\acute{\nu}\ \mu\alpha\nu\tau\iota\kappa\eta\ \pi\rho\delta\ \Pi\tau\omicron\lambda\epsilon\mu\alpha\acute{\iota}\omega\nu\ \beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\alpha$ und gab ihren Text 1906 mit der ihm eigenen Akribie, die kaum je übertroffen werden kann, kritisch heraus, verwandte auch auf diese 'Jahrmarktsliteratur' allen seinen Scharfsinn und all seine Behutsamkeit, durch die er so viele Philologen übertraf, und die bewirkt hat, daß er von all seinen Behauptungen und Vermutungen, die er während seines langen Lebens veröffentlicht hat, nur wohl sehr wenige je zurückzunehmen brauchte. Aber hier ging er noch weiter: er bearbeitete nicht nur selbst die antike Zuckungsliteratur, sondern organisierte mit Hilfe geeigneter Gelehrter ein kleines Corpus der gesamten Zuckungsliteratur, wobei ihm unter anderen sein Sohn Paul als Kenner der slavischen Sprachen zur Hand ging. Slavische, rumänische, arabische, hebräische, türkische, indische Texte der Zuckungsliteratur hat er in Übersetzungen geeigneter Fachmänner 1909 herausgegeben und in einem Schlußkapitel auch den europäischen Volksglauben über die Zuckungen des Körpers behandelt. Sein Blick ging eben bei allen religionsgeschichtlichen Untersuchungen in die Weite; er blieb nicht bei seinen Griechen und Römern stehen.

Nächst den Philosophen und Medizinern, zu denen er auch viele Einzeluntersuchungen veröffentlicht hat, verwandte Diels sehr angestrengte Arbeit auf ein stark vernachlässigtes Gebiet, auf die Ausnützung literarischer und monumentaler Zeugnisse über die antike Technik, wobei ihm seine eigene Geschicklichkeit, sein reges Interesse für die Naturwissenschaften und sein Studium chemischer Vorgänge in der Schulzeit sehr zustatten kamen. Er faßte sechs Vorträge, die er an verschiedenen Orten gehalten hatte, Ostern 1914 unter dem Titel 'Antike Technik' zu einem Buche zusammen, das er Richard Schöne, der am meisten von allen deutschen Philologen auf diesem Gebiete tätig gewesen war, widmete. Es waren vor allem vier Vorträge von den Hochschulkursen in Salzburg im September 1912, über antike Türen und Schlösser, über die er schon in dem Anhang zu seinem *Parmenides* gehandelt hatte, über Dampfmaschine, Automat und Taxameter, über antike Telegraphie und über die antike Chemie. Vorausschickte er seinen Vortrag von der Marburger Philologenversammlung am 30. September 1913, der in großen Zügen einen klaren, geistvollen Überblick über das gegenseitige Verhältnis von Technik und Wissenschaft im klassischen Altertum gab. Diese Vorträge gestaltete er zu einem Ganzen, indem er Zusätze machte und Abbildungen und Anmerkungen hinzufügte. Nach seinen Worten wollte er an ausgewählten

Beispielen weiteren Kreisen zeigen, daß das Altertum auch in seinem technischen Streben mit der modernen Welt viel enger verknüpft ist als die dazwischen liegende Zeit des Mittelalters. Er wollte die zahllosen Fäden bloßlegen, die teils sichtbar, teils unsichtbar diese beiden Welten, die alte und die neue, verknüpfen. Er fuhr (Vorwort S. VI) so fort: 'Der Kampf der modernen Technik und Naturwissenschaft gegen die Antike, der das vorige Jahrhundert durchtobte und auch jetzt noch manche enggebaute Stirn bedrückt, beruhte auf einer bedauerlichen gegenseitigen Ignoranz und Halbbildung der beiden sich bekämpfenden Parteien. Die Humanisten, im unklaren Idealismus befangen, kannten die reale Welt des Altertums zu wenig, um ihren Zusammenhang mit den heutigen Realitäten zu begreifen, und die Gegner wiederum wollten von der antiken Hemisphäre unserer europäischen Kultur nichts wissen, weil sie natürlich den Realismus des Altertums noch weniger würdigen konnten als die Humanisten, und weil sie dessen Formalismus und Idealismus, den diese allein schätzten, verabscheuten. Die heutigen klassischen Philologen, die zu der bestgehaßten Spezies der modernen Menschheit gehören, ein wahres *odium generis humani*, erwidern diesen Haß keineswegs. Denn sie wissen, daß Abneigung, die auf Nichtwissen beruht, von selbst verschwindet, sobald das bessere Wissen sich einstellt. Sie haben sich zum größten Teile mit den Realitäten der antiken Kultur ebenso vertraut gemacht, wie mit ihren unsterblichen Formschönheiten und ihrer idealen Gedankenwelt. Sie lassen es sich angelegen sein, den modernen, für die Wunder der Technik von Kindesbeinen an begeisterten Menschen geduldig einzuführen in die oft geringen und wirkungslosen Anfänge technischen Denkens, um ihm zu zeigen, daß der Scharfsinn und die Ideenkraft des antiken und speziell des hellenischen Techniten nicht geringer ist als die der modernen Tausendkünstler. Es ist ein weiter Weg von der Idee des Flugzeuges, wie sie die hellenische Phantasie in der mythischen Urgestalt des wunderschaffenden Techniten Daidalos verkörpert hat, bis zu der vollendeten Schöpfung des Grafen Zeppelin! Aber wer die Geschichte der Technik kennt, weiß, daß wir ohne das phantastische Vordenken und tastende Versuchen der alten Künstler und Handwerker und ohne die kärglichen und durch die Dumpfheit des Mittelalters durchgeretteten mannigfach verstümmelten Überreste ihrer technischen Literatur nicht den Höhepunkt der industriellen und technischen Kultur erreicht haben würden, auf den die heutige Welt so stolz ist. Wir stehen hoch — wer will es bezweifeln? —, aber wir stehen auf den Schultern unzähliger Ahnengeschlechter und vor allem auf den Schultern der hellenischen Denker und Künstler, welche die Götter liebten. So läßt denn dies Büchlein, wie einst der ephesische

Weise, unbefangene Leser, namentlich aus dem Kreise der gebildeten Jugend, ein, getrost in die rauchgeschwärzte Werkstätte einzutreten, wo die Flamme der Esse lodert: *Introite; nam et hic dei sunt!* Diels hat mit diesem Buche einen sehr großen Erfolg erreicht; trotz der Wirren der Kriegsjahre ist es viel gelesen worden, so daß es schon nach fünf Jahren in zweiter vermehrter Auflage erscheinen konnte, in der er die Ausarbeitung eines Vortrags über die antike Uhr, 'die höchste Leistung der antiken Technik' hinzufügte, den er am 19. Juli 1917 in der Akademie gehalten hatte. Er freute sich, wohl auch in der Erinnerung an die eigene Schulzeit, darüber, daß die Schüler der Gymnasien und die jungen Männer in den Schützengräben seine Darlegungen mit starkem Interesse begleiteten, und daß so sein Wunsch, den Blick der gebildeten Jugend auch auf dieses lang verkannte Gebiet des klassischen Altertums zu lenken, erfüllt wurde. Da kümmerte es ihn denn mit Recht wenig, daß von seiten der modernen Technik die hohe Ideenkraft der antiken von neuem bestritten wurde, und Friedrich Koepps Winckelmannsrede in Frankfurt am Main am 9. Dezember 1917 mit dem Bekenntnis schloß, daß wir mit Euklid und Archimedes, Heron und Philon nur erreichen, daß man sich wundere, wie diese Griechen neben uns bestehen und sich sehen lassen können. Er hielt es vielmehr für seine Pflicht, immer und immer zu betonen, daß die Griechen auch auf technischem Gebiete Meisterwerke geschaffen haben, die noch unsere Bewunderung verdienen, und daß es für uns Deutsche gelte, jetzt alle Kräfte zusammenzunehmen, den Idealismus unserer klassischen und den Realismus unserer technischen Blütezeit. 'Sonst geht Deutschland' — so schrieb er im Vorwort zur zweiten Auflage 1919, — 'und mit ihm die Kultur der ganzen Welt in Trümmer.' Leider hat Diels die dritte Auflage seines Büchleins nicht mehr erlebt. Sie erschien als unveränderter Abdruck erst nach seinem Tode, im Jahre 1924. Mit dem um die antike Kriegswissenschaft hochverdienten Generalleutnant E. Schramm verband er sich in diesen Jahren auch zur Herausgabe von Herons *Belopoiika* und des vierten und fünften Buches der *Mechanik Philons*. Der große Philolog und der General veröffentlichten in den Abhandlungen der Akademie 1918—1920 Ausgabe und Übersetzung mit Rekonstruktionen der Geschütze. Auch hier hat sich Diels nicht nur als philologischer Berater, sondern als väterlicher Freund bewährt; denn Schramm hat über Diels' Mitarbeit an der Erneuerung der antiken Geschütze an Wilamowitz folgende Worte geschrieben: 'Er ist mir ein leuchtendes Beispiel, ein geradezu väterlicher Freund; es ist ein Genuß, mit ihm zu arbeiten, und ich bin ihm zu einem Dank verpflichtet, den ich nie wettmachen kann.'

Schon als Student hatte sich Diels in des Lucretius' Lehrgedicht *de rerum natura* (oben S. 31) liebevoll versenkt und als Bewerbungsschrift für das Bonner philologische Seminar eine Arbeit über das Proömium eingereicht, die die vermeintlichen Schäden 'durch die damals in der Ritschlschen Schule beliebte Panazee der Umstellung' heilen wollte (Diels Lucrezstudien I S. 912), und noch jetzt im Archiv des Bonner Seminars aufbewahrt wird. Obwohl Jahn und Usener einige seiner Vorschläge billigten, erkannte Diels bald das Irrige jener Methode und suchte die als richtig anerkannte Überlieferung zu verstehen. Lucretius hat ihn dann sein ganzes Leben lang beschäftigt; er hat nie von ihm gelassen und ihn in Vorlesungen regelmäßig und mit Vorliebe behandelt. Werner Jaeger hat Diels' Lucrezvorlesung als seine 'persönlichste' nicht ohne Grund bezeichnet. Seine Ausgabe ist die Krönung seines großen Lebenswerkes geworden. Er selbst freilich wollte nach ihrer Vollendung mit frischen Kräften noch an neue Aufgaben gehen. Aber der Tod trat dazwischen und verhinderte auch, daß er diese Edition seines römischen Lieblingsdichters vollendet auf seinem Arbeitstische liegen sah. Als er am 4. Juni 1922 die leuchtenden Augen für immer schloß, waren von Band II etwa 15 Bogen gedruckt, von der Übersetzung noch nichts. Das Vorwort hat er im Frühjahr 1922 verfaßt und im Manuskript druckfertig hinterlassen. Aber er hatte seinen schriftlichen letzten Willen dahin kundgetan, daß er die Sorge des unvollendeten Werkes seinem Schüler Johannes Mewaldt übertrug, der selbst im Lucretius von seiner Studentenzzeit ab, von Diels angeregt, zu Hause war. Der erste Band erschien 1923, der zweite 1924, in dem Verlage der Weidmannschen Buchhandlung, die bereits seine Fragmente der Vorsokratiker in vier Auflagen herausgebracht hatte. Diels legte auf die typographische Ausstattung all seiner Werke den höchsten Wert; aber keines hat er mit solcher Liebe betreut wie den Lucrez, den er durch Rotdruck von Initialen und Überschriften und durch prächtige Lettern vornehm ausstatten ließ, so schön, daß die Verlagsbuchhandlung eine Reihe von Exemplaren sogar auf Pergament drucken ließ. Auf dem Titel steht: recensuit emendavit supplevit Hermannus Diels. Gewidmet ist es dem alten Freunde Wilamowitz (vgl. Beigabe I unter d. J. 1923).

Diels' recensio besteht in genauester Untersuchung der gesamten Überlieferung, der direkten und indirekten, in der sorgfältigen Scheidung der verschiedenen Hände der alten Handschriften und in der darauf aufgebauten Konstituierung des Textes, wobei er namentlich auch auf die Orthographie hohen Wert legte. Seine emendatio zeigte sich in einer Anzahl glänzender Konjekturen; sein supplementum galt einzelnen in der Überlieferung ausgefallenen Versen, die er um des Zusammenhanges willen versuchsweise ergänzte. Zu jeder weiteren Beschäftigung mit

Lucrez hat er den Grund gelegt und auch hier ein standard work geschaffen. Wieweit seine auf der Untersuchung der Überlieferung beruhende Ansicht einmal durchdringen wird, daß das Gedicht des Lucretius eine *rusticitas* zeige, die dem Dichter eigen sei, von dem Diels in der praefatio p. XXXII sagt: *antiqui enim vigoris et priscae simplicitatis fuit homo, antiquae vitae, ut Varro aequalis, amator, noviciarum elegantiarum osor*, wird die Zukunft lehren. Er selbst legte auf die Erhaltung dieser *lingua vulgaris* im Text des Lucrez den höchsten Wert und ist in der letzten seiner fünf Lucrezstudien, die er der Berliner Akademie am 16. Februar seines Todesjahres vorgelegt hat, ausführlich darauf eingegangen. Eine sechste Studie über die Syntax, in der er auch ihre vulgären Erscheinungen bei Lucrez nachweisen wollte, ist leider nicht mehr erschienen. In seinem Nachlaß fand sich nur einiges, für den Druck nicht verwertbares Material vor. Der zweite Band von Diels' Werk bringt eine metrische Übersetzung, die Mewaldts nachbessernder, treuer Fürsorge noch bedurfte, da sie an manchen Stellen sogar zu dem lateinischen Texte letzter Hand nicht stimmte. Aber sein Urteil über die Übersetzung seines großen Lehrers ‚die ‚Klarheit mit überraschender Wörtlichkeit‘ verbindet und dem Stil des römischen Dichters durch Stabreim und Assonanz nahezukommen versucht, wird stets bestehen bleiben: ‚Das Wort, das M. Cicero über das Werk des römischen Dichters bald nach dessen Tode sprach, *multis luminibus ingenii, multae tamen artis*, kann auch für diese Übersetzung des Gedichtes gelten: die *ars* ist hier die Philologie, die *lumina* spendet der Geist eines Mannes, der wie wenige imstande war, die ganze Anschauungs- und Gedankenwelt gerade dieses Dichters zu erhellen.‘ Albert Einstein hat das Geleitwort, das er der Übersetzung mitgab, mit der Überzeugung geschlossen: ‚Diels' Verse lesen sich so natürlich, daß man vergißt, eine Übertragung vor sich zu haben‘.

Viel mehr als Robert ist Diels von der stillen Gelehrtenarbeit abgezogen worden. Das bedingte sein Leben in Berlin und seine im Jahre 1895 nach dem Rücktritt Theodor Mommsens, der fast zwanzig Jahre dieses Amtes gewaltet hatte, erfolgte Wahl zum Sekretar der philosophisch-historischen Klasse der Akademie. Sein nächster Kollege in diesem Amt war Vahlen, der Ernst Curtius' Nachfolger geworden war. Diels ist im Sinne Theodor Mommsens Akademiker gewesen. Er hat nicht nur zwei große Unternehmungen der Akademie, das Corpus der Aristoteleskommentare und das der Mediziner, organisiert und geleitet, die sich wohl dem *Corpus inscriptionum Latinarum Mommsens* an die Seite stellen lassen; er ist vor allem auch in der Assoziation der Akademien in Mommsens Geiste als Vertreter der preußischen Akademie tätig gewesen und hat für eine internationale Verständigung der euro-

Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 8

päischen Akademien unablässig gewirkt. Zu dieser Rolle machten ihn sein hoher Idealismus, seine reine, von aller persönlichen Eitelkeit freie Persönlichkeit, seine in allen Kulturländern anerkannten großen wissenschaftlichen Fähigkeiten, seine nie versagende Arbeitskraft, sein sicheres Gefühl für Recht und Billigkeit vor vielen anderen geeignet. Er scheute vor keiner Schwierigkeit zurück; das hat er auch bei der Gründung des *Thesaurus linguae Latinae* durch die fünf deutschen Akademien (Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien)¹⁾ bewiesen, die ihm so viele Schmerzen und manchen Ärger brachte. Aber er hielt durch; seiner Energie vor allem ist die Schöpfung dieses Riesenwerks zu verdanken. Als die erste Etappe des großen Unternehmens sich mit der Jahrhundertwende zu Ende neigte, als die Verzettelung und Exzerption der Schriftsteller vollendet war, wobei er sich 'auf praktischem Wege' einen Einblick in diese Vorarbeit verschafft und darüber ein eigenes sicheres Urteil gebildet hatte, hielt er es für richtig bei dem Beginne der zweiten Etappe, der Verwertung des gesammelten Materials und der eigentlichen Abfassung des *Thesaurus linguae Latinae*, einen 'Probeartikel' zu verfassen und wählte dazu den ihm so nahe liegenden Begriff der philosophischen Kunstsprache *elementum*. Freilich wurde aus dem Artikel ein Buch, das er dem alten Freunde Wilhelm von Hartel, mit dem ihn die Thesaurusarbeit der fünf Akademien wieder zusammengeführt hatte, zum sechzigsten Geburtstage (28. Mai 1899) nach Wien schickte. Er verfolgt in ihm den Begriff *elementum* (gr. στοιχείον) von der Atomistik an bis nach Byzanz und darüber hinaus zu den Schutzgeistern (στοιχεῖά) der Neugriechen.

Der Weltkrieg hat viel auch von seiner 'übernationalen' Arbeit zerstört; aber Wilamowitz hat recht, wenn er in seiner leider nur kurzen akademischen Gedächtnisrede auf Diels sagt: 'Es war ihm selbstverständlich, daß sich sämtliche Kulturvölker zugunsten der Wissenschaft, die ihnen allen gemeinsam gehört, zusammenschließen müßten, uneigennützig, hilfsbereit, neidlos. Unser aller Überzeugung war das und ist es noch. Niemals sind wir einen Schritt von diesem Standpunkt gewichen und werden nicht weichen, unbeirrt dadurch, ob andere die Gesinnung verleugnen, die sie einst bekannten.' Diels war es schmerzlich genug, daß so mancher Angehörige eines feindlichen oder neutralen

¹⁾ Über die Vorarbeiten dazu vgl. den Bericht von Friedrich Leo in den Nachrichten der Göttinger Ges. der Wissenschaften 1899 Heft 1, in dem freilich kein Name der Delegierten der fünf Akademien genannt wird. Diels hat manchen Kampf, namentlich mit Eduard Wölfflin, ausfechten müssen, und über die Geburtswehen des Thesaurus reden die Briefe an Usener und Zeller manches Wort; vgl. oben S. 44.

Landes im Kriege das Gedeihen der übernationalen Wissenschaft vergaß, so stolz er auch als Deutscher und Preuße sich fühlte. Hatte er doch ebensowenig wie Wilamowitz die Mitarbeit an der *Bibliotheca Oxoniensis* verschmäht, indem er seine seit langem vorbereitete, wohl in jeder Hinsicht vollendete Ausgabe von Theophrasts *Characteres* 1909 in ihr erscheinen ließ.

Nicht nur die großen Unternehmungen der Akademie, die er selber leitete, legen von seinem Wirken Zeugnis ab. In mancher Kommission, z. B. der der griechischen Inschriften und der Kantausgabe, war er allzeit tätig, und vor allem brachte jeder Jahrgang der Akademieschriften eine oder mehrere wichtige Abhandlungen von ihm, in denen er auch gern neue Inschriften und Papyri verwertete. Wer ein Bild von ihm als Akademiker gewinnen will, muß auch die Worte lesen, mit denen er Jahr für Jahr am Leibniztage die neu eingetretenen Mitglieder begrüßt hat. Er, der selbst in so jungen Jahren in die erste wissenschaftliche Körperschaft Deutschlands aufgenommen war, freute sich, wenn 'neben dem längst bewährten Alter auch der aufstrebenden Jugend stets ihr gebührendes Recht' wurde. 'Sonst droht diesen ehrwürdigen Instituten das Schicksal des Tithonos', heißt es in den an Heinrich Lüders am 30. Juni 1910 gerichteten Worten, die mit dem Wunsche schließen, daß er nicht mehr allzu lange der jüngste Kollege in der Akademie bleibe. Prächtig ist die kurze Charakteristik, die Diels bei der Einführung Wilhelm Schulzes von Johannes Schmidt, seinem alten Bonner Lehrer, gibt, der schon als Privatdozent seinen Schülern predigte, daß ohne gründlichste Kenntnis der wichtigeren Einzelsprachen alle Mühe vergebens sei. 'Die Bibel der Hellenen ward auch die Grundlage der Sprachvergleichung.' In den Begrüßungsworten an Alois Brandl am 30. Juni 1904 steht eine schöne Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung Englands, aus der der Satz herausgehoben sei: 'Welche Umwälzung der Wissenschaft knüpft sich an die Namen Bacon, Newton und Bentley, die nicht etwa darum so bedeutend wirkten, weil sie alles überragende Genies waren (unser Leibniz konnte als Einziger den Dreien zugleich die Spitze bieten), sondern deshalb, weil diese englischen Forscher nicht allein standen, weil sie eine Nation hinter sich hatten, die sie verstand. Diels' Wesen hat mit kurzen, eindringlichen Worten vom Standpunkt des Akademikers aus sehr schön der berühmte Chemiker Emil Fischer in seinen Lebenserinnerungen¹⁾ geschildert: 'Ein prächtiger Mann, klug, wohlwollend, durchaus nicht einseitig in Wissen und Anschauungen und sehr brauchbar als Sekretar der Akademie. Manche Reden, die er in dieser Eigenschaft hielt, darf man

¹⁾ Emil Fischer, Aus meinem Leben, S. 168.

wegen der feinen Form und des gedanklichen Inhalts als Perlen bezeichnen.' Namentlich dem Urteil über Diels' Reden am Friedrichs- oder Leibniztage wird jeder zustimmen. Es liegt gewiß im Interesse nicht nur der Wissenschaft, sondern auch des deutschen Volkes, daß diese Reden zusammen mit den beiden Rektoratsreden und einigen Aufsätzen in der Internationalen Wochenschrift in einem Buche vereinigt werden, wie es mit Mommsens Reden und Aufsätzen 1905 geschehen. Dann erst wird man erkennen, welche Schätze hier verborgen sind, und es wird aus dem großen Philologen hoffentlich auch ein Erzieher seines heiß geliebten Volkes werden. Erst 1920 legte Diels sein Amt als ständiger Sekretar nieder; er hat es also ein Vierteljahrhundert lang verwaltet. Sein Nachfolger wurde Heinrich Lüders, von ihm selber als solcher freudig begrüßt.

Auch in der Universität und Fakultät gelangte Diels bald zu großem Ansehen. Rektor magnificus war er 1905/06; Dekan schon 1891/92. Er inaugurierte das neue Jahr der Universität mit einer herrlichen Rede über die Scepter der Universität, von denen er die Betrachtung hinauf zu den Anfängen der Religion, zum Baumkult führte. Er wollte in dieser feierlichen Stunde dartun, welche Ideen unsere Altvorderen mit dem Brauch des Stabeides verknüpft, und 'welche uralten religiösen Vorstellungen sich in dem Symbol der Scepter niedergeschlagen haben' und gab in dieser auch stilistisch wundervoll aufgebauten Rede einen äußerst wertvollen Beitrag zur modernen religionswissenschaftlichen Forschung, der er sich ja längst mit Eifer gewidmet hatte. Die Rede, die er als Rektor, altem Brauche entsprechend, am 3. August, dem Geburtstage des Stifters der Universität König Friedrich Wilhelm des Dritten, halten mußte, führte die Hörer in ein anderes Feld, in die Frage über die internationalen Aufgaben der Universität, ein Thema also, das dem Vertreter der preußischen Akademie in der Assoziation der Akademien ganz besonders am Herzen lag. Er äußert sich hier vor allem über die Weltsprache, welche soeben von dem als Leibnizforscher bekannt gewordenen Pariser Professor Louis Couturat als eine *langue auxiliaire internationale* gefordert wurde, worunter sich das von dem Warschauer Arzte Dr. Samenhof erfundene *Esperanto* verbarg. Diels geht nicht nur mit dieser lächerlichen, namentlich aus romanischen Elementen zusammengesetzten Kunstsprache ins Gericht, indem er ihre 'Homunkulusnatur' schlagend nachweist. Er bekämpft auch die Versuche, die lateinische Sprache als die der internationalen Wissenschaft wieder einzuführen und tritt für die völlige Gleichberechtigung der deutschen, englischen und französischen Sprache ein, wie sie in den Verhandlungen der Assoziation der Akademien bereits praktisch durchgeführt war, worauf der angegriffene französische Gelehrte in

der von Richard Fleischer herausgegebenen deutschen Revue in dem Artikel: 'Eine Weltsprache oder drei? Antwort an Herrn Professor Diels' (auch als Sonderdruck in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig erschienen) in durchaus würdiger Weise geantwortet hat. Diels verlangt den obligatorischen Unterricht im Französischen und Englischen und für die Universitäten und Gymnasien den Austausch nationaler Lehrkräfte. Er erhofft dadurch mit Recht von der Studentenschaft und damit für das deutsche Volk Verständnis für das Ausland und einen nachhaltigeren Erfolg des Professorenaustausches; denn des deutschen Volkes und der deutschen Universitäten Aufgabe ist es: 'die Verbindungen mit dem Auslande zu pflegen und aus nationalem Interesse sich international auszubilden'. Diels ist zwar nie als Austauschprofessor in Amerika gewesen; aber er hatte sich mit der Frage des Austausches ernst beschäftigen müssen, da unter seinem Rektorat Professor Peabody als erster Austauschprofessor in Berlin tätig war. Die Eröffnungsvorlesung Peabodys war zugleich das erste Mal, daß sich Kaiser Wilhelm II. in der Aula der Universität zeigte. Unter Diels' Rektorat wurde auch das Institut für Meereskunde eingeweiht, dem er am Schlusse seiner Rede als einer 'internationalen Völkerbrücke' seinen wärmsten Glückwunsch ausspricht.

Man macht den Universitätslehrern oft den Vorwurf, daß sie für das Leben der Nation, für das Gedeihen des Volkes kein Interesse zeigten und sich in ihre Fachwissenschaft wie Maulwürfe eingruben. Vor allem wird den Vertretern der klassischen Altertumswissenschaft dies oft vorgehalten. Wenn irgendeiner, so verdient Hermann Diels diesen Vorwurf nicht. Zeigen schon seine Reden am Friedrichstage der Akademie, in welche Weiten sich sein Blickfeld ausdehnte, so beweist seine Sorge um die Allgemeinbildung der Völker nichts so sehr, wie seine Teilnahme an den volkstümlichen Vortragskursen der Berliner Hochschullehrer. Er veranlaßte nicht nur Rudolf Helm, in sechs Stunden Latein zu lehren; sondern er hielt dazu auch am 6. November 1900 in der Aula des Französischen Gymnasiums einen einleitenden, geistreichen Vortrag über die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsere Zeit; er verfolgte auch das Entstehen der einzelnen Stücke von Helms lateinischem Übungsbuch. Ja, er nahm nach Helms Schilderung im ersten Winter an diesen Abenden selbst als Hörer teil und unterhielt sich nachher in einem Lokal 'in seiner immer mehr zunehmenden patriarchalischen Weise' lange mit ihm und seiner Frau, wobei er die Erfolge des Helmschen Unterrichts mit Freuden anerkannte. Diels schloß seinen einführenden Vortrag mit den Worten: 'Unsere deutsche Klassikerwelt ist in Form und Inhalt aus einem Wettkampf mit den antiken Meisterwerken erwachsen. Wer also Schiller und Goethe recht

verstehen will, der muß nach Rom den Blick richten. Darum auf nach Rom, nicht dem Rom der Päpste, sondern der antiken Klassiker! Mit dem Latein werden Sie die wichtigste Weltsprache und Weltliteratur kennen lernen und dadurch die eigne nationale Bildung unermesslich erweitern. Beginnen Sie das schwierige Werk mit gutem Mut und lassen Sie uns hoffen, daß es mit Erfolg gekrönt sein wird. Finis coronat opus. Ende gut; alles gut! Das ist der Wunsch, mit dem ich diesen einleitenden Vortrag schließe.' In derselben Zeit etwa, in der er seine Hörer aus dem deutschen Volke nach Rom rief, um Schillers und Goethes willen, verfaßte er die Inschrift für das vom Kaiser gestiftete Standbild Goethes in der Villa Borghese, welche in lapidarem lateinischem Verse lautet: 'Italiam Romae Germanus Goethe salutat.'¹⁾

Für Diels begann im akademischen Unterricht ein neues Leben mit der nach Ernst Curtius' Tode (11. Juli 1896) erfolgten Berufung von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff aus Göttingen nach Berlin zum 1. April 1897. Diels hatte bis dahin keinen Anteil an dem von Kirchhoff und Vahlen geleiteten, einst von Böckh gegründeten philologischen Seminar. Wilamowitz aber hatte es bei seiner Verhandlung mit dem Ministerium zur Bedingung gemacht, daß er 'alles mit Diels zusammen machen dürfte', und Diels' in einem Briefe an Zeller ausgesprochene, aus großer Bescheidenheit und Bewunderung für den Freund entstandene Befürchtung, daß die Berufung von Wilamowitz 'drei Viertel auf seine Kosten' geschähe, sofort zunichte gemacht. Die beiden alten Freunde gründeten sofort gemeinsam das Institut für Altertumskunde und brachten mit einem Schlage die unter den stark gealterten Meistern Kirchhoff und Vahlen, die beide keine organisatorische Ader besaßen, leidende klassische Philologie schnell zu neuer Höhe. An das schon vorhandene, bei der Berufung Otto Hirschfelds nach Berlin 1885 gegründete althistorische Institut wurde nun eine philologische Abteilung angegliedert, und es beweist das hohe Gerechtigkeitsgefühl von Diels, daß in dem damaligen Privatdozenten Rudolf Helm ein ausgesprochener Vahlenschüler zum ersten Assistenten gemacht wurde. Diels und Wilamowitz übernahmen zunächst das Proseminar, während Vahlen das Seminar noch für sich behielt. Allerdings entwickelte sich dieses Proseminar, da es bald in verschiedene Stufen gestaffelt wurde, in seiner ersten Stufe zu einem eigenen Seminar.

Im Jahre 1906 trat Eduard Norden aus Breslau nach Emil Hübners Tode als Ordinarius in Berlin ein, der das Zusammenarbeiten und den dauernden Gedankenaustausch mit Diels und Wilamowitz in seiner Widmung der 'germanischen Urgeschichte in Tacitus' Germania' zu

¹⁾ Vossische Zeitung, Abendausgabe vom 10. Juni 1922.

beider fünfzigjährigem Doktorjubiläum als das höchste Glück seines wissenschaftlichen Lebens bezeichnet hat. Über Diels' Wirksamkeit als akademischer Lehrer an der Seite von Wilamowitz lasse ich am besten einen ihrer bedeutendsten Schüler sprechen, der jetzt längst selber Direktor am Berliner philologischen Seminar ist; Werner Jaeger, der in einer sehr schönen Charakteristik zu Diels' fünfzigjährigem Doktorjubiläum (22. Dezember 1920) so geschrieben hat: 'Dieses Paar ist bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Forschungsweise das nun schon klassisch gewordene, von der Person der beiden Gelehrten unabtrennbare, verehrungswürdige Bild der Berliner Philologie, wie alle Welt es kennt, und wie es der jüngeren Generation der Schüler unvergeßlich vor Augen steht. Manches Geschlecht sahen die vier Jahrzehnte der Diels'schen Lehrtätigkeit vorüberziehen. Wir Jungen wissen nur von dem Alten zu erzählen. Wie ein Patriarch nahte er da stets seinem Kathederhochsitze, und die riesige Gestalt wuchs noch, wenn er das Podium bestieg. Der Vortrag hatte den Stil seiner Abhandlungen, die ruhige, regelmäßige Klarheit methodischer Untersuchung. Den Eingebungen des Augenblicks pflegte er sich nicht zu überlassen, und doch waren Licht und Schatten in seinen Urteilen aufs Lebhafteste verteilt. Wie konnte er Anaxagoras, den nüchtern-strengen Forscher, mit Wärme uns nahebringen, wie konnte er, der Freund Diderots und Voltaires, den Phantasieüberschwang des 'Scharlatans' Empedokles lassen! Nicht bei Platon, sondern bei Aristoteles und bei Leibniz war sein Herz; ja wie Feuer der Leidenschaft konnte es in seinem Gesicht aufzucken, wenn er, in fast feierlich strenger Haltung den Anfang des Lucrezverses markierte: *tantum religio potuit suadere malorum*. Als objektive Leistung war die Geschichte der griechischen Philosophie wohl seine größte Vorlesung; aber der Lucrez war die persönlichste.' Diels wirkte, wie jeder wahrhaft große Gelehrte, wie es auch Robert tat, als akademischer Lehrer vor allem durch seine Persönlichkeit, durch sein Ethos, dem jedes Pathos durchaus fremd war. Wohl konnte hier und da starke Leidenschaft aus seinen Worten hervortreten, namentlich wenn er auf Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit stieß; aber je älter er wurde, desto mehr merkte man, daß er dem Ideale eines abgeklärten griechischen Weisen nachstrebte. Das Patriarchalische seines Wesens hat so mancher seiner Schüler schon bei seinen Lebzeiten empfunden und wie Jaeger hervorgehoben. Die *gravitas* seiner hohen Erscheinung ist hier und da manchem sogar als unnahbar erschienen, und ich kenne Schüler von ihm, die er hochschätzte, und mit denen er wissenschaftlich lange Jahre zusammenarbeitete, die aber in seiner machtvollen, gravitatischen Persönlichkeit eine Scheidewand zwischen sich und dem Innersten seines Wesens fanden, die wohl auch klagten,

nie den Weg zu seinem Herzen gefunden zu haben. Wer aber das Glück hatte, ihm schon als Student nahezukommen, seine Treue und Liebe immer von neuem zu erfahren, Lob und Tadel von seinen Lippen zu empfangen wie von denen eines gütigen Vaters, der dachte wohl, so oft er, innerlich bereichert, aus der stillen Studierstube im Westen Berlins in die laute Welt hinausging, an Jung Stillings schönes Wort über Goethe, daß Hermann Diels' 'Herz, das nur wenige kannten, so groß war wie sein Verstand, den alle kannten'.¹⁾ Sein treuer väterlicher Blick bleibt jedem im Gedächtnis, der sich dessen erfreuen durfte.

Ehe wir von den beiden Männern Abschied nehmen, muß noch ein kurzer Überblick über den Umfang ihrer Lehrtätigkeit gegeben werden. Robert, der sie schon im Sommersemester 1877 begonnen hat, ist da vielseitiger als Diels, was mit dem weiten Umfang seiner Altertumsstudien, seiner Beherrschung zweier großer Gebiete zusammenhängt. Er begann mit archäologischen Übungen, die er dann Jahr für Jahr bis zu seinem Ende — zuletzt in Gemeinschaft mit seinem Amtsnachfolger Georg Karo (unten S. 130) — abgehalten hat. Daneben erklärte er hie und da auch die antiken Skulpturen in Original und Gipsabgüssen, in Berlin im Antiquarium auch Vasen und Bronzen. Es ist für ihn charakteristisch, daß er schon in seinem ersten Lehrsemester ein Stück des Euripides, das er besonders liebte, die Bakchen, in einer Vorlesung interpretierte. Er hat ihnen meistens eine Lebensbeschreibung des Euripides vorangeschickt und dabei auch eine Übersicht über seine Tragödien gegeben, sowohl die erhaltenen als auch die verlorenen, die er an der Hand der Fragmente, der mythographischen und monumentalen Überlieferung meisterhaft rekonstruierte, dabei seine Schüler immer wieder ermahnd, ihm auf dem Wege der Rekonstruktionen erst selber dann zu folgen, wenn sie alle Dramen des Euripides gründlich durchgearbeitet hätten. Die Troerinnen hat er im Wintersemester 1920 erklärt, angeregt durch Franz Werfels Bearbeitung des euripideischen Stücks, für die er nur Worte der Verachtung hatte. Er war empört, als ihm jemand vorschlug, das Stück des Prager Dichters in Lauchstädt aufzuführen. Über Sophokles hat er nie eine Vorlesung gehalten, auch die Spürhunde, deren Aufführung er in Lauchstädt leitete (S. 100), niemals in Übungen behandelt. Von Aischylos hat er die Orestie während seiner Hallischen Lehrtätigkeit mehrfach in einer viel gerühmten Vorlesung interpretiert, wobei er immer Wert darauf legte, die ganze

¹⁾ Es ist mir eine Freude, auch da meine Übereinstimmung mit Ernst Samter feststellen zu können, der dasselbe Wort Stillings auf Diels in seiner Gedächtnisrede angewandt hat.

Trilogie vom Anfang des Agamemnon bis zum letzten Verse der Eumeniden durchzunehmen. Zum letzten Male las er dies Kolleg im Wintersemester 1920/21. Die Kriegszeit (Sommersemester 1915) veranlaßte ihn, des Aischylos Sieben gegen Theben (s. unten S. 126) seinen Studenten zu erklären. Von Aristophanes waren es die Vögel, die er mehrfach mit ganz besonderer Freude interpretierte. Er machte sich dazu einen kritischen Text zurecht und fertigte eine Übersetzung an; beides schickte er Diels als Geschenk zum siebzigsten Geburtstage (S. 94). Die Ekklesiazusen hat er im ersten Zwischensemester 1919 in einer Vorlesung behandelt; aus ihr ging der nach seinem Tode veröffentlichte Hermesaufsatz hervor. Ein neues Leben begann für Robert auch in seiner Vorlesungstätigkeit mit dem neuen Menander. Sofort interpretierte er die neugefundenen Stücke im Wintersemester 1908/09, wiederholte das mehrere Male und legte die Perikeiromene, die er 1908 in Lauchstädt nicht aufführen ließ, im zweiten Zwischensemester 1919 in seinen philologischen Übungen vor. Sonst hat er von griechischen Texten in seinen Übungen nur die Periegese des Pausanias behandelt, wobei er das erste Buch vor allen anderen bevorzugte, wenn er auch hier und da die Periegese Olympias und Delphis vornahm. Über Pausanias hat er auch einige Male eine Vorlesung gehalten, zum ersten Male schon im Wintersemester 1878/79, als Wilamowitz die Pausaniasforschung soeben in neue Bahnen gelenkt hatte. Mehrfach hat er auch die Gemäldebeschreibung der beiden Philostrate (zuerst Wintersemester 1879/80) in einer öffentlichen Vorlesung behandelt. In demselben Semester las er auch über die Literaturgeschichte der alexandrinischen Periode, nachdem er schon 1877/78 eine Vorlesung über die Literatur — und Kunstgeschichte derselben Zeit gehalten hatte. Als Diels seine Lehrtätigkeit begonnen hatte, trat Robert in seinen Vorlesungen von diesem Gebiete zurück, und hat es auch in Halle nie wieder betreten.

Roberts berühmtestes Kolleg war unzweifelhaft seine Heldensage, über die er zum ersten Male im Sommersemester 1879 in Berlin gelesen hat, zum letzten im Wintersemester 1917/18 mit besonderer Berücksichtigung der Denkmäler. Mehrere Male nahm er auch nur ein Stück aus dieser Vorlesung heraus, in dem er den troischen Sagenkreis besonders behandelte. Bis der erste Band seiner Bearbeitung des Prellerschen Handbuches erschien, hat er auch mehrere Male die griechische Mythologie in Vorlesungen dargestellt. Über Religionsgeschichte aber hat er nie gelesen.

Seine lehramtliche Haupttätigkeit lag aber selbstverständlich in der Archäologie, und da gibt es keinen Teil, den er je vernachlässigt hätte. Einen regelmäßig wiederkehrenden Turnus liebte er auch da nicht; er richtete sich bei der Auswahl oft nach den Wünschen seiner Hörer,

namentlich bei den Übungen. Er las Einführung in die Archäologie und ihre Geschichte, kretische und mykenische Kultur, griechische, italische, römische Kunstgeschichte bis zur Zeit Konstantins, Athen, Olympia, Rom, Pompeii, Architektur, Theaterwesen, Vasenmalerei, Privataltertümer, Geschichte des Porträts bei den Griechen und Römern. In den Übungen, die er in die für Anfänger und für Fortgeschrittene zu teilen pflegte, behandelte er alle Klassen der Monumente; auch die Münzen zog er in diesen Kreis und benutzte dazu die kleine Münzsammlung der Universität, in der einst Winckelmann die ersten griechischen Originalwerke unter Joh. Heinr. Schulzes Leitung in seine Hand nehmen durfte, und deren Inhalt auch F. A. Wolf in den Bereich seiner Übungen zog. Neben den Vasen und pompeianischen Wandbildern ließ Robert in den Übungen für Fortgeschrittene, die er als Berliner Professor in seinem Hause abhielt, besonders gern die Reliefs der römischen Sarkophage interpretieren, wobei er den Sarkophagapparat des archäologischen Instituts, der in seinem Charlottenburger Studierzimmer und später in Halle im Direktorzimmer des Museums stand, stark heranzog. Auch Inschriften, namentlich Bauinschriften und einzelne Stücke aus Plinius und Pausanias ließ er in diesen Übungen erklären. In den Übungen für Anfänger, deren Mitgliederzahl unbeschränkt war, nahm er mit Vorliebe Conzes und Benndorfs Wiener Vorlegeblätter vor und lehrte in Otto Jahns Sinne die Methode der archäologischen Interpretation. Außerdem versammelte er hier und da besonders eifrige Studenten in Halle in seiner Wohnung, mit denen er griechische Dichter, z. B. Pindar, Aischylos, Aristophanes, las. In Berlin war es die Anomia, in der er die Lektüre attischer Dramen als ἀρχηγέτης leitete (S. 62).

Ganz anders gestaltete sich, rein äußerlich betrachtet, die Lehrfähigkeit von Diels. Er hat vom Jahre 1882 an seine Vorlesungen in fast regelmäßigem Turnus vierzig Jahre lang gehalten: Die Geschichte der griechischen Philosophie vierzehnmal, die Geschichte der griechischen Literatur seit Alexander sechsmal, Demosthenes περί στεφάνου elfmal, Lukrez zwölfmal, Cicero de natura deorum (mit einer Einleitung über seine philosophischen Schriften) neunmal, Herodot dreizehnmal, Xenophons Memorabilien elfmal, Religion und Mythologie der Griechen (erst seit 1890/91) neunmal, Griechische Lyrik siebenmal. Seltener las er über Aristoteles, die Geschichte der attischen Prosa und zuletzt gab er öfters (siebenmal) eine vergleichende Übersicht der griechischen und römischen Literatur. In seinen philologischen Übungen und später in den seminaristischen (S. 118) behandelte er selbstverständlich sehr verschiedene Stoffe: griechische und lateinische Dichter, namentlich Lyriker, von Philosophen Platon, Aristoteles, Cicero, von Rednern Demosthenes, Hypereides, Isokrates. Auch neugefundene Papyri oder Inschriften be-

sprach er gern, so vor allem die Mimiamben des Herondas. Als ihm Ernst Fabricius seine Publikation über das Gesetz von Gortyn geschickt hatte, legte er sie uns sofort in seinen Übungen vor, und wie bemüht er war, seine Studenten auch in Epigraphik und Paläographie einzuführen, zeigt sein 'Colloquium über antikes Schriftwesen' (oben S. 105). Vermißt man in seinen Vorlesungen die Abwechslung, da er viele oft wiederholte, in seinen Übungen war das nicht der Fall. Da nahm er den Stoff überall her. Seine letzte Vorlesung (Sommersemester 1921) galt der griechischen Religionsgeschichte, seine letzten Übungen behandelten die 'Scripta minora Hippocratis'.

VIII. Ausklang.

Hermann Diels und Carl Robert haben sich zum letzten Male in Halle am 10. April 1920 in meinem Hause gesehen. Sie waren beide nach dem neuen Altersgesetze eben emeritiert worden. Diels war von Berlin zu uns herübergekommen, um die alten Freunde zu besuchen und fuhr von hier nach Leipzig, um Oskar Brugman, den Bruder seines kürzlich verstorbenen Jugendfreundes Karl, wiederzusehen. Es bleibt mir unvergeßlich, wie einhellig Diels und Robert die Wandlung der Dinge in Deutschland beurteilten, wie sie vor allem auch die Änderungen im Universitätswesen mit sehr bedenklichen Augen ansahen, und wie sie sich dann aus dem Elend der Gegenwart in die goldene Jugendzeit flüchteten und alte Erinnerungen aus Bonn und Berlin einander wachriefen, wobei es mir auffiel, daß zwei so wahrheitsliebende und kluge Männer wie diese beiden in Einzelheiten der Erzählungen stark von einander abwichen und beide die Kraft ihres Gedächtnisses gegeneinander verteidigten. Das muß jeder bedenken, wenn er sich auf Memoiren verläßt, wie denn auch August Fresenius das Erinnerungsblatt, das mir Diels nach Roberts Tode für meine Rede auf Robert am 1. Juli 1922 schickte, an einzelnen Stellen nicht unerheblich verbessern wollte. Diels war in jenen Apriltagen frischer denn je, ging stundenlang mit mir an der Saale spazieren in stetem Gedankenaustausch, entwickelte mir unter anderem mit Lebhaftigkeit, was er vor kurzem von Werner Jaeger selbst in Kiel, wo er seinen Sohn Otto besucht hatte, über den Plan seines Aristoteleswerks gehört hatte, und sprach lange über Wilamowitzens Platobuch, dessen Widmung ihn so herzlich erfreut hatte. Robert war damals durch den Mangel an Beweglichkeit schon stark gehindert und in seiner Stimmung noch sehr viel pessimistischer als Diels. Es waren die Jahre, in denen er seinem Patenkind Dorothea Hiller von Gaertringen, Wilamowitzens älteste Tochter, folgende Verse schrieb, in Anspielung auf den heroischen Namen, mit dem ihn die Anomoi zu bezeichnen pfl egten:

Nicht Herakles in des Eurystheus' Bann,
 Amfortas bin ich, der nicht sterben kann.
 War einst die Arbeit mir Glückseligkeit,
 jetzt ist sie letzter Trost in Schmach und Leid.

Charakteristisch für Diels und Robert ist ihre Haltung während des Krieges. Diels hat von Anfang an den unglücklichen Ausgang desselben gefürchtet und viele Schritte unserer Diplomaten gemißbilligt, war auch mit der Art des Einfalls in Belgien und seiner Behandlung im Reichstage durch Bethmann-Hollweg nicht einverstanden. Aber sein Herz war niemals von schwächlichem Pazifismus erfüllt, wenn er auch den Aufruf der 92 deutschen Vertreter von Kunst und Wissenschaft 'An die Kulturwelt' vom Oktober 1914 nicht unterschrieben hat. Unvergessen soll ihm allzeit sein, wie er mehreren hervorragenden französischen Gelehrten die Larve vom Gesicht riß und in einigen Aufsätzen in der Internationalen Wochenschrift ihnen ihr wahres Antlitz zeigte. Vernichtend ist seine Charakteristik von Emile Boutroux, die meist mit den eigenen Worten des französischen Gelehrten gegeben ist, und möchte allzeit doch beherzigt werden, was Diels an ihrem Schlusse schreibt: 'Wie die Katastrophe des Weltkriegs auch ausfallen wird, durch seine und seiner Kollegen Wirken ist die Kluft, die zwischen dem intellektuellen Frankreich samt Bundesgenossen und Deutschlands entsprechenden Kreisen sich aufgetan hat, so ungeheuer geworden, daß in absehbarer Zeit das alte Verhältnis nicht wieder aufgenommen werden kann. Auch wir werden nunmehr auch auf geistigem Gebiete eine Wacht am Rhein aufstellen und weise, einig und stark in unserer Freiheit bleiben müssen. Stolz auf unsere Helden und unser Volk, das einer ganzen Welt physisch und geistig sicheren Widerstand leisten konnte und sicher unserer Nationalität, die das Höllenfeuer dieses Krieges noch fester geschmiedet, werden wir dem Ausland ohne Herausforderung, aber auch ohne anbiederndes Entgegenkommen gegenüber-treten. — — — — Wir müssen unsere Leistungen in der kommenden schweren Zeit noch steigern, alles undeutliche Wesen (aber nicht gleichgültige Äußerlichkeiten, wozu viele sich anschicken) abtun und den deutschen Idealismus mit deutschem Realismus weiterpflegen. So soll aus den blutgedüngten Saaten ein neues Deutschland erstehen, das, wenn dereinst der große Entscheidungskampf zwischen asiatischer und europäischer Kultur zum Austrag kommt, auch den Völkern, die uns jetzt vernichten wollten, ein erstrebenswerter Bundesgenosse zur Wahrung der abendländischen Güter, aber kein entmenschter Barbar wie jetzt erscheinen wird.' Außer Boutroux hat Diels in demselben Bande der Internationalen Wochenschrift auch den Mathematiker

Émile Picard behandelt, auch ihn aus persönlicher Bekanntschaft. Leider hat er den am Schluß der Charakteristik von Picard versprochenen Artikel über Pierre Duhem und sein Buch *'La science allemande'* nicht mehr geschrieben.

Schon im Jahre 1915 sprach Diels von der Katastrophe der internationalen Wissenschaft in einem kurzen Aufsatz in derselben Zeitschrift, der er ein treuer Mitarbeiter war. Er drückte da zunächst seine Freude darüber aus, daß 'der faule Friede und die heuchlerische Maske der Friedfertigkeit gefallen und der wahre, ehrliche Haß gegen Deutschland, der rings um uns her seit lange gezüchtet wurde, nun endlich sein graues Antlitz offen enthüllt hat'; er sah das Werk der internationalen Organisation der Wissenschaft, an dem er neben Theodor Mommsen am eifrigsten mitgewirkt hatte, mit einem Schlage zertrümmert. Dann stellte er ein im Frühjahr 1915 erschienenenes Buch des Mediziners R. Cruchet *'Les Universités allemandes au XX^e siècle'* in das rechte Licht, indem er die Bedeutung dieses gemeinen Pamphlets an einzelnen besonders krassen Beispielen nachweist. Er zeigt, daß seit Eduard des VII. Thronbesteigung sich ein böses Mißtrauen der Ententemächte gegen Deutschland in die Kreise der Internationalen Assoziation der Akademien eingeschlichen hatte. Auf der Wiener Generalversammlung im Jahre 1907 war das schon deutlich zu spüren. 'Niemand sprach davon, und doch lag es wie ein Alb auf allen. Wissenschaftlicher internationaler Verkehr, ohne den kein einziges Fach sich voll entfalten kann, bedarf wie Handel und Industrie des gegenseitigen Vertrauens.' Im Jahre 1916 nahm Diels darauf das Wort zu einem in dem Börsenblatt vom 24. September 1915 erschienenen Aufsatz von Professor A. Schröer, der uns Deutschen den englischen Buchhändler als Muster vorhielt. Mit Stolz preist Diels die Großtaten des deutschen Buchhandels, den Idealismus so manchen Verlegers, lehnt die rein geschäftsmäßige Praxis der Engländer ab und schließt mit den schönen Worten: 'Nicht durch oberflächliches Anbequemen an ausländische Muster oder Moden, sondern durch Betonen unserer bewährten einheimischen Methoden wird sich der Deutsche in der Welt durchsetzen und mit dem Deutschen das Buch.' So zitierte er auch gern Emanuel Geibels Heroldsruf vom Jahre 1861:

'Und es mag am deutschen Wesen
einmal noch die Welt genesen.'

Auch Robert war, obwohl von väterlicher und mütterlicher Seite französischen Geblüts, in jeder Faser ein Deutscher. Als der Krieg ausbrach, meldete sich der Vierundsechzigjährige, der seinen Abschied als kgl. preuß. Sekondeleutnant am 27. März 1883 erhalten hatte, zum

Kriegsdienst, bat dringend um seine militärische Verwendung, 'soweit es seine Jahre und die Schwäche seiner Füße noch zuließen'. Zu seinem Leidwesen erhielt er darauf keine Antwort. Auch als er sich erbot, auf dem städtischen Gymnasium in den höheren Klassen zu unterrichten, tat er eine Fehlbitte, und wie hätte dieser Lehrer Primaner für Homer und Sophokles begeistern können! Welche Samenkörner hätte dieser junge Herzen so packende Lehrer in die Schüler legen können! Er zitierte mit Begeisterung nicht nur die alten Kriegslieder aus dem Jahre 1870, sondern wußte, kraft seines auch noch im Alter fabelhaften Gedächtnisses, die neuen Lieder von Otto Crusius, Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann sofort auswendig und verfolgte alle Bewegungen der deutschen Heere mit großem Interesse, bekämpfte aber mit Recht alle Prophezeiungen. Als sich die Einstellung seines einzigen Sohnes in das Heer verzögerte, war er sehr unzufrieden und entlies ihn dann, von edler Vaterlandsliebe begeistert, in das Feld. *Εἰς ὀλωνὸς ἄριστος ἀμύνασθαι περὶ πατρὸς* war auch sein Wahlspruch in dieser Zeit, und als im Herbst 1917 die deutsche Vaterlandspartei in Halle begründet wurde, war er als einer der ersten auf dem Plane und stand dem Umschwunge im November 1918 fassungslos gegenüber: ein für den alten Kämpfer vor Paris, den glühenden, tapferen Patrioten Unbegreifliches war geschehen. Er hat auch im August 1915 eine Kriegsrede in dem Garten des Bades Wittekind gehalten und im Dezember desselben Jahres in der Aula der Universität zum Besten des Nationalen Frauendienstes einen Vortrag über den Krieg in der Tragödie. Nachdem er da zuletzt von Aischylos' Sieben gegen Theben, aus denen er in der Kriegszeit gern lange Versreihen rezitierte, ausführlich gesprochen hat, schließt er mit folgenden für ihn in mehr als einer Hinsicht charakteristischen Worten: 'Aber wenn ich Sie eben auf die Worte griechischer Dichter habe lauschen lassen, durfte ich es denn? Lesen wir nicht täglich, daß unsere Studenten in den Schützengraben sich von der Wertlosigkeit griechischer und römischer Phrasen überzeugt haben, daß sie sich nach ihrer Heimkehr praktischen Berufen, dem Heer und der Marine und der Luftschiffahrt, der Technik und der Industrie und dem Handel zuwenden werden, und daß dieser Weltkrieg auch das Ende der Philologie bedeutet? Gemach, daß sich wohl viele den genannten Berufen zuwenden möchten, vor allem auch von denen, die jetzt als staunende Knaben den Weltkrieg durchmachen, kann im Interesse unseres großen und teuren Vaterlandes niemand lebhafter wünschen als ich. Aber mit der Berechtigung der Philologie und mit ihrer Zukunft hat das nicht das geringste zu tun. Zunächst gibt es sehr wenige Menschen, die überhaupt wissen, was Philologie ist. Sie ist nämlich nicht die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen, ob-

gleich sie sogar in der Staatsprüfung, wenn ich recht unterrichtet bin, noch so bezeichnet wird. Allerdings kann keiner Philologe werden, der nicht diese beiden Sprachen sowohl schriftlich als mündlich vollständig beherrscht, und daß dies so wenige tun, hat auch auf die Entwicklung unserer eigenen Sprache tiefe Schatten geworfen. Geschmacklosigkeiten wie die Bezeichnung des Kellners als Ober, Verbalbildungen wie 'benötigen, behindern', Abkürzungen wie Photo und Zoo, oder die nach amerikanischem Muster gebildeten Greuelworte wie 'Hapag, Ila, Bedag, Bugra' wären bei einem philologisch entwickelten Stilgefühl nicht möglich. Aber diese Beherrschung der alten Sprache ist nur das Fundament. In Wahrheit ist die Philologie Kulturgeschichte des Altertums von Homer bis Konstantin, ja seit Entdeckung der ägäischen Kultur und dem Aufblühen der byzantinischen Philologie sind die Grenzen nach beiden Seiten hin noch gewaltig erweitert. Das alte ionische Reismärchen erzählt von den goldbewachenden Greifen, die diesen Schatz gegen die Arimaspen zu verteidigen haben. Das Gold einer der größten Kulturepochen, die Europa je gesehen hat, und auf der alle übrigen Kulturen beruhen, zu hüten, das ist die Aufgabe der Philologie. Und noch mehr: diese Epoche bildet die Brücke zu jenen Jahrtausende alten Kulturen des Orients, die lange verschüttet, jetzt immer mehr ins Licht der Geschichte treten. Ihre Kenntnis darf den zivilisierten Völkern nie abhanden kommen, wenn diese von der Entwicklung des Menschengeschlechts eine Vorstellung behalten wollen. Oder will man in Zukunft von der Völkerwanderung gleich auf die Steinzeit zurückgehen? Als Wissenschaft ist die Philologie der Menschheit unentbehrlich, und somit ist sie unsterblich.

'Eine ganz andere Frage aber ist es, was die Philologie für das praktische Leben bedeutet, und ob sich ihrem Dienst viele oder wenige widmen wollen. Auf die zweite Frage ist die Antwort einfach. Nur wer die reine Liebe zur Wissenschaft an sich, ganz abgesehen von ihrer praktischen Anwendung, besitzt, nur wer dem griechischen Eros entstammt, darf Philologe werden; wem es gleichgültig ist, ob er Theologie oder Naturwissenschaft, Jurisprudenz oder Philologie studiert, der hat überhaupt kein Recht, Philologe zu werden. Viel schwieriger ist die jetzt so leidenschaftlich diskutierte Frage über die Rolle der Philologie in den Schulen. Trostreich und verheißungsvoll klangen ja die Worte, die wir hier in der letzten Woche aus dem Munde des philosophischen Kollegen [Paul Menzer] gehört haben, und freudig wird ihnen jeder Philologe zustimmen. Aber auch wenn man sie aus dem Gymnasium verjagte, so würde das noch lange nicht das Ende der Philologie bedeuten. Ich kann mir ganz gut vorstellen, daß der alte Philologe den jungen im einsamen Kämmerlein sein Wissen übermittelt. Nicht um

ihrer selbst, um der deutschen Jugend willen, müssen wir wünschen, daß dem Gymnasium die Philologie erhalten bleibt.

‘Zu dem Morschen und Abgelebten, was dieser Weltkrieg teils schon hinweggefegt hat, teils hinweggefegen wird, gehört die Philologie sicherlich nicht. Freilich ist es eine heilige Pflicht gegen alle die, die ihr Leben für die Rettung und die Zukunft Deutschlands hingegeben haben, nun mit allem Flitter, aller Eitelkeit, allem Niedrigen und Gemeinen gründlich aufzuräumen. Nur habe ich persönlich die Meinung, daß man dabei einesteils etwas vorsichtiger, anderseits etwas konsequenter verfahren könnte. So zerbreche ich mir vergeblich den Kopf, warum unsere Sprachreinigung, über die meiner Ansicht nach unseren Feldgrauen nach dem Kriege das entscheidende Wort gebührt, vor der ‘Dame’ haltgemacht hat. Pietät gegen unsere großen Dichter kann es nicht sein; denn die gebrauchen auch das verpönte ‘Adieu’. Also geschieht es vielleicht aus Galanterie, die aber zur Zeit des Frauenstudiums doch auch nicht mehr recht zeitgemäß ist. Oder sollte eine Etymologie wieder aufgelebt sein, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht — der Postexzellenz Stephan zugeschrieben wurde? Diese Etymologie wollte das Wort *dame* nicht als die nur durch das Französische übermittelte *domina* ansehen; sie leitete es von sanscrit *dama* ab, was, wie mich Kollege Hultsch lehrt, die Bezähmung bedeutet. Vielleicht dachte man aber an die bezähmte Widerspenstige.

‘Die gleiche Duldsamkeit übt man gegen den englischen Frack, sowohl gegen das Wort als gegen die Sache; ja im Bunde mit dem ebenso exotischen Zylinder und mit der nach der genialen Erfindung des widerlichen Dandys Brummell gestärkten Wäsche stellt er unser höchstes bürgerliches Ehrenkleid dar, in dem wir auch unsere Toten, selbst die im Felde Gefallenen, zur letzten Ruhe geleiten.

‘Aber wenn ich so an Veraltetem Kritik übe, will ich gar nicht bestreiten, daß uns der Krieg die Augen darüber geöffnet hat, daß auch an den Universitäten einiges anders sein könnte. Es wäre zu wünschen, daß noch mehr als bisher aus dem Unterricht alles ausgeschaltet werde, was auch nur am entferntesten an Dressur erinnert, daß die Studenten noch mehr als bisher zum selbständigen Denken und selbständigen Forschen angeleitet, daß nicht Vorlesungen über Gegenstände gehalten werden, die man ebensogut aus Büchern lernen kann, daß die Einführung in die Methode und das Aufstellen von Problemen den wesentlichen Inhalt des Unterrichts bilden. Gänzlich überlebt haben sich die akademischen Preisarbeiten, über die der Rektor alljährlich von dieser Stelle aus zu verkünden pflegt, daß die meisten von ihnen nicht bearbeitet sind. Und da hinten in der Ecke

sitzt noch ein verhuzeltes Männchen, *πάλαι πεπρωμένος ἀλσι*, längst dem Todeslos verfallen. Es verkriecht sich; es schämt sich. Es hat auch Grund dazu. Erlauben Sie mir dennoch, es Ihnen vorzustellen. Es ist das Doktorexamen, auch Rigorosum genannt. Einst ein wissenschaftlicher Adelsbrief für wenige Auserlesene, droht der Dokortitel heutzutage zu einer Art Vorname für die begüterten Klassen zu werden, bei dessen Massenproduktion es naturgemäß nicht ohne Konzessionen, Dispensationen und Eselsbrücken abgeht, die das Ansehen der Fakultäten zu erhöhen vielleicht nicht immer ganz geeignet sind. Fort mit dem Doktorexamen in die Rumpelkammer! Nur *honoris causa* werde nach dem Kriege die Doktorwürde noch verliehen!

‘Denn noch ist der rechte Zeitpunkt für diese große sittliche Reinigung nicht gekommen. So innig dankbar wir für das Erreichte, mit dem besten Blute Deutschlands Bezahlte sind, so hoffnungsvoll und vertrauend wir in die Zukunft sehen, noch muß die Losung wie beim Beginn des Feldzugs lauten: Sein oder Nichtsein. Bricht aber jener sonnenhafte Tag an, der uns den deutschen Völkermai bringen soll — sei es in einigen Monaten, sei es erst nach langen Jahren —, dann sei für unser großes, heiliges, teureres Vaterland die Losung:

Stirb und werde!

Dieser sonnenhafte Tag ist nicht erschienen. Robert hat nicht nur an dem unglückseligen Ausgang des Weltkrieges, an dessen Ende durch einen deutschen Sieg er nie gezweifelt hatte, sondern vor allem an der Revolution im November sehr schwer getragen und nicht mehr an eine neue deutsche große Zukunft geglaubt. Er verzweifelte an dem deutschen Volk und klagte es der Untreue und Feigheit an. Mit Schrecken sah er, wie schnell Männer, auf die er viel gehalten hatte, ihr demokratisches Herz entdeckten, und machte seinem ehrlichen Unmut auch in scharfen satirischen Versen, die er seinen nächsten Freunden sandte, Luft. Er zog sich bald ganz in eine stolze Einsamkeit zurück, mied Andersdenkende und hatte kaum mehr anderen Verkehr als mit seinen Büchern. Nur ganz wenige fanden zu ihm noch Zutritt. Daß die alten Freunde stets mit offenen Armen von ihm aufgenommen wurden, versteht sich bei einem Manne, dessen hervorstechendster Wesenszug die Treue war, von selbst. Mit ihnen saß er in der schönen Veranda seines nach seinen Wünschen 1904 erbauten Hauses (Angerweg 40, mit freier Schau auf den Petersberg), auf den wohlgepflegten Garten blickend, wie in alter Zeit, stundenlang beim Glase Wein an manchem Sonntagnachmittag zusammen und öffnete ihnen sein reiches, aber schwer bedrücktes Herz. Wonnetage waren es für ihn in dieser letzten, schwersten Zeit seines Lebens, wenn die älteste Tochter

aus Kiel, dann aus Hamburg ihm ihre Kinder schickte, die er in deutsche Dichtungen einführte, und mit denen er das vielgeliebte Schach spielte. Noch einmal kehrte der Glanz vergangener Freundschaftstage bei ihm ein, als wir am 8. März 1920 mit ihm seinen siebzigsten Geburtstag feierten (Beilage X). Er hatte sich zunächst jede Feier ernst verboten. Als ihm aber gesagt wurde, daß die Anomia das Recht habe, ihren alten Archegeten an diesem Tage zu begrüßen, stellte er alle Bedenken zurück. Ferdinand Noack kam aus Berlin und überreichte ihm im Namen seiner Freunde und Schüler mit schwunghaften Worten eine von Georg Wissowa verfaßte lateinische tabula gratulatoria, Friedrich Hiller von Gaertringen, Alfred Schiff, Theodor Wiegand, Ulrich Wilcken waren aus dem Kreis der alten Anomoi mit Ernst Vollert erschienen; als einer seiner jüngsten Schüler war Gerhart Rodenwaldt aus Gießen gekommen. Die Erfurter Akademie ernannte ihn zu diesem Tage zum auswärtigen Mitgliede, der Lauchstädter Theaterverein zu seinem ersten Ehrenmitgliede. Auch seine Kinder und eine Enkelin saßen zusammen mit uns bei fröhlichem Mahle in der Burse zur Tulpe, und zum letzten Male war seine einzige Schwester Anna aus Wiesbaden um ihn. Von hallischen Kollegen hatte er nur sehr wenige gewünscht und sich jede offizielle Feier verboten. Denn er war im Innersten durch seine Emeritierung tief getroffen, hatte sie als eine persönliche Kränkung ohne Grund empfunden und flüchtete sogar, ganz gegen seine Gewohnheit, kurz nach seinem Geburtstage in die Öffentlichkeit, indem er leider einem Journalisten seine innersten Gefühle offenbarte, der sie dann in einer Zeitung preisgab. Aber seine menschliche Größe brach schließlich auch hier durch. Denn seinem Nachfolger Georg Karo hat er seinen Mißmut nie gezeigt, sondern ihn mit offenen Armen empfangen und auch von ihm gerne Belehrung angenommen. Der schönste Beweis ihres harmonischen Zusammenarbeitens waren die archäologischen Übungen, die sie gemeinsam mit fortgeschritteneren Studenten veranstalteten. Roberts Ritterlichkeit zeigte sich zum Schlusse seines Lebens nirgends schöner als in diesem Verhältnisse zu seinem Nachfolger, der in Bewunderung und Liebe zu ihm aufblickte.

Selbstverständlich gehörte Heinrich Lehmann mit seiner Gattin zu den Feiernden. Aber eine Persönlichkeit fehlte, der Robert gerade in den Kriegsjahren besonders nahegetreten war, Emma Roß geb. Schwetschke, die Witwe Ludwigs. Sie war schon am 31. Oktober 1919 hochbetagt gestorben. Roberts Verhältnis zu dieser wundervollen Frau war ein ganz besonders herzliches. Er hatte sie bereits in den siebziger Jahren in Rom auf dem Kapitol im Hause von Wilhelm Henzen als ragazzo kennengelernt und traf sie nun in Halle wieder, als er im Jahre 1890 den Lehrstuhl für Archäologie, den als Erster bis zu seinem

traurigen Tode am 6. August 1859 Ludwig Roß bekleidet hatte, bestieg. Was andere versäumt hatten, holte Robert nach, indem er das Andenken des großen Erforschers Griechenlands mit Liebe und Hingebung pflegte. Er sorgte für die Erhaltung des schriftlichen Nachlasses von Roß, der jetzt im Robertinum sorgfältig aufbewahrt wird, nachdem sich die Witwe nach schweren Kämpfen entschlossen hatte, die wichtige und reichhaltige Korrespondenz nicht zu vernichten. Immer wieder machte er die fast taube Frau auf die Pflicht, die sie der Wissenschaft gegenüber in dieser Hinsicht zu erfüllen habe, aufmerksam und schrieb von der ausführlichen Biographie, die auf Grund dieses Nachlasses einst geschrieben werden müsse. Sie ist noch heute ein Desiderat unserer Wissenschaft, wie die Carl Otfried Müllers, für die auch viel Material (jetzt in der Göttinger Universitätsbibliothek) vorhanden ist. Die bedeutendste Würdigung Rossens hat bisher Robert selbst in seiner Rektoratsrede vom 12. Juli 1906 gegeben, in der er auch Rossens Schwächen mit voller Offenheit hervorhebt. Vor allem aber ist es Robert gewesen, der nicht ohne Überwindung von allerlei Schwierigkeiten aus Anlaß des hundertsten Geburtstages die Schöpfung einer Büste von Ludwig Roß durch Dr. Walter Lobach in Berlin, dessen Büchelerbüste eben die Bewunderung vieler erregt hatte, und ihre Aufstellung in der Bibliothek des deutschen archäologischen Instituts zu Athen durchsetzte. Er verfaßte dazu folgendes Weihepigramm, das auf dem Hermenschaft steht:

Νήσους ἠπείρους τέ ποτε Ἑλλήνων συνέγραψα
 τοῖς μετὰ ἐμὲ ἔσσομένοις ἦρα χάριν τε φέρων,
 οὐ μὲ ἑκατοστῶι ἔτει τῶιδε ἐκ γενέτης ἀνέθηκην
 ξείνων Γερμανῶν Ἀττικῶι ἐν τεμένει.

Auch eröffnete er die leider durch den Krieg steckengebliebene Reihe der archäologischen Klassiker, die im Verlage von Max Niemeyer in Halle unter Mitwirkung von F. Hiller von Gaertringen, G. Karo und O. Kern erschien, mit einem Neudruck des ersten Bandes der Rossischen Inselreisen und widmete ihn mit unserer freudigen Zustimmung der Universität Athen zu ihrem 75jährigen Jubiläum. Das Vorwort der Neuausgabe dieses klassischen Urkundenwerks rührt von Robert her; sie ist nach dem Handexemplar von Roß berichtigt und durch und durch revidiert worden. Leider ist nur noch der zweite Band erschienen. Wir hoffen aber, daß im Laufe der Zeit nicht nur noch die beiden fehlenden Bände der Inselreisen erscheinen können, sondern daß auch vor allem Otto Jahns kleine Schriften, an deren Sammlung Robert oft gedacht hat, herausgegeben werden können. Robert selbst hat nur noch die Neuausgabe von F. G. Welckers Leben Zoëgas ver-

anstaltet, die vielleicht kein so dringendes Bedürfnis war, die er aber mit großem Eifer besorgte, da der dänische Römer zu den Gelehrten gehörte, die er ganz besonders hochschätzte.

Frau Roß war, trotz ihres fast ganz verlorenen Gehörs, eine geistig sehr angeregte, hochbedeutende Frau. Der persönliche Verkehr mit ihr konnte oft nur durch ein schriftliches Hin und Her stattfinden. Robert ist in den Kriegsjahren allwöchentlich einmal bei ihr zur Nachmittagsstunde gewesen und gab ihr auf all ihre klugen Fragen bei einem Glase Wein bereitwilligst Antwort, wovon die von Frau Roß sorgfältig aufbewahrten Zettel noch Kunde geben. Hier äußerte Robert seine politischen Ansichten mit allem Freimut, mit ihr tauchte er wieder hinab in die herrliche Kapitolinische Zeit, sprach von Vater Henzen und der *principessa* (Nadine) Helbig und ließ sich immer und immer wieder von Ludwig Roß berichten, dessen verklärtes Bild die Witwe stets in ihrem Herzen trug, und von dem sie nur den Allernächsten gern erzählte. Er übersetzte ihr auch so manche Horazode, die die Neunzigjährige dann von Mal zu Mal im Original auswendig lernte. Ihr Tod ging Robert unendlich nahe. Er hatte in ihr eine Freundin verloren, die ihn ganz verstand und in sein reiches, goldenes Herz, wie wenige in den letzten Jahren, blicken durfte.

Denn es war in der Tat einsam um ihn geworden. Viele alte hallische Freunde, wie Benedikt Niese, der sein Genosse schon in Bonn gewesen war, und Wilhelm Dittenberger waren längst gestorben, andere waren nach Berlin verzogen, wie Benno Erdmann, Richard Pischel, Eduard Meyer, Ulrich Wilcken und zuletzt Rudolf Stammler. Nach dem Tode seiner Frau (1899) lebte er zunächst mehrere Jahre mit seinen Kindern Wolfgang und Anna zusammen, nachdem die älteste Tochter Helene schon 1901 sich mit dem damaligen Privatdozenten der Jurisprudenz (jetzt Professor in Hamburg), Moritz Liepmann, vermählt hatte. Aber später gingen die beiden Jüngsten auch aus dem Hause. Wolfgang wurde Jurist, war als solcher an verschiedenen Stellen tätig und wurde unter dem Rektorat seines Vaters promoviert, ist jetzt Landrichter in Lübeck; Anna heiratete Roberts Schüler Walter Altmann, dessen im Jahre 1910 erfolgter trauriger Tod ihn tief bewegte.

Diels hatte die Freude, seine drei Söhne sicher von Stufe zu Stufe in der akademischen Laufbahn schreiten zu sehen, erfuhr aber durch den Tod seiner Lebensgefährtin einen harten Schlag, die am 15. Juni 1919 nach kurzem Kranklager starb. Als ich ihn bald darauf besuchte, rannen ihm heiße Tränen herab, und voll Wehmut schrieb er nach dem Weihnachtsfest dieses Jahres, daß es seit seiner Jugend — die Familien Diels und Dübell hatten die Weihnachtsfeste oft zusammen

in Wiesbaden gefeiert, und an einem solchen fand auch seine Verlobung statt — das erste sei, das er ohne seine Bertha verlebt habe. Aber als er nach Dahlem 'in den Erlenbusch' nach dem Tode der Frau in die Nähe des ältesten Sohnes Ludwig übergesiedelt war, wurde seine Stimmung wieder ruhiger, und er hatte an den heranwachsenden Enkeln, auch an denen in Kiel und Breslau, wo Otto und Paul Diels leben, und die er öfters besuchte, reiche Freude. Seinen letzten Geburtstag verlebte er, von seiner Nordfahrt eben zurückgekehrt, mit den Seinen auf der Pfaueninsel und schrieb sehr befriedigt davon; völlig ahnungslos, daß es sein letzter sei. In Dahlem war vom 1. Januar 1921 bis zum 1. April 1922 sein Hausgenosse, der junge italienische Professor C. Vogliano, den er als Kenner der griechischen Philosophie hochschätzte und der ihm den Druck der Einsamkeit nach seinem eigenen Geständnisse erleichterte.

Diels und Robert haben, trotz Krieg und der folgenden großen deutschen Not, unausgesetzt an der Vollendung ihres Lebenswerkes gearbeitet und beide auch Werke hinterlassen, deren zum Teil bereits weit vorgeschrittenen Druck erst dankbare Schüler ganz vollenden konnten. Diels wollte nach der Vollendung des Lucrez und der vierten Auflage der Vorsokratiker noch zu Neuem schreiten. Niemand aber scheint zu wissen, was er zunächst in Angriff nehmen wollte. Gedacht hat er jedenfalls an eine Ausgabe der Poliorketiker, mit dem General Schramm (s. oben S. 111). Er dachte noch nicht an Ausruhen und schuf auch neben den beiden großen Aufgaben nebenbei so manches Bewundernswerte, wie die Ausgaben des ersten und dritten Buchs von Philodems *περὶ θεῶν* (1916 und 1917). Er regte auch die Wiederaufnahme der Philologenversammlungen an, deren treuester Besucher er seit der Wiesbadener im Jahre 1877 gewesen war. Er hat wohl kaum je eine versäumt und da oft Vorträge gehalten, von denen keiner berühmter geworden ist als jener auf der Stettiner im Jahre 1880 über Leukipp und Demokrit (s. oben S. 75). Als aber nach dem Kriege die erste Philologenversammlung Ende September 1921 unter dem Präsidium von Georg Goetz in Jena wieder stattfand, lehnte Diels das Angebot, den Hauptvortrag in der ersten allgemeinen Sitzung zu halten, ab und ließ den Vortritt Wilamowitz, der zum ersten Male seit der Versammlung in Wiesbaden hier wieder unter den Philologen und Schulmännern erschien, mit Begeisterung begrüßt von allen Anwesenden. Diels hatte seine ganz besondere Freude an dieser Veranstaltung: es war die letzte Philologenversammlung, die er besucht hat. 1923 auf der in Münster konnte nur noch mit ehrenden Worten des großen Toten gedacht werden. Aber anfangs 1922 fühlte er sich noch so frisch, daß er nicht nur bei eisiger

Kälte an der Totenfeier für seinen Freund Robert in Halle teilnahm, sondern daß er auch noch im April und Mai eine Vortragsreise nach Schweden und Dänemark (Uppsala, Göteborg, Lund und Kopenhagen) unternahm, wo ihn die Freunde und Fachgenossen mit offenen Armen aufnahmen und als den großen deutschen Gelehrten, dessen Ruf längst auch weit in das Ausland gedrungen war, feierten.

Robert und Diels sind beide in der ersten Hälfte des Jahres 1922 heimgegangen, Robert bald 72, Diels eben 74 Jahre alt. Robert litt schon seit längerer Zeit an der sogenannten Platzkrankheit, wurde immer unbeweglicher und konnte nur noch in Begleitung seiner treuen Schüler oder seines Museumsdieners auf die Straße gehen. Am 1. Januar sah ich ihn zum letzten Male; die Schatten des Todes waren genaht. Denn in der Neujahrsnacht hatten sich arge Beklemmungen gezeigt; eine Grippe folgte gleich darauf, die ihn in der Mitternachtsstunde des 17. Januar hinwegnahm. Ehe die beiden Töchter zur Pflege des totkranken Vaters aus der Ferne kommen konnten, wachte ein treuer Schüler, Dr. Alfred Reußner, die Nächte bei ihm, einer von denen, mit denen er noch in den Herbstferien, die ihm viel zu lang erschienen, als er nicht mehr reisen konnte, eifrig Pindar in seiner Wohnung gelesen hatte. Ohne Kampf ist der immer kampfbereite, tapfere Mann, den Todesahnungen in den letzten Jahren oft beschlichen hatten, hinübergeschlummert. Sein Sterbliches wurde am 21. Januar in der schönen Halle des Gertraudtenfriedhofs, auf dem Höhenzuge in der Nähe seines Hauses, verbrannt. Die Gedächtnisrede als Geistlicher hielt sein langjähriger Kollege und Freund Friedrich Loofs; außerdem sprachen Georg Karo, sein Nachfolger im Amt und der letzte nahe Freund, den Robert in seinem an Freundschaft so reichen Leben gewonnen, Paul Langheineken, als Vertreter des Kollegiums der Wittenberger Professoren, Hermann Diels als ältester Freund, Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen als alter Berliner, Richard Eilmann als junger Hallischer Schüler. Wenige Tage darauf wurde seine Asche auf dem Giebichensteiner Friedhof im Grabe seiner Frau beigesetzt. Am 1. Juli fand noch eine Gedächtnisfeier im Archäologischen Museum statt, das eben den Namen Robertinum erhalten hatte. Um Robert, wie kurz nachher um Diels, trauerte die gesamte klassische Altertumswissenschaft Europas und Amerikas. Die Akademien, deren Mitglied Robert geworden war, sandten teilnehmende Grüße, außer der Pariser; denn ihn wie Diels, der als beständiger Sekretar der Berliner Akademie Ehren auf Ehren erhielt, so auch am 10. Mai 1913 den Orden pour le mérite, nannten selbstverständlich viele gelehrte Körperschaften mit Stolz den Ihrigen.

Diels ist am 4. Juni, dem ersten Pfingsttage 1922, nach einem

kurzen Krankenlager — es schien eine Magenverstimmung zu sein, die man mit der schwedischen Reise in Verbindung brachte — plötzlich gestorben. Auch ihm war wie Robert εὐθανασία beschert. Schmerzlos, durch einen Herzschlag, schied er aus dieser Welt. Zwei Stunden vor seinem Tode hatte ihn noch sein Sohn Ludwig besucht und war ohne jede Ahnung und Sorgen von ihm gegangen. Auch die Wirtschaftlerin hatte sich aus der Wohnung entfernt, um eine Besorgung in der Nachbarschaft zu machen. Als sie kurz darauf zurückkehrte, fand sie ihn auf den Knien liegend, den Körper über das Bett gebeugt. Während ihrer Abwesenheit war er aufgestanden, offenbar von Herzbeklemmungen befallen. Kein Wort hat er mehr gesprochen. Er wurde mit der Hilfe eines Nachbarn in sein Bett gelegt. Nur ein undeutliches Stöhnen waren die letzten Laute, die aus seiner Kehle kamen. Dann sank sein Kopf in die Kissen zurück. Keine Spur eines Todeskampfes war auf ihm zu finden. Am 9. Juni fand im Wilmersdorfer Krematorium die Einäscherung seiner leiblichen Reste statt. Niemand sprach außer dem Geistlichen Karl Holl, der schon der Gattin im Juni 1919 die Trauerrede gehalten hatte, und jetzt dem langjährigen Freunde und Kollegen in Universität und Akademie tiefempfundene Abschiedsworte nachrief. An Hermann Diels' Sarge aber saß trauernd der letzte einer großen Philologengeneration, der Jugendfreund von ihm und Carl Robert, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Beigaben.

I. Schriften von Hermann Diels.

1870.
De Galeni historia philosopha. Hermanno Usenero S.
Dissertatio philologica. Bonnae. 52 S.
1872.
Zur Litteratur der griech. Florilegien. Neue Jbb. f. class. Philol. CV, 189—194.
1873.
Critica. Commentationes in honorem Fr. Buecheleri Herm. Useneri editae
a societate philologa Bonnensi. 61—67.
1874.
Ἀημάδεια. Rhein. Mus. XXIX 107—117.
1875.
Eine Quelle des Stobäus. Rhein. Mus. XXX 172—181.
Iw. Mueller, Galeni de plac. Hipp. et Plat. I. Jenaer Lit.-Ztg. 153 ff.
Zu Aristophanes' Rittern 546. Rhein. Mus. XXX 136.
Zu Aristophanes' Rittern 46 ff. Ebenda 471.
1876.
Chronologische Untersuchungen. Rhein. Mus. XXXI 1—54.
L. Haas, De philosophorum Scepticorum successoribus. Jenaer Lit.-Ztg. 6.
1877.
Das Fragmentum mathematicum Bobiense. Hermes XII 421—425.
Zu Stobäus. Rhein. Mus. XXXII 481—483.
Bywater, Heracliti Ephesii reliquiae. Jenaer Lit.-Ztg. 393 f.
Ein Speisezimmer in Pompeji. Hamburger Correspondent (unterzeichnet —s.).
1878.
Atacta. Hermes XIII 1—9.
A. Emminger, Die vorsokratischen Philosophen nach den Berichten des Aristoteles, Jenaer Lit.-Ztg. 9 f.
1879.
Doxographi graeci collegit recensuit Prolegomenis
Indicibusque instruxit. Opus academiae litterarum
regiae borussicae praemio ornatum. Mit
einem Brief an H. Usener: Hermannus Dielesius Her-
manno Usenero S. Berolini, G. Reimer. 854 S.
Zu Ciceros Tusculanen I 19, 43. Rhein. Mus. XXXIV 487—491.
1880.
Über Leukipp und Demokrit. Verhdlgn. der 35. Philol.-Vers. zu Stettin,
96—109.

A. Elter, De Joannis Stobaei codice Photiano. Deutsche Lit.-Ztg. 733.
Studia Empedoclea. Hermes XV 161—179.

1881.

Stobaios und Aetios. Rhein. Mus. XXXVI 343—350.

W. Meyer, Die urbinatische Sammlung von Spruchversen des Menander.
Deutsche Lit.-Ztg. 750.

Ch. Graux, De Plutarchi codice manuscripto Matritensi. Ebenda 1150.

E. Pappenheim, Erläuterungen zu des Sextus Empiricus Pyrrhonischen Grund-
zügen. Ebenda 1771.

J. Bernays. Phokion. Ebenda, 1955.

1882.

Simplicii comm. in Aristotelis Physica. (Comm. in Arist.
ed. acad. vol. IX.) Berolini. G. Reimer. Tomus prior.
Stichometrisches. Hermes VII 377—384.

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Antigonos von Karystos. Deutsche Lit.-
Ztg. 604.

Zur Textgeschichte der Aristotelischen Physik. Abhdlgn. Akad. Berlin.
Antrittsrede am 29. Juni. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 718 ff.

1883.

Gius. Barone di Vincenzo, Epimenide. Deutsche Lit.-Ztg. 1250.

G. Bréton, Essai sur la Poésie philosophique en Grèce. Ebenda 1538.

Über die exoterischen Reden des Aristoteles. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 477 ff.
Theophrastea. Progr. Königstädt. Gymn. Berlin.

1884.

Gorgias und Empedokles. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 343 ff.

1885.

Henr. Stein, Herodoti hist. rec. I. II., Deutsche Lit.-Ztg. 823.

J. A. Heikel, De participiorum apud Herodotum usu. Ebenda 824.

Über die Berliner Fragmente der 'Αθηναίων Πολιτεία. Abhdlgn. Akad. Berlin.
Seneca und Lucan. Ebenda.

1886.

S. Mekler, Φιλόδημος περί θανάτου. Deutsche Lit.-Ztg. 515.

W. Scott, Fragmenta Herculanensia. Ebenda 1302.

Gardthausen, Catalogus codd. graec. Sinaiticorum. Ebenda 1560.

Über das 3. Buch der aristotelischen Rhetorik. Abhdlgn. Akad. Berlin 207—220.
Antike Heilwunder. Nord und Süd XLIV, Heft 130, 1—16.

1887.

Leukippos und Diogenes von Apollonia. Rhein. Mus. XLII 1 ff.

Herodot und Hekataios. Hermes XXII 411—444.

H. Omont, Facsimilés de mss. grecs. Deutsche Lit.-Ztg. 1693.

Über die ältesten Philosophenschulen der Griechen. Philosophische Aufsätze,
Eduard Zeller gewidmet. Leipzig. 239—260.

1888.

Zu Pherekydes von Syros. Arch. f. Gesch. d. Philos. I, 11—15.

Zu Aristoteles' Protreptikos und Ciceros Hortensius. Ebenda I, 477—497.

Bericht über die Litteratur der Vorsokratiker. 1886. Ebenda 95—100, 243—251;
1888 II 653—660.

Über die arabische Übersetzung der Aristotelischen Poetik. Sitz.-Ber. Akad.
Berlin 49—54.

D. S. Margoliouth, *Analecta orientalia*. Deutsche Lit.-Ztg. 157 ff.

J. A. Simon, *Xenophanesstudien* I. II. Ebenda 1111.

1889.

Spyr. Lampros, Κατάλογος τῶν ἐν ταῖς βιβλιοθήκαις τοῦ Ἁγίου ὄρους ἐλληνικῶν
κωδίκων. Deutsche Lit.-Ztg. 125 f.

Spyr. Lampros, Πλουτάρχου ἀπανθίσματα ἐν Ἀγορευτικῷ κώδικι τῆς μονῆς
Διουσιῶ. Ebenda 343.

Spyr. Lampros, Περὶ τῶν παλιμψήστων κωδίκων τῶν Ἀγορευτικῶν βιβλιοθηκῶν.
Ebenda 705.

A. Nauck, *Tragicorum graecorum fragmenta*. Ed. II. Deutsche Lit.-Ztg. 1079.

Thales ein Semite? Arch. f. Gesch. der Philos. II, 165—170.

Reiskei animadversiones in Laertium Diogenem. Hermes XXIV 302—325.

Zu Hypereides gegen Athenogenes. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 663—666.

1890.

Sibyllinische Blätter. Berlin. Eduard Zeller zum
22. Januar 1890. G. Reimer. 158 S.

Ein gefälschtes Pythagorasbuch. Arch. f. Gesch. d. Philos. III 452—472.

E. Rohde, *Psyche*. Deutsche Lit.-Ztg. 665—667.

O. Hense, *Teletis reliquiae*. Ebenda 1159.

1891.

De Dionysii et Photii lexicis. Hermes XXVI 243—261.

Apollodori fragmentorum Sabbaiticorum supplementum. Rhein. Mus. XLVI
617 f.

Über Epimenides von Kreta. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 387—403.

Über einen Berliner Papyrus des Pastor Hermae. Ebenda 427—431.

Über die Genfer Fragmente des Xenophanes und Hippon. Ebenda 575—583.

J. P. Mahaffy, *New Fragments of the Antiope of Euripides*. Deutsche Lit.-Ztg.
334 ff.

F. G. Kenyon, *Classical Texts*. Herodas, und W. G. Rutherford Ἡρώδου μ-
μιαμβοί. Ebenda 1407.

J. P. Mahaffy, *On the Flinders Petrie Papyri*. Ebenda 1528 ff.

Zwei Funde. Arch. f. Gesch. d. Philos. IV 478—491.

Über den angeblichen Justin Περὶ ψυχῆς. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 151—153.

1892.

Zu Herodas. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 17—19.

G. Némethy, *Euhemeri Reliquiae*. Deutsche Lit.-Ztg. 400.

Zum 6. und 7. Gedichte des Herodas. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 387—392.

1893.

Über das physikalische System des Straton. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 101—127.

Über das Epigramm Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικῆ 1892, 49. Archäol. Anzeiger
1893, S. 138 f.

Über die Excerpte von Menons Iatrika in dem Londoner Pap. 137. Hermes XXVIII 407—434. Daraus Auszug Preuß. Jahrbücher LXXIV, 412 ff.
 J. E. Sandys, Aristoteles' Constitution of Athens. Deutsche Lit.-Ztg. 775.
 P. Natorp, Die Ethika des Demokritos. Ebenda 1288.
 Mahaffy, The Flinders Petrie Papyri II. Dublin 1893. Ebenda 1446 ff.
 Anonymi Londinensis ex Aristotelis Iatricis Menoniis et aliis medicis excerpta (Suppl. Aristotelicum. vol. III).

1894.

Über Demokrits Dämonenglauben. Arch. f. Gesch. d. Philos. VII 154—157.
 Über den Genfer Iliaspapyrus n. 6 (A 788—848. M 1—9). Sitz.-Ber. Akad. Berlin 349—357.
 G. Kaibel, Stil und Text der Πολιτεία Ἀθηναίων. Götting. gel. Anz. 293—307.
 Aus dem Leben des Kynikers Diogenes. Arch. f. Gesch. d. Philos. VII 313.
 Pseudnaevianum. Rhein. Mus. XLIX 478.
 Das Lied von Pater Guardian. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde IV 332—334.
 (Vgl. daselbst 437 ff).

1895.

Simplicii comm. in Aristotelis Physica. (Comm. in Arist. ed. acad. vol. X) Berlin. G. Reimer.
 Carra de Vaux, Les Mécaniques de Héron. Deutsche Lit.-Ztg. 43.
 R. Hirzel, Der Dialog. Ebenda 1178.
 Die neuesten Leistungen für die antike Medizin. Verhdlgn. der 43. Philologenvers. zu Köln 87 f.

1896.

Alkmans Partheneion. Hermes XXXI 340—374.
 Festrede am Friedrichstage. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 45—57.
 Zum delphischen Paian des Philodamos. Ebenda 457—461.
 A. Gercke, Theophrast Περὶ πυρός. Deutsche Lit.-Ztg. 456 f.
 P. Bernard Grenfell, An Alexandrian erotic fragment etc. Oxford 1896.
 Ebenda 614.

1897.

Zur Pentemychos des Pherekydes. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 144—156.
 Über Anaximanders Kosmos. Arch. f. Gesch. d. Philos. X 228—237.
 F. Griffith, Egypt Exploration. Deutsche Lit.-Ztg. 1772.
 Über ein Fragment des Empedokles. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 1062—1073.
 Über Xenophanes. Arch. f. Gesch. d. Philos. X 530—535.
 Parmenides' Lehrgedicht. Griechisch und Deutsch. Mit einem Anhang über griechische Türen und Schlösser. Berlin. G. Reimer.

1898.

De Casa flumine Metapontino. Hermes XXXIII 334 f.
 Zu den Genfer Iliasscholien. Ebenda 478.
 Über die Gedichte des Empedokles. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 396—415.
 Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Kekule von Stradonitz. Ebenda 437—441.

- Grenfell und Hunt, Oxyrhynch. Pap. I (Sappho). Ebenda 497.
 Die Elegie des Poseidippos aus Theben. Ebenda 847—858.
 Über das in Torre Annunziata 1897 gefundene Philosophenmosaik. *Archäol. Anzeiger* 120 ff.
 Über die rhodische Inschrift I G XII 1, 145. Ebenda 226.
 Theophrasts Charaktere. Hrag., erklärt und übersetzt von der philolog. Gesellschaft in Leipzig. *Deutsche Lit.-Ztg.* 750—753.
 Festrede über Maupertuis, gehalten am 27. Januar. Excerpt unter dem Titel: Friedrich der Große und Maupertuis in: W. Paszkowski, *Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens*. 6. Aufl., 162—171.
Symbola Empedoclea. Mélanges Weil 125—130.
 1899.
 W. Bauer, *Der ältere Pythagoreismus*. *Deutsche Lit. Ztg.* 96 f.
 Über Leibniz und das Problem der Universalsprache. *Sitz.-Ber. Akad. Berlin* 579—603.
 C. Fredrich, *Hippokratische Untersuchungen*. *Deutsche Lit.-Ztg.* 11—14.
Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Wilhelm von Hartel zum 28. Mai 1899. Leipzig. Teubner.
 1900.
Parmenidea. *Hermes XXXV* 196 f.
 Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Scheffer-Boichorst. *Sitz.-Ber. Akad. Berlin* 672 f.
 J. Hirschberg, *Die Augenheilkunde des Aetius aus Amida*. *Deutsche Lit.-Ztg.* 84—86.
 J. Burnet, *Platonis opera I*. Ebenda 1502 f.
 Eine Stimme aus dem Volke für den Humanismus. *Neue Jbb. f. klass. Philol.* II. Abt. VI. Bd., 573—576.
 Aristotelis q. f. de Melisso Xenophane Gorgia libellus ed. H. D. *Abhdlgn. Akad. Berlin No. 1*.
 1901.
 Die Olympionikenliste aus Oxyrhynchos. *Hermes XXXVI* 72—80.
 Ein Phrynichoszitat. *Rhein. Museum LVI* 29—36.
 R. Helm, *Volkslatein*. (2. Bearbeitung) mit einer Vorrede und einem Vortrag von Prof. Dr. H. Diels „Über die Bedeutung des Lateins für unser Volk und unsere Zeit“ vom 6. November 1900. Leipzig. Teubner.
 Internationale Assoziation der Akademien zu Paris. *Deutsche Revue XXVI*.
 Das Problem der Weltsprache. Ebenda *XXVI* 45—58.
 Zwei Fragmente Heraklits. *Sitz.-Ber. Akad. Berlin*. 188—201.
 G. Elpi, *La lingua universale*. *Deutsche Lit.-Ztg.* 783 ff.
 J. Burnet, *Platonis opera II*. Ebenda 3032 f.
 F. G. Kenyon, Some additional fragments of the London medical Papyrus, mit einem Anhang von H. Diels. *Sitz.-Ber. Akad. Berlin* 1319—1323.
Poetarum philosophorum fragmenta. (*Poetarum Graecorum fragmenta auctore Udalrico de Wilamowitz*.)

Moellendorff collecta et edita III, 1.) Berolini apud Weidmannos. (Mit einem schönen Nachruf auf Kaibel in der Praefatio.)

Herakleitos von Ephesos. Griech. u. deutsch. Berlin. Weidmann.

1902.

Onomatologisches. Hermes XXXVII 480—482.

Wissenschaft und Romantik. Festrede. Sitz.-Ber am Friedrichstage. Akad. Berlin 25—43.

Ein orphischer Demeterhymnus. Festschrift f. Theod. Gomperz 1—15.

1903.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch von H. D. Berlin, Weidmann. Wilhelm Dilthey zugeeignet.

Χαῖρέ μοι ἀρχαίης σοφίης, φίλε, συνθιασῶτα,
εἰ δὲ κυχῶν περᾶος τέρμα δέχ' ἐβδομάδων.

Über Delphi (Marmariá). Archäolog. Anzeiger 39 ff.

Griechisch Κροκόδιλος. Indogerm. Forschungen XV 1—7.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Pischel. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 709—714.

1904.

Die Akademien der Wissenschaften. Die Woche No. 52.

Laterculi Alexandrini. Abhdlgn. Akad. Berlin. Nr 2.

W. Pater, Plato und der Platonismus, übersetzt von H. Hecht. Deutsche Lit.-Ztg. 2928 f.

Parapegmenfragmente aus Milet. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 92—111.

Cognata ad sidera tendit. Festrede am Leibniztage, Ebenda 989—1000.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Zimmer. Ebenda 1003—1005.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Brandl. Ebenda 1023—1024.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn W. Schulze. Ebenda 1018—1021.

Berliner Klassikertexte. Heft I. Didymos' Kommentar zu Demosthenes (Papyrus 9780) nebst Wörterbuch zu Demosthenes' Aristocratea (Papyrus 5008) bearbeitet von H. D. und Wilhelm Schubart. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Berlin, Weidmann.

1905.

Berliner Klassikertexte. Heft II. Anonymer Kommentar zu Platons Theaitet (Papyrus 9782) nebst drei Bruchstücken philosophischen Inhalts (Pap. N. 8; Pap. 9766, 9569). Unter Mitwirkung von J. L. Heiberg bearbeitet von H. D. und W. Schubart. Berlin, Weidmann.

Joh. Ilberg, Aus Galens Praxis, Deutsche Lit.-Ztg. 1524 f.

J. M. Edmonds, The characters of Theophrastus. Ebenda 1622 f.

Aristotelica. 1. Ein neues und ein altes Wort (μορυχώτερον). 2. Ein falsches Experiment. Hermes XL 301—316.

Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus. Neue Jbb. f. klass. Philol. I. Abt. Bd. XV 689—697.

Die Szepter der Universität. Rede zum Antritt des Rektorats am 15. Oktober. 1906.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Zweite Auflage. Erster Band. Wilhelm Dilthey zugeeignet 1903. 1906.

Χαῖρέ μοι ἀρχαίης σοφίης, φίλε, συνθιασῶτα,
τῶν δὲ δέχ' ἐκτελείεις ἐβδομάδας πλέονας.

Die Organisation der Wissenschaft. Kultur der Gegenwart von P. Hinneberg. I, 1. 591—650.

Internationale Aufgaben der Universität. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1906.

1907.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Zweite Auflage. Zweiter Band. Erste Hälfte.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn F. W. K. Müller. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 644—645.

Über das neue Corpus Medicorum. Vortrag auf der Basler Philologenversammlung. Neue Jbb. I. Abt. Bd. XIX 722—726.

Ein orphischer Totenpaß. Philotesia für Paul Kleinert. Berlin.

Arcana Cerealia in den Miscellanea di Archeologia, di Historia e di Filologia dedicata al prof. A. Salinas nel XL anniversario del suo insegnamento. Palermo.

Beiträge zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Oriens. I. Die griechischen Zuckungsbücher. Abhdlgn. Akad. Berlin.

Zum neuesten Stande der Weltsprachenfrage. Deutsche Lit.-Ztg. 1669—1673.

Die Einheitsbestrebungen der Wissenschaft. Internationale Wochenschrift 3—10.

Der direkte internationale Handschriften-Leihverkehr. Ebenda 423—430.

1908.

Der Schlüssel des Artemistempels zu Lusoi. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 27—30.

Alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft. Ebenda 705—712.

Die Stele des Mnesitheos. Ebenda 1040—1046.

J. Burnet, Platonis opera V. Deutsche Lit.-Ztg. 28 ff.

J. Burnet, Early Greek Philosophy. Ebenda 3089—3091.

Über die Kastalia in Delphi. Archäolog. Anzeiger 1908, 499; vgl. auch S. 511.

Beiträge zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Oriens. II. Weitere griechische und außergriechische Literatur und Volksüberlieferung. Abhdlgn. Berlin Akad. Berlin.

Die wissenschaftliche Arbeit der Berliner Akad. d. Wiss. Internationale Wochenschrift 1—18.

1909.

Die Darwinfeier in Cambridge. Internationale Wochenschrift. 17. Juli, 1—10.

A. Seidel, Weg frei für das Esperanto. Deutsche Lit.-Ztg. 26—28.

Ostwald, Wider das Schulleid. Ebenda 2054—2057.

W. Borgius, Warum ich Esperanto verließ. Ebenda 217 f.

Theophrasti Characteres rec. H. D. Oxonii.

Herakleitos von Ephesos. Griechisch und Deutsch von H. D. Zweite Auflage. Berlin 1909. Weidmann. Carl Robert in dankbarer Erwiderung.

Παυσανίην μοι ἔδωκας, ἐγὼ δέ τοι Ἑράκλειτον
μυστιπόλοι γὰρ ὁμῶς ῥήσεις ἀμφοτέρων.

1910.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Zweite Auflage. Zweiter Band. Zweite Hälfte. Wortindex verfaßt von Walther Kranz. Nebst einem Nachtrag zum ganzen Werke von H. D. Berlin. Weidmann.

Worte der Erinnerung an Wilhelm von Hartel. Mitteilungen d. Wiener Vereins der Freunde d. humanist. Gymnasiums 1—12.

Hippokratische Forschungen I. Hermes XLV 125—150. Dazu Berichtigung S. 320.

Einige Bemerkungen zum Corpus Hippocrateum. Anz. d. philol.-hist. Kl. d. Wiener Akad. No. 4.

Über einen neuen Versuch, die Echtheit einiger Hippokratischer Schriften nachzuweisen. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 1140—1155.

Die Anfänge der Philologie bei den Griechen. Vortrag gehalten auf der Grazer Philol.-Vers. 1909. Neue Jbb. Abt. I. Bd. XXV 1—25.

Alois Hartl, Auf zur Spracheinheit! Deutsche Lit.-Ztg. 30.

E. G. Sihler, Testimonium animae. Ebenda 1058.

Gomperz, Die Apologie in der Heilkunst. Ebenda 2654. 2. Aufl.

Antwort auf die Entgegnung von Th. Gomperz. Ebenda 2916.

Orientalische Fabeln in griechischem Gewande (Kallimachos' Iamboi). Internationale Monatsschrift 1—10.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Lüders. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 669 f.

1911.

Hippokratische Forschungen II. III. Hermes XLVI 261—285.

Wissenschaft und Prophezeiung. Internationale Monatsschrift 1—10. Mit einem vorzüglichen Bilde von H. Diels (darnach an unsere Tafel II).

Fr. Cumont, Babylon und die griechische Astronomie. Übersetzt von H. Diels. Neue Jbb. Abt. I. Bd. XXVII 1—10.

Antwort auf die Antrittsreden der Herren Morf und Wölfflin. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 697—705.

Zur Weltsprachenfrage. Deutsche Lit.-Ztg. 389—392.

Die vermeintliche Entdeckung einer Inkunabel der griechischen Philosophie. Anzeige von W. H. Roscher, Über Alter, Ursprung und Bedeutung der Hippokratischen Schrift von der Siebenzahl. Ebenda 1861 ff.

1912.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. Wilhelm Dilthey zugeeignet. 1903. 1906. 1912.

Χαῖρέ μοι ἀρχαίης σοφίης, φίλε, συνθιασῶτα.
σεῖο καὶ εἰς Ἄλδω μνήσομ' ἀποχομένου.

R. Helm, Volkslatein (2. Bearbeitung) mit einer Vorrede von Prof. Dr. H. Diels. Leipzig. 4. Aufl.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Seckel. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 606 f.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Erdmann. Ebenda 595 f.

Die handschriftliche Überlieferung des Galenschen Kommentars zum Porrettikum des Hippokrates. Abhdlgn. Akad. Berlin.

1913.

Hippokratische Forschungen IV. Hermes XLVIII 378—407.

Antike Schulknabenscherze auf einem sizilischen Ziegelstein. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 715—718.

Die Entdeckung des Alkohols. Abhdlgn. Akad. Berlin.

Die Gründung der Universität Hamburg. Deutsche Lit.-Ztg. 1669 ff.

1914.

Antwort auf die Antrittsrede des Herrn Goldschmidt. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 756—758.

Zu Eduard Zellers hundertstem Geburtstag. Deutsche Rundschau XL 45—69.

Wissenschaft und Technik bei den Hellenen. Neue Jbb. I. Abt. Bd. XXXIII 1—17.

Einweihung des Neubaus Unter den Linden 38. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 376—379.

Ansprache (Bau der Akademie.) Ebenda 731—739.

Antike Technik. Sechs Vorträge. Richard Schoene in Verehrung zugeeignet. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1915.

Wer hat das Pulver erfunden? S. A. aus Liebesgaben aus dem Deutschen Reich. Österreich. Rundschau, 15. Februar.

Das Aphlaston der antiken Schiffe. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 61—80. (Roedigerheft).

Deutscher und englischer Buchhandel. Internationale Monatsschrift X 237—244.

Über Platons Nachtuhr. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 824—830.

Eine Katastrophe der internationalen Wissenschaft. Internationale Monatsschrift IX 127—134.

1916.

Ein neues Fragment aus Antiphons Buch Über die Wahrheit (Oxyrh. Pap. XI 1364). Sitz.-Ber. Akad. Berlin 931—936.

Ein antikes System des Naturrechts (Antiphon). Internationale Monatsschrift XI 81—102.

Ein epikureisches Fragment über Götterverehrung. (Oxyrh. Pap. II 215). Sitz.-Ber. 886—909.

Über die Schrift Antipocras des Nikolaus von Polen. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 376—394.

Philodemos über die Götter. Erstes Buch. Abhdlgn. Akad. Berlin. Philol.-hist. Kl. No. 7. Freunden zugesandt mit folgender Widmung:

Noli mirari formam, carissime amice;

insunt nam tenebrae quae face mentis egent.

Ecce patet late vegrandis marginis ora

emendatricem quae vocat ipsa manum.

Neugefundene oder neugelesene Fragmente der beiden Lesbier. Lithographie. Deutscher und englischer Buchhandel. Internationale Monatschrift X 237—244. Etymologica 1. Πυραμίδς. 2. Χυμεία. 3. Ἐντελέχεια. 4. Ἄσβεστος. 5. Ἄσφαλος. Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung N. F. XLVII 193—210.

1917.

Zur Geschichte der Windrose. (Anzeige von A. Rehm, Griechische Windrosen.) Deutsche Lit.-Ztg. 363—366.

Ingeborg Hammer-Jensen, Deux Papyrus à contenu d'ordre chimique. Ebenda 591f.

Philodemos über die Götter. III. Buch. I. griech. Text. Abhdlgn. Akad. Berlin. Philol.-hist. Kl. No. 4. — II. Erläut. d. Textes. Ebenda No. 6.

Über die von Procop beschriebene Kunsthur von Gaza. Ebenda No. 7.

1918.

Hérons Belopoiika. Griechisch und Deutsch von H. Diels und E. Schramm. Abhdlgn. Akad. Berlin. Philol.-hist. Kl. No. 2.

Die Lösung eines Rätsels bei Athenäus. Bayer. Blätter f. d. Gymn.-Schulwesen 28—30.

Leibniz als Vorkämpfer für das deutsche Reich und die deutsche Sprache. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 677—687.

Lukrezstudien I. Ebenda 912—939.

Hippokratische Forschungen V. Hermes LIII 57—87.

Frankreichs Führer im geistigen Revanchekrieg: I. Émile Boutroux. II. Émile Picard. Internationale Monatschrift XII 375—404 und 561—579.

1919.

Antike Technik. Sieben Vorträge. Zweite, erweiterte Aufl. (Vorwort Ostern 1919). Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

1920.

Delphicorum praeceptorum titulus Miletopolitanus. Dittenberger—Hiller de Gaertringen, Sylloge Inscriptionum Graecarum. Leipzig. S. Hirzel. No. 1268. S. 392—397.

Die Not der deutschen Wissenschaft. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 679—683.

De Alcaei voto scheda gratulatoria quam ad Udalricum de Wilamowitz-Moellendorff . . . misit Hermannus Diels. Berlin. Weidmann. 8 S.

Lukrezstudien 2. 3. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 2—18.

Italienische Forschung zur antiken Philosophie. Deutsche Lit.-Ztg. 657—661.

1921.

Der antike Pessimismus. Schule und Leben, Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart. Heft I.

Ernout, Lucrèce, De la nature. Götting. gel. Anz. No. 7—9.

Amerikanische Lukrezstudien. Deutsche Lit.-Ztg. 457—480.

Das Labyrinth. Festgabe für A. von Harnack zum 70. Geburtstag. Tübingen. 61—72.

Ancora dell' iscrizione religiosa di Pozzuoli.

Lukrezstudien 4. Sitz.-Ber. Akad. Berlin 237—244.

Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband).

10

1922.

Lukrezstudien 5. Ebenda 46—59.

Nach Diels' Tode.

Die Fragmente der Vorsokratiker. Vierte Auflage. Abdruck der dritten mit Nachträgen (Vorwort Pfingsten 1922), Himmels- und Höllenfahrten von Homer bis Dante. Vortrag. Neue Jbb. XLIX 1922, 233—253 (mit Nekrolog auf H. D. von Joh. Ilberg).

1923.

Anaximandros von Milet. Vortrag her. von O. Kern. Neue Jbb. XLX 65—76 (mit Brief von W. A. Heidel an Joh. Ilberg).

Zeus. Vortrag her. von O. Kern. Archiv für Religionswiss. XXII 1923/24 S. 1—15.

T. Lucretii Cari de rerum natura libri sex recensuit emendavit supplevit H. D. Berolini apud Weidmannos. Widmung:

Σοί, Φιλομωμιχίδη, πέμπω τόδε νῦν ἐπιών ὄν
πέντ' ἐπὶ πεντήκοντ' ἄρθμος ἡδὲ φύλος.

Vorwort S. XXXIV von Joh. Mewaldt.

1924.

Antike Technik. Sieben Vorträge. Dritte Auflage. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.

Lukrez von der Natur, übersetzt von H. D. Vorwort von Joh. Mewaldt; Geleitwort von Albert Einstein. Berlin. Weidmann.

II. Schriften von Carl Robert.

1873.

De Apollodori bibliotheca. Dissertatio inauguralis. Renardo Kekulé sacrum. Berolini. 95 S.

1874.

La partenza di Anfiarao e le feste funebri di Pelia su vaso Ceretano (con tav. Mon. d. Inst. X 4. 5 e tav. d'agg. N O). Annali dell' Istituto di corrispondenza archaeologica 82—110.

Figura del Partenone su vaso nolano (con tav. d'agg. T). Ebenda 243—249. Vasi ateniesi con rappresentanze relative alla vita privata de' Greci. Bullettino dell' Istituto di corrispondenza archaeologica 85—87.

O. Jahn, Griech. Bilderchroniken. Ebenda 216—224.

1875.

Pitture pompeiane rappr. gruppi di maschere. Bullettino 33—34.

Maschera comica. Ebenda 34—35.

Gemma con testa barbata. Ebenda 36.

Pittura pompeiana rappr. Dedalo ed Icaro. Ebenda 36.

Due vasi di Misanello. Ebenda 56—63.

Terrecotte con iscrizione falsa. Ebenda 66.

Statua vaticana rappr. forse Deianira, spiegata di pittura pompeiana. *Ebenda* 72.
Statuetta in bronzo di Ercole. *Ebenda* 72.

Zur tabula Iliaca des Capitolinischen Museums. *Archäol. Zeitung* XXXII 106—109.
Medeia und die Peliaden. *Ebenda* 134—140 mit einer Taf.

Testa di Bacco (con tav. Mon. d. Inst. X 20 e tav. d' agg. C). *Annali dell' Istituto* 1—10.

Frammento di una tavola iliaca (con tav. d' agg. M.). *Ebenda* 21—28.

1876.

Il fanciullo della spina, statua di marmo (con tav. Mon. d. Inst. X 30 e tav. d' agg. N O). *Annali* 124—140.

Pitture d' un sepolcro relative alle origine di Roma. *Bullettino* 7—9.

Bassorilievo ateniese con testa di Socrate ed iscrizione greca. *Ebenda* 69.

Neue Fragmente der Parthenonskulpturen. *Archäol. Zeitung* XXXIII 95—103.

Iphigenia in Tauris. *Ebenda* 133—148 mit einer Tafel.

Die Ausgrabungen in Tanagra. Mit Abb. *Ebenda* 148—160.

Proxeniedekrete aus Tanagra. Mit einer Taf., *Hermes* XI 97—103.

1877.

Zu Philodemos *Περὶ Θανάτου*. *Hermes* XII 508.

De Gratiis Atticis, Commentationes philol. in honorem Theodori Mommseni, Berlin, Weidmann. 143—150.

1878.

Satyrmasken aus Terrakotta, *Mitteilungen des Deutschen Archäolog. Instituts zu Athen* III 83—85.

Fregio de pitture riferibili ai miti di Enea e di Romolo scoperto sull' Esquilino (con tav. Mon. d. Inst. X 60. 60 a). *Annali* 243—275.

Daidalos und Ikaros. Pompejanisches Wandgemälde. *Archäol. Zeitung* XXXV 1—8 mit 2 Taf.

Eratosthenis catasterismorum reliquiae. *Accedunt Prolegomena et epimetra tria. Berolini apud Weidmannos. VIII, 254 S. Memoriae Rudolphi Hercheri.*

Zur Geschichte der Euripides-Handschriften. *Hermes* XIII, 133—138.

1879.

Zu Pausanias. *Hermes* XIV 313—315.

Thanatos. Mit 3 Taf. 39. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäolog. Gesellschaft zu Berlin. Berlin, G. Reimer. 45 S.

Maskengruppen. Wandgemälde in Pompeji. Mit Abb. u. 3 Taf. *Archäol. Zeitung* XXXVI 13—24, 76.

Zwei Vasen aus Nola. *Ebenda* 162—163 mit 2 Taf.

Scena d' amore sopra vaso ateniese (con tav. d' agg. N e rettificazione nel *Bullettino* 160), *Annali* 222—229.

Deianira, statua del Museo Chiaramonti (con tav. d' agg. M). *Ebenda* 229—236.

1880.

Attore tragico, statuetta d' avorio (con tav. Mon. d. Inst. XI 13). *Annali* 206 bis 212.

Zur Münze von Aineia mit der Flucht Aineias. (An Herrn Direktor Dr. J. Friedlaender.) Archäol. Zeitung XXXVII 23—26.

Griechische Kinderspiele auf Vasen. Ebenda 78—84 mit 2 Taf.

Der Ausgang zur Akropolis. In U. v. Wilamowitz-Moellendorff Aus Kydathen (Philol. Unters. her. von Kießling u. Wilamowitz. Bd. I) 173—194 (geschrieben schon im Juli 1879).

1881.

Bild und Lied. Archäolog. Beiträge zur griech. Heldensage. Mit 8 Abb. Berlin. Weidmann. 258 S. (= Philol. Unters. V.) Adolph Kirchhoff in Liebe und Verehrung der Verfasser.

Der Streit der Götter um Athen. Hermes XVI 60—87.

Rudolf Hercher, Homerische Aufsätze. Mit dem Bildnis Herchers. Berlin. Weidmann. Herausgegeben von C. R. 96 S.

1882.

Die angebliche Pyrrhos-Büste der Uffizien u. die ikonographischen Publikationen des 16. Jahrh. Hermes XVII 134—147.

König Philipp V. und die Larisäer. Ebenda 467—477.

Das Schiedsgericht über Athena und Poseidon. Relief in Smyrna. Mitteilungen des Deutschen Archäol. Instituts VII 48—58 mit 2 Taf.

Fragment eines HIPPOLYTOSARKOPHAGS. Ebenda 58—60 mit einer Taf.

Relief im Peiraieus. Ebenda 389—395 mit einer Taf.

Frammento d'anfora greca trovata a Formella. Bulletino 98—99.

Cratere d'Orvieto con rappresentanze di un'avventura d'Ercole e della strage dei Niobidi (con tav. Mon. d. Inst. XI 38—40). Annali 273—289.

Die Gesandtschaft an Achilleus, attischer Aryballos. Archäol. Zeitung XXXIX 137—168 mit einer Taf.

1883.

Vasenfragmente des Euphronios. Mit Abb. und einer Taf. Archäol. Zeitung XL 37—52.

Athenisches Frauenleben. Zwei Vasen des Berliner Museums. Ebenda 151—156 mit einer Taf.

Zur Inschrift von Larisa. (Vgl. Hermes XVII 468) Hermes XVIII 318.

Die Phaethonsage bei Hesiod. Ebenda 434—441.

Ein antikes Numerierungssystem u. die Bleitafelchen von Dodona. Ebd. 466—472.

1884.

Der Bildhauer Polykles und seine Sippe. Hermes XIX 300—315; Berichtigung dazu S. 472.

Der Wagen der Nacht. Ebenda 467—469.

ἄρπυξ und θεῖρον. Ebenda 469—472.

Alkyoneus. Ebenda 473—485.

Der Muttermord des Orestes. Archäol. Zeitung XLI 259—260.

Herakles und Acheloos. Ebenda 261—262.

Ercole ed Auge sopra pitture pompeiane (con tav. d'agg. H. I. K.). Annali 75—81.

Ermafrodito (con tav. d'agg. L.). Ebenda 88—89.

1885.

- Die Ostmetopen des Parthenon. Archäol. Zeitung XLII 47—58.
 Relieffragmente mit Darstellungen aus dem Pinax des Kebes. Ebenda 127—130.
 Zu Tafel 2, 2 (Bronzerelief mit Okeanos im Brit. Mus.). Ebenda 137—140.
 Eine alte Zeichnung des Aachener Persephonesarkophags. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte u. Kunst IV 273—282 mit einer Taf.
 Athena Skiras und die Skirophorien. Hermes XX 349—379.

1886.

- Beiträge zum griechischen Festkalender. Hermes XXI 161—178. I. Die Festzeit der Delien. 161—169. II. Zu den griech. Kalendarien 170—178.
 Archäologische Märchen. Berlin, Weidmann. (= Philol. Unters. X.) Den capitolinischen Ragazzi Weihnachten MDCCCLXXXVI.

1887.

- Ludwig Preller, Griechische Mythologie. 4. Aufl. bearbeitet von C. R. Berlin, Weidmann. I. Bd. Theogonie u. Götter I. Hälfte.
 Eine attische Künstlerinschrift aus kleisthenischer Zeit. Hermes XXII 129 bis 135.
 Szenisches. Ebenda 336.
 Archäologische Nachlese. Ebenda 445—464.

1888.

- Zu Hygin. Hermes XXIII 318—319.
 Olympische Glossen. Ebenda 424—453.
 Manes im Berliner Museum. Mit einer Abb. Jahrbuch des K. Deutschen Archäol. Instituts II 178—182.
 Beiträge zur Erklärung des Pergamenischen Telephos-Frieses. Ebenda 244 bis 259.
 Beschreibung der Gemälde des Polygnotos von Thasos in der Lesche zu Delphi. Berlin. 15 S. U. v. Wilamowitz-Moellendorff bei seinem Eintritt ins Schwabenalter gewidmet von seinem ältesten Schüler. 22. XII. 1888.
 Als Manuskript gedruckt.

1889.

- Beiträge zur Erklärung des Pergamenischen Telephos-Frieses. Archaeol. Jahrbuch III 45—65, 87—105.
 Theseus auf dem Meeresgrund. Ebenda 141.
 Gorytos von Nikopol. Ebenda 151.
 Goethe u. Hygin. Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte II 594—596.
 Su di una iscrizione greca arcaica in bronzo. Con una tavola ed una figura nel testo. Monumenti antichi pubblicati per cura della Reale Accademia dei Lincei I 593—600.

1890.

- Die antiken Sarkophag-Reliefs. Im Auftrage des Kaiserl. Deutschen archäolog. Instituts mit Benut-

- zung der Vorarbeiten von Friedr. Matz her. und bearbeitet. Berlin, G. Grotescher Verlag. II. Mythologische Cyklen Mit 65 Taf. VIII, 230 S.
- Homerische Becher, Deutsche Lit.-Ztg. 105—107.
- Homerische Becher. Progr. zum 50. Winkelmannsfeste der Archäol. Gesellschaft zu Berlin. Berlin, G. Reimer. S. 1—124.
- Der Pasiphae-Sarkophag. Mit einem Porträt Heinrich Heydemanns u. 4 Taf. Hallisches Winkelmannsprogramm Nr. 14, 24 S. M. Niemeyer.
- Das Mosaik von Portus Magnus. Mit 3 Taf. u. einer Abb. Archäolog. Jahrbuch V 215—237.
- Archäologische Nachlese. Hermes XXV 412—450.

1891.

- Berichtigung zur Archäol. Nachlese. Hermes XXVI 480.
- Scenen der Ilias u. Aithiopia auf einer Vase der Sammlung des Grafen Michael Tyskiewicz. Festschr. zur Eröffnung des archäol. Museums der Friedrichs-Univ. Halle-Wittenberg am 9. XII. 1891, her. mit Unterstützung des Kgl. Univ.-Kuratoriums. Mit 17 Fig. u. 2 farb. Taf. Hall. Winkelmannsprogramm Nr. 15. 12 S. M. Niemeyer.

1892.

- Ἄνοι πῆλινοι, Ἐφημερίς ἀρχαιολ. 215—237.
- Die Nekyia des Polygnot. Mit einer Taf. u. 6 Textabb. 84 S. Hall. Winkelmannsprogramm Nr. 16. M. Niemeyer.
- Führer durch das archäol. Museum der Univ. Halle-Wittenberg. Halle, M. Niemeyer. 94 S.
- Zum 9. Dezember 1891. Rede bei der Eröffnung des archäol. Museums der Friedrichs-Univ. Halle-Wittenberg. Halle, M. Niemeyer. 12 S.

1893.

- Sosipolis in Olympia. Mit einer Abb. Athen. Mitteilungen XVIII 37—45.
- Die Iliupersis des Polygnot. Mit einer Taf. u. 2 Textabb. 82 S. Hall. Winkelmannsprogramm Nr. 17. M. Niemeyer.

1894.

- Ludwig Preller, Griechische Mythologie. 4. Aufl. bearbeitet. von C. R. Berlin, Weidmann. I. Bd. 2. Hälfte. Archäologische Nachlese. Hermes XXIX 417—435.

1895.

- Nochmals das Plato-Relief (zu Herm. XXIX 135 ff.). Hermes XXX 135—143.
- Die Phrixos-Schale der Sammlung Tyskiewicz. Ebenda 156—160.
- Die Marathonschlacht in der Poikile und Weiteres über Polygnot. Mit einer Taf. u. 12 Textabb. 126 S. Hall. Winkelmannsprogramm No. 18. M. Niemeyer.

Votivgemälde eines Apobaten. Nebst einem Exkurs über den sog. Ares Borghese. Mit einer Taf. u. 7 Textabb. 29 S. Hall. Winckelmannsprog. No. 19. M. Niemeyer.

1896.

Die Scenerie des Aias, der Eirene u. des Prometheus. Hermes XXXI 530 bis 577.

1897.

Die antiken Sarkophag-Reliefs. Im Auftrage des Kaiserl. Deutschen archäolog. Instituts mit Benutzung der Vorarbeiten von Friedr. Matz her. u. bearbeitet. Berlin, G. Grotescher Verlag. III. Bd. Einzelmythen. I. Abt. Actäon-Hercules. Mit 43 Taf. VI, 168 S.

Zur Theaterfrage. Hermes XXXII 421—453.

Erich Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters im Altertum, Gött. gel. Anz. 27—40.

Römisches Skizzenbuch aus dem achtzehnten Jahrhundert im Besitz der Frau Generalin von Bauer geb. Ruhl zu Kassel. Mit 31 Textabb. 80 S. Hall. Winckelmannsprog. No. 20. M. Niemeyer.

Die Knöchelspielerinnen des Alexandros. Nebst Exkursen über die Reliefs an der Basis der Nemesis von Rhamnus und über eine weibliche Statue der Sammlung Jacobsen. Mit einer Taf. u. 6 Textabb. 34 S. Hall. Winckelmannsprog. No. 21. M. Niemeyer.

1898.

Kentaurenkampf u. Tragödienszene. Zwei Marmorbilder aus Herculaneum. Nebst einem Exkurs über das Heraklesbild in Casa del Centenario. Mit 2 Taf. u. 7 Textabb. 44 S. Hall. Winckelmannsprog. No. 22. M. Niemeyer.

Theseus u. Meleagros bei Bakchylides. Mit einer Abb. Hermes XXXIII 130 bis 159.

Aphoristische Bemerkungen zu Aristophanes' Vögeln. Ebenda 566—590.

1899.

Die Schlußzene der Euripideischen Bakchen. Hermes XXXIV 645—649. Sopra i vasi di Polignoto. Con 3 tavole e 4 figure nel testo, Monumenti antichi, pubbl. per cura della R. Accademia dei Lincei IX 1—30.

A. Mommsen, Feste der Stadt Athen, und J. N. Svoronos, Der athenische Volkskalender. Gött. gel. Anz. 524—549.

A. Kalkmann, Quellen der Kunstgeschichte des Plinius. Deutsche Lit.-Ztg. 36—40.

Br. Sauer, Das sogenannte Theseion. Lit. Centralblatt 1717—1721.

Der müde Silen. Marmorbild aus Herculaneum. Nebst einem Exkurs über den Ostfries des sog. Theseions.

Mit 1 Taf. u. 6 Textabb. 34 S. Hall. Winkelmanns-progr. No. 23. M. Niemeyer.

1900.

Zum vatikanischen Torso. *Strena Helbigiana*. Leipzig, B. G. Teubner. 257—261.

E. A. Gardner, A catalogue of the greek vases in the Fitzwilliam Museum. Gött. gel. Anz. 670—672.

Strena Helbigiana. Ebenda 712—726.

J. Nelson, Heinrich Schliemann. Lit. Centralblatt 546.

Mau-Kelsey, Pompeii, its life and art. Ebenda 1135—1136.

A collection of roman sarcophagi at Clieveden. Mit 6 Taf. u. einer Abb., *Journal of hell. stud.* XX 81—98.

Die Fußwaschung des Odysseus auf zwei Reliefs des fünften Jahrhunderts. Mit einer Taf. u. einer Abb., *Athen. Mitteilungen* XXV 325—338.

Die Ordnung der Olympischen Spiele und die Sieger der 75. bis 83. Olympiade. Nebst einer Beilage. *Hermes* XXXV 141—195.

Archäologische Nachlese. Ebenda 650—668.

1901.

Die Phorkiden. *Hermes* XXXVI 159—160.

Archäologische Nachlese. Ebenda 364—404.

Nachbemerkung (zu Roscher, über das delphische E). Ebenda 490.

Studien zur Ilias. Mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, Weidmann. VIII, 591 S. Theodor Mommsen gewidmet.

Über ein dem Michelangelo zugeschriebenes Skizzenbuch auf Schloß Wolfegg. Röm. Mitteilungen XVI 209—243 mit 4 Taf.

1902.

O. Puchstein, Die griech. Bühne. Gött. gel. Anz. 413—438.

Le poignard d'Achille chez Euripide et les chevaux d'Hector sur le vase de Charès, *Mélanges Perrot* 303—306.

Relief von dem Grabmal eines rhodischen Schulmeisters. (Nebst einer Taf. mit F. Hiller von Gaertringen.) *Hermes* XXXVII 121—143.

Alektryon. Ebenda 318—320.

1903.

Zu Aristophanes (Vögel 1699f.). *Hermes* XXXVIII 158—160.

Zu Aischylos' Orestie. Ebenda 629—637.

Zur Ödipussage. Mit 2 Abb. Apophoreton. Festschrift f. d. 47. Philol.-Vers. in Halle. Berlin, Weidmann. 99—115.

Führer durch das archäolog. Museum der Univ. Halle-Wittenberg. 2. Aufl. Mit einem Plan. 94 S. M. Niemeyer.

Niobe, ein Marmorbild aus Pompeji. Festgruß des archäol. Museums der Univ. Halle-Wittenberg an die archäol. Sektion der 47. Vers. deutscher Philol. und Schulmänner. Mit einer Taf. 12 S. Hall. Winkelmanns-progr. No. 24. M. Niemeyer.

1904.

Die antiken Sarkophag-Reliefs. Im Auftrage des Kaiserl. Deutschen archäolog. Instituts mit Benutzung der Vorarbeiten von Friedr. Matz her. u. bearbeitet. Berlin. G. Grottescher Verlag. III. Bd. Einzelmythen. 2. Abt. Hippolytos-Meleagros. Mit 57 Taf. VII S., S. 169—372.

Zu den Kentauren der Françoisvase. Hermes XXXIX 473.

Iliasszene auf einem Silber-Rhyton. Ebenda 477—480.

1905.

Zu Aristophanes' Vögeln. Hermes XL 479.

Sekline. Ebenda 480.

Zu Hesiods Theogonie. Mit einer Taf., Mélanges Nicole 462—487.

Zu dem Epigramm von Lusoi. Jahreshefte des österr. Archäol. Instituts VIII 174—184.

1906.

Zu Pausanias. Hermes XLI 159—160.

Zu Aristophanes' Vögeln. Ebenda 160.

Zum homerischen Hermeshymnos. Ebenda 389—425.

Zum Gedächtnis von Ludwig Roß. Rektoratsrede. Nebst dem Bildnis von Ludwig Roß. Berlin, Weidmann. 28 S.

Der Mythos von Tereus in Dunapentele. Archäol. Anzeiger d. Ungar. Akad. der Wiss. in Budapest [in ungar. Sprache]. XXVI 274—275.

1907.

Zum delphischen Wagenlenker. Götting. Nachrichten 258—262.

Topographische Probleme der Ilias. Mit 4 Abb. Hermes XLII 78—112.

Zu den neuen Fragmenten des Hesiod u. Euphorion. Ebenda 508—509.

Nachrufe auf Wilhelm Dittenberger († 29. Dezember 1906) und F. Blaß († 5. März 1907) in der Chronik der Universität Halle-Wittenberg, 1. April 1906 bis 31. März 1907, 11—15 und 22—26.

1908.

Szenen aus Menanders Komoedien. Deutsch von C. R. Berlin, Weidmann. 130 S. Friedrich Leo gewidmet. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der neue Menander. Bemerkungen zur Rekonstruktion der Stücke nebst dem Text in der Seitenverteilung der Handschrift. Berlin, Weidmann. VII, 146 S. (Georg Wissowa zum Antritt des Rektorats der Universität Halle-Wittenberg).

Menandri sex fabularum Herois Samiae Disceptantium Circumtonsae Agricolae Adulatoris reliquiae. In usum scholarum suarum rec. C. R. Halis Sax. VI, 100 S. Exemplaria publice non divenduntur.

Homerische Becher mit Illustrationen zu Euripides' Phoinissen. Mit 2 Taf. u. 5 Abb., Archäol. Jahrbuch XXIII 189—203.

1909.

Pausanias als Schriftsteller. Mit 2 Plänen u. 7 Planskizzen im Text. Wiesbaden 1863. Berlin. Halle 1908. Berlin, Weidmann. VII, 348 S. Hermann Diels, dem Sechzigjährigen.

Bemerkungen zur Perikeiromene des Menander. Hermes XLIV 260—303. Die Iasonsage in der Hypsipyle des Euripides. Ebenda 376—402.

Pausanias und die Tempel an der Tripodenstraße. Berichtigung. Ebenda 320. **Zu Aristophanes' Wespen.** Ebenda 159—160.

Ithaka. Ebenda 632—635.

Bericht über die Roß-Büste in Athen. (Als Manuskript gedruckt.) Halle, Gebauer u. Schwetschke.

1910.

Zu Aischylos' Choephoren. Hermes XLV 630—632.

Benedictus Niese. Worte im Auftrage der philos. Fakultät der Universität Halle-Wittenberg an seinem Sarge gesprochen von C. R. Als Manuskript gedruckt. Halle. Gebauer u. Schwetschke.

1911.

Archäologische Nachlese. Nebst einer Tafel. Hermes XLVI 217—253.

Die Masken der neuen attischen Komoedie. Gedruckt aus den Mitteln der Robert-Gabe. Mit einer Taf. u. 128 Textabbildungen. 112 S. Hall. Winckelmannsprog. No. 25. M. Niemeyer.

1912.

Zum Giebel von Korkyra. Götting. Nachrichten 1—4.

Aphoristische Bemerkungen zu Sophokles' Ἰχνηυτά. Hermes XLVII 536 bis 561.

Die Spürhunde. Ein Satyrspiel von Sophokles. Frei übersetzt und ergänzt. Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. Heinrich Lehmann in Freundschaft und Verehrung. Berlin, Weidmann. 24 S. (Ohne den von Robert ergänzten Schluß). Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Zu den Epitrepontes des Menander. Sitz.-Ber. Akad. Berlin. XXIII 404—432. **Klassiker der Archäologie im Neudruck** herausgegeben von F. Hiller von Gaertringen, G. Karo, O. Kern, C. Robert. Bd. I: L. Roß, Inselreisen I. Teil mit einem von Robert verfaßten Vorwort der Herausgeber (S. V.) Der Universität Athen zu ihrem 75jährigen Jubiläum gewidmet. Bd. II: Friedrich Gottlieb Welcker, Zoëgas Leben. I. Teil. Mit Vorwort von Robert S. III f.

1913.

Schluß der „Spürhunde“. Nach dem Versinken der Kyllene. Als Manuskript gedruckt. Halle, Gebauer u. Schwetschke. 5 S.

Die Spürhunde. Ein Satyrspiel von Sophokles. Frei übersetzt und ergänzt. Zweite, vermehrte u. ver-

besserte Auflage. Mit 2 Taf., 12 Textabb. u. 2 Vignetten.
Berlin, Weidmann. 43 S.

Klassiker der Archäologie. Bd. III: Roß, Inselreisen II,
und Bd. IV: Welcker, Zoëgas Leben II (Vorwort von Robert
S. III).

Mitarbeit an den von der Hallischen Graeca herausgegebenen Dikaiomata.
Berlin, Weidmann.

August Frickenhaus, Lenäenvasen, Gött. gel. Anz. 366—373.

1914.

Über den Genfer Pheidias-Papyros, Sitz.-Ber. Akad. Berlin XXXI 806—813.

Cacus auf etruskischen Bildwerken. Festgabe für Hugo Blümner. Zürich.
75—85.

Chrysis und Antigone auf apulischen Vasen. Mit 3 Taf. u. 2 Abb. Archäol.
Jahrbuch XXIX 168—173.

Pandora. Mit 2 Textabb. Hermes XLIX 17—38.

Das Oxyrhynchosblatt der Epitrepontes. Ebenda 433—446.

Ein verkanntes Cirisbild. Ebenda 158—160.

Zu Pindars VIII Paean. Ebenda 315—319.

Berichtigungen zu S. 18 (Pandora) und S. 159 (Ciris). Ebenda 320.

Zu Euripides Bakchen. Ebenda 632.

Zur Parthenos-Beschreibung des Pausanias. Ebenda 633.

Zu Menanders Περικειρομένη. Ebenda 633—634.

Der Oxyrhynchos-Papyros 213. Ebenda 634—636.

1915.

Der goldene Zweig auf römischen Sarkophagen. Akad. Berlin. XLI 709—711.

Oidipus. Geschichte eines poetischen Stoffs im griechischen
Altertum. Berlin, Weidmann. 1. Bd. Mit 72
Abb. 587 S. 2. Bd. Anmerkungen und Register. Mit 17 Abb.
203 S.

Der Autolykos des Leochares. Hermes L 159—160.

Menandri reliquiae nuper repertae, iterum edidit S. Sudhaus. — S. Sudhaus,
Menanderstudien. Gött. gel. Anz. 249—292.

Der Kephisos im Parthenongiebel. Mit 3 Abb. Archäol. Jahrbuch XXX
237—241.

Ein Vergessener (der Bildhauer Pollis). Ebenda 241—242.

1916.

Archäologische Miscellen (Kleobis und Biton 3—9; Das Urbild der Chimaira
9—14; Polos 15—20). Sitz.-Ber. Akad. München. 2. Abh. 20 S.

M. Bieber, Skenika. Gött. gel. Anz. 146—161.

Tyro. Mit 6 Textabb. Hermes LI 273—302.

1917.

Η ΙΣΤΟΡΙΑ ΠΑΡΑ ΦΕΡΕΚΥΔΗΛ. Hermes LII 308—313.

Eine epische Atlantias. Ebenda 477—479.

Ein griechischer Pentameter bei Hygin. Ebenda 479.

Herakles in Oichalia. Ebenda 480.

Die Wittenberger Benefizien. Rede zur 100 jährigen Gedenkfeier der Vereinigung der Universitäten Wittenberg u. Halle am 21. Juni 1917 gehalten. Hall. Universitätsreden No. 5, 27 S.

Das orakelnde Haupt des Orpheus. Mit 1 Abb. Archäol. Jahrbuch XXXII 146—147.

H. Stuart Jones, A catalogue of the ancient sculptures preserved in the Municipal collections of Rome, und Margarete Bieber, Die antiken Skulpturen u. Bronzen des Kgl. Museum Fridericianum in Cassel. Gött. gel. Anz. 363 bis 375.

Ein unerklärtes römisches Relief in Augsburg. Germania, Korrespondenzbl. der Röm-Germ. Kommission des K. Archäol. Instituts. Heft 6. S. 177—182.

1918.

Ein römisches Bildwerk in Regensburg. Germania, Heft 2, 42—44.

Aias und Cassandra. Röm. Mitteilungen XXXIII 31—44. Nachtrag 115.

J. Demianczuk, Supplementum comicum, und O. Schröder, Novae Comoediae fragmenta in papyris reperta exceptis Menandreis. Gött. gel. Anz. 161—197.

Berichtigungen dazu, ebenda 320.

Nysius. Hermes LIII 224.

Zu Senecas Hercules. Ebenda 446.

1919.

Archäologische Hermeneutik. Anleitung zur Deutung Klassischer Bildwerke. Mit 300 Textabb. Berlin, Weidmann. 432 S. Dem Andenken an Wolfgang Helbig und August Mau, meine römischen Lehrer.

Die antiken Sarkophag-Reliefs. Im Auftrag des Deutschen Archäolog. Instituts. Mit Benutzung der Vorarbeiten von Friedr. Matz bearbeitet. III. Band. Einzelmythen. 3. Abt. Niobiden-Triptolemos. Ungeleitet. Berlin. G. Grotescher Verlag. Mit 45 Taf. VIII, S. 373—588.

Zwei homerische Becher. Mit Taf. 5 u. 6 u. 1 Abb. Archäol. Jahrbuch. XXXIV 65—77.

Ein neuer Versuch über die altgriechische Bühne (Aug. Frickenhaus, Die altgriech. Bühne, Straßburg 1917). Deutsche Lit.-Ztg. 865—873.

1920.

Ludwig Preller, Griechische Mythologie. 4. Auflage erneuert. Berlin, Weidmann. Zweiter Band: Die Heroen (Die griechische Heldensage). Erstes Buch. Landschaftliche Sagen. 419 S.

Die Hera von Tiryns. Hermes LV 373—387.

Die Vögel des Aristophanes. Deutsch von C. R. Berlin, Weidmann. 98 S. Hermann Diels zum 22. Dezember 1920 gewidmet mit dem auf S. 94 mitgeteilten Epigramm.

1921.

Zu Euripides' Troerinnen: Hermes LVI 302—313.

Ludwig Preller, Griechische Mythologie. 4. Aufl. erneuert. Berlin, Weidmann. Zweiter Band. Die Heroen. (Die griechische Heldensage). Zweites Buch. Die Nationalheroen. VII S. 421—756. — Drittes Buch. Die großen Heldenepen. 1. Abt. Die Argonauten. Der Thebanische Kreis. VI, S. 757—968.

In Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft (Stuttgart 1892 ff. J. B. Metzlersche Buchh.) die auf die Bildhauer, und von dem Buchstaben D an auch die auf die Vasenmaler bezüglichen Artikel (bis zum Jahre 1906).

Nach Roberts Tod:

Die Parodos der aischyleischen Septem. Hermes LVII (1922) 161—170.
Aphoristische Bemerkungen zu den Ekklesiazusen des Aristophanes. Ebenda 321—356.

Eine verkannte Ilias-Illustration. Ebenda 320.

L. Preller, Griechische Mythologie. Zweiter Band. Die Heroen. Drittes Buch. Die großen Heldenepen. 2. Abt. 1. Hälfte. Der Troische Kreis bis zu Ilions Zerstörung. 1923. VI, S. 969—1289. — Drittes Buch. Die großen Heldenepen. 2. Abt. 2. Hälfte. Der Troische Kreis. Die Nosten. 1926. VI, S. 1290—1532. Herausgegeben von O. Kern.

Κυρητινά in den Studien zur Kunst des Ostens. Josef Strzygowski zum sechzigsten Geburtstage. Wien und Hellerau 1923, S. 58—65.

Ungedruckt:

Textausgabe von Aristophanes' Vögeln, Hermann Diels im Manuskript zugleich mit der Übersetzung übersandt zum 22. Dezember 1920. Robert wollte sie nach dem Muster der bei S. Hirzel erschienenen Horaz- und Elegiker Ausgaben von Otto Jahn drucken lassen, wurde daran nur durch die damalige ungünstige Lage des Buchhandels gehindert. S. oben S. 94. Manuskript einer zweiten Auflage seiner Menanderübersetzung s. oben S. 93f. Anfang einer Ausgabe von Hygini fabulae (Bearbeitung der ersten 30 Fabeln), Herrn Privatdocenten Dr. Karl Meuli in Basel zur Verwertung von mir mit Einverständnis der Familie Robert übergeben. Vgl. Meuli 'Αντίδωρον Festschrift für Jacob Wackernagel, Göttingen 1923, S. 233 Anm. 1.

III. Akademische Ehrungen von Diels.

- Athen: Ἡ ἐν Ἀθήναις ἐπιστημονικῇ ἑταιρεία . . . ἐπίτιμον τῆς ἑταιρείας ἑταίρον. 15. August 1891.
- Berlin: Königl. preuß. Akademie der Wissenschaften socium.
Berlin, den 15. August 1881.
Beständiger Sekretar der philosoph.-histor. Klasse 27. November 1895.

- Institutum archaeologicum imperii Germanici socium ordinarium 21. April 1894.
 Verleihung der Großen Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft 9. Oktober 1910.
 Ernennung zum Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste 10. Mai 1913.
- Boston:** American Academy of arts and sciences . . . foreign honorary member . . . in the section Philology and archaeology. 13. März 1907.
- Brüssel:** Académie royale des Sciences, des Lettres, et des Beaux-Arts de Belgique . . . associé . . . 5. Mai (2. Juni) 1902.
- Christiania:** Videnskabs Selskabet i Christiania wirkl. Mitglied 22. März 1912.
- Göttingen:** Königl. Gesellschaft der Wissenschaften . . . auswärtiges Mitglied in der philol. histor. Klasse 13. Mai (11. Juli) 1899.
- Gotenburg:** Königl. Vetenskaps och Viterhets-Samhället auswärtiges Mitglied November 1912.
- Kopenhagen:** Academia regia scientiarum Hauniensis . . . sodalem . . . 4. (24.) April 1902.
- London:** The Royal Society of Literature of the United Kingdom a fellow 1907.
 British Academy . . . corresponding fellow 29. Juni 1904.
 The Society for the promotion of Hellenic Studies. . . . honorary member 4. Januar 1904.
- München:** Königl. Bayr. Akademie der Wissenschaften korrespondierendes Mitglied der philosoph.-histor. Klasse 12. November 1898.
- Neapel:** Società reale di Napoli, Accademia delle scienze morale e politiche . . . socio straniero nella sezione delle scienze morali. 23. Januar (11. April) 1910.
- Paris:** Institut de France. Académie des Inscriptions et belles-lettres . . . correspondant . . . 22. Dezember 1899.
- Petersburg:** L'Académie Impériale des Sciences . . . membre correspondant. 29. Dezember 1896.
- Philadelphia:** The American Philosophical Society . . . a member . . . 24. April 1909.
- Rom:** R. Accademia dei Lincei . . . socio straniero della classe di scienze morale, storiche e filosofiche. 19. Juli (17. Sept.) 1908.
- Uppsala:** Kungl. Vetenskaps Societet ordentliches Mitglied.
- Wien:** Kaiserl. Akademie der Wissenschaften . . . ausländisches korrespond. Mitglied der phil.-hist. Klasse 29. Mai (12. Aug.) 1900.
 K. K. österr. archäol. Institut wirkliches Mitglied im Auslande 3. November 1911.
 Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums 10. Juni 1916.

Außerdem:

Universitatis Berolinensis S. S. theologiae doctor
12. Oktober 1910.

Universitatis Friburgensis Doctor medicinae 1912.

Ehrendoktor von Aberdeen (utriusque iuris doctor et magister
26. Sept. 1906), Cambridge (Lt. D. 1909), St. Andrews
(L. L. D. Sept. 1912), Athen (10. April 1912).

IV. Akademische Ehrungen von Robert.

- Berlin:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut korrespond.
Mitglied 21. April 1874; ordentliches Mitglied 21. April 1879.
Mitglied der Zentralkommission 1907—1909; 1914—1921.
Königl. preußische Akademie der Wissenschaften korrespond.
Mitglied 2. Mai 1907.
- Erfurt:** Akademie gemeinnütziger Wissenschaften 8. März 1920.
- Göttingen:** Gesellschaft der Wissenschaften auswärtiges Mitglied 9. März
1918, nachdem er vorher schon korrespondierendes Mit-
glied gewesen war.
- Konstantinopel:** μέλος επίτιμον τοῦ ἐν Κ. ἐλληνικοῦ φιλολογικοῦ συλλόγου
30. Oktober 1885.
- London:** The Society for the promotion of Hellenic studies hono-
rary member 4. Januar 1904.
- München:** Königl. bayr. Akademie der Wissenschaften. Mitglied 14. Juli
1915.
- Paris:** Institut de France. Académie des inscriptions et belles
lettres correspondant 19. Dezember 1913.
- Rom:** Regia Lynceorum academia. Sodalis ordinarius 4. Februar
(31. März) 1890.
- Uppsala:** Regia societas scientiarum membrum ordinarium
5. November 1915.
- Wien:** K. K. österr. archäol. Institut wirkliches Mitglied im Auslande
2. Juli 1906.

Ehrendoktor der philosoph. Fakultät in Athen 3./16. April 1912.

V. Aus dem Briefwechsel von Diels und Usener.

Usener an Diels.

Bonn, 4. Juni 1872.

Mein lieber Diels!

Der schwere, harte Schlag, der Sie und die Ihrigen getroffen, hat auch mich in lebhaftere Erregung versetzt. Zum ersten Male greift das Schicksal in Ihr bisher so glückliches und normales Leben mit rascher Hand ein. Daß der Sohn den Vater zu Grabe geleitet, hat die Natur selbst geordnet. Aber selbst die Unabänderlichkeit der Naturordnung ist keine Linderung für das Schmerzgefühl des Stammes, der sich plötzlich von

seiner Wurzel abgetrennt fühlt. Und ich weiß nicht, ob die Empfindung der Leere und Vereinsamung, die später sich noch stärker geltend macht, nicht jene erste noch mehr überwiegt. Sie ist wenigstens gefährlicher. Es gilt, sich gegen sie zu wappnen durch feste, ernste Tätigkeit, die uns über uns selbst hinaushebt und an das kurze Leben, das so Wert und Inhalt erhält, fester kettet.

Sie sind so glücklich, die schönste aller Pflichten ausüben zu können, die einem Menschenkind beschieden wird, eine Mutter, in deren liebevoll sorgendem Auge Sie seit Jahren die Hoffnungen, die sie in ihren Sohn setzt, lesen konnten, zu trösten, aufzurichten, ihr eine männliche Stütze zu sein. Sie sollen jetzt diese Hoffnungen erfüllen. Die Störung, welche momentan vielleicht für Ihre nächsten Pläne entsteht, ist ein verschwindendes Sandkörnchen gegenüber der Tröstung und Unterstützung der Mutter, die Ihnen jetzt obliegt.

Ich habe meine Mutter noch vor meinem Vater verloren. Ich habe seitdem wohl keinen Augenblick wirklichen Glücks erlebt, den nicht der Schmerz um dies zu früh geschlossene Auge getrübt hätte, das nicht mehr mit mir und an mir sich freuen konnte.

Es gibt wohl auf Erden kein reineres und höheres Glück als das einer Mutter, die ihre Hoffnungen sich erfüllen und ihre Sorgen durch den Gegenstand ihrer Sorge belohnt sieht.

Sprechen Sie Ihrer Mutter meine Teilnahme aus und behalten Sie bei Sich noch ein Plätzchen für Ihren

H. Usener.

Usener an Diels nach Vollendung der Preisarbeit
der Berliner Akademie.

Bonn, 27. Mz. 77.

Liebster Diels!

Ihr langer eingehender Brief hat mir die größte Freude gemacht. Vor allem meinen Glückwunsch zum Abschluß der großen Arbeit, über die ich mich, wie ein Vater über sein Kind, um so herzlicher freue, je mehr sie selbständig und unabhängig geworden ist. Ich kann den Leibnitztag nicht erwarten, der Sie, wie ich hoffe und wünsche, mit einem Schlage als fertigen und anerkannten Gelehrten hinstellen wird. Der Druck darf dann aber auch keinen Augenblick von Ihnen hinausgeschoben werden; benützen Sie die Zwischenzeit, um die wünschenswerthen Erweiterungen, die Sie beabsichtigen, vorzubereiten. Die einzige würdige Erlösung aus Ihrer Lage, die freilich sich nicht gebieten läßt und immerhin noch pazienza erfordert, ist eine Berufung an die Universität. Es ist keine Zeit für Sie zu verlieren, damit Sie nicht blos bereit sondern auch anerkannt dastehen, wenn eine Vacanz eintritt.

Facta loquantur. Sie wissen, daß die bloße Hoffnung und empfehlendes Wort (zu dem man doch auch außerdem aufgefordert sein muß) darüber nicht hinweghebt. Nur um eins bitte ich Sie dringend. Gönnen Sie sich jetzt nach so großer Anstrengung auch einige Erholung und Erfrischung, ehe Sie mit dem neuen Schuljahr wieder von neuem den vollbesetzten Karren ziehen müssen. Glauben Sie, daß Sie diese Erholung ebenso nötig haben als Ihre Frau, wenn Sie auch noch in vollem Schuß der Arbeit sich fortzubewegen glauben. — — —

Usener an Diels.

Bonn, 25. Nov. 78.

Liebster Diels,

ausnahmsweise schreibe ich heute Abend Briefe, und da sollen Sie auch einen kurzen Schwatz von mir haben, nachdem ich mich einige Wochen lang mit Ihnen zwar sehr viel, aber doch nur schweigend abgegeben habe. Dann habe ich heute unserem Kaibel Glück gewünscht zu seiner Glücksfahrt nach Breslau, über die ich ungeheure Freude empfunden habe und empfinde: möge es für Sie ein Glück verheißendes Omen sein, daß Kaibel so rasch nach Ablaß seiner Epigramme in die erstrebte Bahn hineingeholfen bekommt. Bei Ihnen wird das ja materiell schwieriger sein und kann sich gemäß der zufälligen Verhältnisse länger hinziehen; aber mein Glaube an Sie und Ihren Stern ist fest. Lassen Sie nur nicht nach in der peinlichsten Sorgfalt bei der Drucklegung Ihres Werks. Es ist eine entsetzliche Arbeit, darum besonders, weil sie ergebnislos scheint. Denken Sie an das, was ich darüber einmal im Vorwort zum Symp[osion] p. VIII gesagt habe. Das Ideal des Herausgebers ist es, einen Schriftsteller so zu bearbeiten, daß man den Herausgeber gar nicht merkt. Und man merkt ihn doch regelmäßig nur da, wo er gefehlt hat oder nicht zu helfen vermochte. Das allerschlimmste aber ist, wenn man ihn darum merkt, weil er die allergrößten und ersten Pflichten zuverlässiger Sorgfalt versäumt hat. Das sage ich nicht, Sie zu mahnen, sondern Sie zu trösten. Es gibt nicht viele, die das Lob eines F. Sylburg verdient haben in vier Jahrhunderten¹⁾: ich hoffe und wünsche, daß man von Ihren Doxogr[aphi] sagt, Sylburg hätte sie gemacht haben können. — — —

Bonn, 10. Mai 79.

— — — An der Geduldsprobe, die Sie am letzten Ende Ihrer Arbeit noch zu bestehen haben, nehme ich mitfühlend Theil. Diese geistigen

¹⁾ Friedrich Sylburg, geb. zu Wetter bei Marburg 1536, gestorben zu Heidelberg 1596 (C. Bursian Geschichte der class. Philologie in Deutschland I 229—232). Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Bd. 215 (Supplementband). 11

Kinder haben doch traurig viel mit leiblichen gemein. Einen Gedanken fassen ist leicht (für einen, der überhaupt potent ist) und beglückend; ihn austragen und mit ihm schriftlich niederkommen schwer und schmerzhaft; aber dem geborenen seine Fehler und Menschlichkeiten austreiben meist höchst widerwärtig und ermüdend; jetzt haben Sie den Buben so weit und müssen ihm unter Schweißtropfen den Zehrpfennig zusammensuchen, den Sie ihm auf seine Reise in die Welt mitgeben sollen. Zu gern gäbe ich dem Patenkind eine Beisteuer zu dem Zehrpfennig, wenn ich nicht so gar arm an Zeit und eigentlich auch an Arbeitskraft wäre. Im Ernst, ich dachte daran, Ihnen wenigstens die Theophrastea auszuziehen; aber ich habe den Gedanken als unausführbar aufgeben müssen.

Usener an Diels nach Empfang der Doxographi.

Bonn, 24. Okt. 1879.

Liebster Diels,

einen geburtstag wie den gestrigen habe ich bisher in meinem leben noch nicht gefeiert. So lange ich als junges vegeziertes, war es mir ein tag in sack und asche, der selbstpeinigung und reue, und ich war gedanken zugänglich, wie sie weiland Seilenos dem Midas offenbart haben soll. Erst seitdem ein theures leben mit dem meinigen unlösbar verknüpft ist, habe ich begonnen mich meines daseins und des tags, der mich in dasselbe eingeführt hat, wirklich zu freuen. Und diese freude wächst mit den heranwachsenden kindern.

Und all der liebe im eignen haus, die mir den gestrigen tag besonders reichlich beglückte und verschönte, haben Sie mit Ihrer lang ersehnten gabe und Ihren warmen worten die krone aufgesetzt. Sie haben in Ihren schönen distichen den ton angeschlagen, der in mir klang schon beim anblick des uneröffneten packets. Wenn ein theurer sohn sein in weiter ferne geborenes und herangewachsenes kind dem vater zuschickt, daß an dessen geburtstag ihm der enkel zum ersten male unter die augen trete, dann mag dem beglückten vater ähnlich zu muthe sein wie mir.

Wie soll ich Ihnen für das alles danken? Ich darf es ja sagen, dass Ihre Arbeit, seitdem sie bei uns ihr erstes stadium durchlaufen hatte, wie ein eignes kind mir ans herz gewachsen war. Nun sie gereift und selbständig, vertiefter und vollendeter als sie in meinen händen hätte werden können, in die welt tritt, ist sie mir weit mehr als eine bloße ehre, sie ist mir stolz und stütze. Ich habe mich zeitig entwöhnt, von lob und tadel der menschen mich berühren zu lassen: aber es gibt dinge, für die ich empfänglich bin und schließlich auch sein muß,

wenn ich der sein soll der ich will: das sind leistungen früherer schüler, die mir die innerste genugthuung geben nicht umsonst gewirkt zu haben. Es kann mir nicht gleichgiltig sein, meinen namen mit einer so eingreifenden und fördernden philologischen leistung, wie sie der natur der dinge nach selten kommen, verknüpft zu sehn. Aber weit höher als diese ehre steht mir doch noch die gewißheit Ihrer gesinnung, die Sie mir in ergreifenden worten geben. Ich habe den schlußabsatz Ihres offnen briefs schon gestern mehrfach, für mich und für meine frau, gelesen: aber erst heute war mir's gegeben ihn zu lesen ohne von thänen übermannt zu werden. Zu sagen habe ich dazu nichts als: so sei es und bleib es.

Ganz unerwartet kam mir Ihre sendung nicht. Am vorabend fielen meine gedanken auf Sie, und mit einem mal wurde mir klar, daß Sie die beantwortung meiner besorgten anfrage vom sonntag sich zum 23. oct. verschoben hätten. Da stieg denn natürlich der wunsch auf und die hoffnung, gleichzeitig Ihr buch zu sehn, aber ich verredete mir das nach kinderart. Der zufall wollte es, daß ich ausgegangen war, als Ihre sendung ankam. So wurde sie denn natürlich von meiner frau für den geburtstagstisch annectiert, wo ich sie, nun freilich ganz überrascht fand. Aber verzeihen Sie, daß ich meine selbstische freude vorangestellt habe. Ich hätte vor allen dingen Ihnen glück wünschen sollen zur endlichen vollendung des zehnjährigen werks, und den hoffnungen, die sich daran für Sie knüpfen, baldigste realisierung erlehen. Doch Sie wissen ja von vorn herein, was ich denke. So will ich denn nur noch meine besondere freude über die zwei mir noch neuen dinge aussprechen, vor allem über den staunenswerthen index, in dem Sie mir wieder einen beweis Ihrer einzigen arbeitskraft gegeben haben, einen index, der an sich eines der dankenswertheiten werke ist; sodann über Ihre epistula: ich will und kann einfach sagen, daß Sie die praefatio gerade so angelegt haben, wie ich im stillen gewünscht hatte.

Je mehr Sie der größeren menge bisher unbekannt waren und nun mit diesem werke gleich eine geharnischte Pallas aus dem haupt springen lassen, werden sich βάσκανοι finden. Seien Sie von vorn herein gefaßt, von etwaigen recensenten wirkliche förderung, selbst den beweis verständiger, von der absicht zu lernen getragener lectüre Ihres buchs nicht zu erhalten. Die schlimmsten βάσκανοι sind die, welche im stillen schleichen und zischeln. Denen gönne ich selbst den kleinen köder nicht, den Sie ihnen in dem vorwort gelassen haben, wo Sie „interim me ut periculum facerem facile *adduxisti*“ oder „*excitavisti*“ schreiben wollten oder geschrieben hatten und statt dessen ein „*persuasisti*“ einschlüpfen ließen. Wenn es noch ginge, würde ich das blatt umdrucken lassen; in diesem falle möchte ich Ihnen anheim geben gegen ende der

ersten seite auch den plural „*editiones Placitorum* — — *exigendas*“ zu ändern: ich verstehe was Sie damit meinten, aber der plural kann leicht irre führen. Verzeihen Sie mir die undankbar scheinende unart, Sie wissen, daß ichs nicht unartig gemeint.

Daß auch meine frau an meiner freude über Ihre gabe und worte den lebhaftesten antheil genommen, versteht sich von selbst; sie vereinigt ihren dank mit dem meinigen. Eine große freude war mirs vor allem einblick in Ihre sendung aus den lakonismen des coupons¹⁾ zu ersehen, daß es Ihnen wieder wohl geht und Sie mitten im Simplikios stecken. Nur muß ich Ihnen dringend die mahnung meiner postkarte einschärfen, eine zeit lang mit halber kraft zu arbeiten und nie die endlichkeit Ihrer ausgezeichneten, aber doch immer menschlichen kräfte zu vergessen. Sie sollten nicht *παθὼν μαθεῖν*. Und nun, liebster Diels, lassen Sie sich statt aller weiteren worte umarmen und küssen, für das was Sie gesagt und gethan, und bewahren Sie mir Ihre anhängliche liebe, die mir werther ist als ein kleinod.

Ihr H. Usener.

Usener an Diels.

Bonn, 30. Oct. 1879.

— — — Das erste buch von Simplikios comm. zur physik druckfertig machen heißt den größten und (abgerechnet Herakleitos und Demokritos) wichtigsten theil der fragmente vorsokratischer philosophen bearbeiten. Sie sind dazu jetzt vorbereitet, wie wenig andere, aber niemand als Sie allein gebietet über das wichtigste hilfsmittel, die handschriftliche überlieferung des Simplikios. Versäumen Sie ja nicht, von vornherein diese im höchsten grad lohnende und nachgerade dringende aufgabe sich zur pflicht zu machen. Die arbeit muß fertig sein, wenn der Simpl. dem druck übergeben wird, und muß spätestens gleichzeitig mit Simpl. zur phys. erscheinen. Geschieht das nicht, so wird mehr als eine fingerfertige hand bereit sein die reife frucht zu pflücken, und der markt ist dann für besseres verdorben. Denken Sie nur an das unselige hereintappen von Alexander Gigas²⁾ mit seinem Varro, von Pauly und Hauthal mit ihren Horazscholiasten etc. etc., oder um das nächste beispiel zu nehmen, das Ihnen aber kaum noch schaden würde, an Mullachs criminalistische, nicht bloß polizeiwidrige fragmenta philosophorum Graecorum. Den Herakleitos würde es sich von selbst gebieten, Bywater

¹⁾ Sie lauten: *Ut festum Truum diem decoret statim ut bibliopols attulit, nunc 'gravissimum' sane munusculum mitto. utere felix. ego convalui ac vires in Simplicio reficio qui mihi admodum placere coepit. vale.*

²⁾ Alexander Riese, Varronis saturar. Menippear. rell. Lipsiae 1865.

zur Neubearbeitung zu übertragen, für die er gewiß manchen neuen Stoff bereit hat (ihn kennen gelernt zu haben gehört zu meinen liebsten Erinnerungen der Trierer Tage; es ist ein ungemein liebenswürdiger Mensch von einer jungfräulichen Grazie der äußeren Erscheinung und des Wesens). — In frühesten Zeit habe ich wohl an ähnliches gedacht und Ritschl besonders war es, der mich dazu anspornte. Einzelne Schriftsteller, sicher und verlässlich Clemens Al., habe ich vollständig ausgezogen. So weit, was ich vorgearbeitet, eine Mühe Ihnen zu ersparen vermag, können Sie darüber gebieten.

Von der tiefen und nachhaltigen Freude, die Sie mir durch Ihre Doxographi und zugleich durch die liebevoll ausgedachte Art der Übersendung gemacht haben, hat Ihnen ein Brief vom 24. d. M. Kunde gegeben, der hoffentlich so pünktlich bei Ihnen angelangt ist als ich es wünschte. Seit Dienstag liegt der stattliche Band gebunden neben mir, und ich unterhalte mich täglich mit ihm wie mit einem wahren Freund. Mit der planmäßigen Durcharbeitung der Prolegg. habe ich erst beginnen können. Fürs erste quälen uns die zahlreichen Bewerbungsschriften für das Seminar.

Diels an Usener.

Berlin W. 31. X. 86.

— — — Die Zellerfeier hat, wie vorauszusehen, einen schönen Erfolg gehabt. Um 9 Uhr kam mit militärischer Pünktlichkeit der Minister, umschwirrt von den unvermeidlichen Greif und Althoff. Er heftete einen allerhöchsten Orden an und blieb dann da, um die Übergabe der Büste mitzumachen. Sybel hielt eine kurze, etwas populäre Ansprache und enthüllte die Büste, die von Schaper recht fein ausgearbeitet ist, und im Marmor auch einen geistigen Ausdruck zeigt, den der Gips zu unserem Leidwesen gar nicht verriet. Zeller nahm in launiger Rede die Gabe an und freute sich der stattlichen Liste.

Dann sprach Mommsen als Vertreter der Akademie. Da er die von mir verfaßte Adresse nicht vorlesen wollte (sie wäre auch zu lang gewesen), sprach er mehr persönlich. Aber dafür um so besser. Ich habe ihn nie so warm und so ernst, auch in der Form so vollendet reden hören. Zeller war davon tief ergriffen und sprach, wie überhaupt, vortrefflich über sein Verhältnis zur Akademie und zu Mommsen. Dann kam die Universität, die theologische Facultät, deren Vertreter er eine gesalzene Antwort gab, die philosophische Facultät, deren Adresse Ihr Schwager [Wilhelm Dilthey] verfaßt hat, die juristische Facultät, endlich die Tübinger Facultät und Universität, woran sich eine sehr hübsche Begrüßung der Studenten anschloß. Damit hatte

der officielle Teil seinen Abschluß gefunden. Nach einer kleinen Pause trat Ihr Schwager vor. Er hatte das Buch in der Hand, das von außen nicht von einem andern zu unterscheiden war, inwendig aber zur Aufnahme der Aushängebogen eingerichtet war, deren erste zehn mit Titel ihm überreicht werden konnten. Ihr Schwager sprach sehr schön und suchte die Beziehung der Aufsätze zu seinem vielseitigen Wirken klarzulegen. So ist Ihrem Aufsätze von vornherein seine Stätte gewiesen. Nachher kam ein kleines Satyrspiel zur Aufführung. Da Zeller unserem Mitgliede der griechischen Gesellschaft Friedberg ein so hübsches sibyllinisches Orakel dediziert hatte, so hatte diese beschlossen, auch ihm eine Freude zu seinem Jubiläum zu machen. Es wurde eine bronzene Ehrentafel nach dem Muster einer zu Olympia gefundenen Bronzetafel gegossen und eine Inschrift eingraviert, deren Text heute zur Vorlesung kam. Ich lege ein Specimen bei, da Sie ja an dem ganzen Feste so lebhaften Anteil nehmen. Zeller antwortete in einer improvisierten, aber fließenden griechischen Rede, was ihm doch keiner zutraut hatte. Am meisten Freude haben Zeller drei Zeilen auf einem schlichten halben Bogen gemacht, die ihm der Bürgermeister und Gemeinderat von Kleinbottern geschickt haben. Die schlichten Worte und die Namen, in denen er zum Teil Jugendfreunde wiedererkannte, rührten ihn zu Thränen, die er den anderen gegenüber zu bemeistern wußte.

Ich freue mich sehr, daß alles so gut abgelaufen, nicht nur meiner wegen, der sehr viel Arbeit damit gehabt hat, sondern vor allem Zellers wegen. Er hatte vor kurzem eine heftige Erkältung und starkes Nasenbluten und war darum, was er sonst nie ist, etwas kleinmütig geworden. Jetzt, wo alles glücklich vorbei ist, ist er auch wieder in seiner Stimmung hergestellt, ja, ich habe ihn trotz der großen Anstrengung nie so frisch gesehen, so überlegen wie heute.

Diels an Usener.

Berlin W. 23. I. 90.

Lieber Herr Geheime Rat,

Da mein Verleger mir zwei gebundene Exemplare der Sibylle¹⁾ zur Verfügung gestellt hat, so ist es selbstverständlich, daß ich Ihnen das eine davon übersende. Ich thue es mit einigem Herzklopfen, da ich nicht weiß, wie die Anschauungen religionsgeschichtlicher Art, die ich mehr angedeutet als vollständig entwickelt habe, mit den Ihrigen stimmen. Ich glaube in einem Hauptpunkte, der Ein-

¹⁾ Sibyllinische Blätter. Eduard Zeller zum 22. Januar 1890. Berlin, Georg Reimer, 1890.

heit italisch-griechischer Religion, stimmen wir überein, wodurch auch die Stellung zu Homer und der Reformation der 7. 6. Jahrhunderte in Griechenland gegeben ist. Über diese Einheit italisch-griechischer Anschauung, der sich das germanische Wesen zunächst anschließt, hinauszugehen, halte ich für jetzt für gefährlich. Namentlich das Indische (von Zend ganz zu schweigen) stellt selbst in den angeblich ältesten Teilen eine solche Depravation dar, daß die Hoffnungen Kuhns sich mir als Chimäre zu erweisen scheinen. Mehr drängen sich gerade auf dem Cultgebiete semitische Parallelen auf, aber ich habe absichtlich vermieden, selbst geläufige Parallelen zu berühren, da ich auch diese Cultur für secundär halte. Die Semiten haben auch auf diesem Gebiete vermutlich nichts schöpferisch hervorgebracht (die Errungenschaften der babylonisch-assyrischen Cultur hält man ja mitsamt der Schrift und Astronomie für unsemitisch), vielmehr scheint die reinste Quelle, wenn nicht Heimat der italisch-griechischen (germanischen) Urreligion mir bei jenen arischen Urvölkern zu liegen, die als Thrakier, Phrygier etc. in historischer Zeit die Brücke zwischen Orient und Occident bilden. Und von hier aus ist vielleicht auch der Semitismus im Süden religiös befruchtet worden, wie zu verschiedenen Zeiten die Energie der dort in Thrakien und in Kleinasien bewahrten religiösen Riten zu Reformationen auch auf dem urverwandten classischen Boden geführt hat, nachdem der religiöse Gedanke sich dort abgeschwächt und optimistisch-euhemeristisch umgestaltet hatte. Daß ich die dunkle Seite der Urreligion mehr als die lichte betont habe, liegt an dem Stoff, der mich zu meinen Expectorationen veranlaßt hat. Beim besten Willen wird man dabei vor Einseitigkeiten nicht bewahrt bleiben; aber ich hoffe, daß Einiges, was mir erst Verstand in die sacrale Wüstenei zu bringen scheint, sich bewähren wird. Sollte ich mich dabei mit Ihnen berühren, der soviel weiter und tiefer schaut, so wird mir das ein besonderer Triumph sein. Ist doch alles der Art — mag es nun richtig oder verfehlt sein — durch Ihre Art bewußt und unbewußt angeregt.

Usener an Diels.

Bonn 23. Dec. 95.

Mein lieber Diels,

Erst am 23. Dec. sehe ich aus der mir eben zugegangenen sinnigen gabe Wendlands und Kerns¹⁾, daß es gestern 25 Jahre waren, daß Du Dir hier in Bonn den doctorhut geholt. Wie im traum ist mirs,

¹⁾ Paul Wendland und Otto Kern. Beiträge zur griechischen Philosophie und Religion. Hermann Diels zum 22. Dezember 1895. Berlin, Georg Reimer 1895.

daß 25 jahre seitdem schon verflossen sein sollen, so lebhaft stehen die einzelheiten noch vor meinen augen. Aber — *facta locuntur*. Nicht weniger als drei schwere sechspfänder *docta Juppiter et laboriosa* und dazu die endlose schaar der compagnieweise aufziehenden truppen *levioris armaturae* — das alles ist nicht außerhalb der zeit und befreit von den bedingungen idischen schaffens entstanden. Dein vor der zeit gebleichtes haar weiß längst von den unerhörten anstrengungen der Hamburger zeit zu erzählen. Auch Berlin brachte zunächst keine große erleichterung, da die Commentatoren bald hinzuwuchsen, bis die lücke, die der tod eines antipoden ¹⁾ verursachte, glücklich benutzt, Dir eine stellung an der universität schuf, die nun gewissermaßen von selbst ausreifen und auswachsen konnte. Von den 25 jahren stand doch die bedeutend größere hälfte unter einem glücklichen zeichen. Nicht bloß ich habe die wahrnehmung gemacht, daß Du an der sonnenwärme einer für Dich wie geschaffenen (d. h. im wesentlichen von Dir selbst für Dich geschaffenen) stellung nach dem j. 1881 nicht nur aufgelebt und frischer geworden bist, sondern Dich förmlich verjüngt hast. Es ist die mit freudiger hingebung geleistete forschearbeit, die diese wirkung ausgeübt hat. Eine rastlosigkeit, die für andere kräfte verzehrend wirken mußte, wenn sie überhaupt dazu fähig wären, scheint auf Dich, bisher wenigstens, erfrischung, anregung, belehrung zu bedeuten.

So hast Du es verstanden, in die spanne eines vierteljahrhunderts leistungen zusammenzudrängen, welche unter besonders günstigen umständen der arbeit eines ganzen reichen lebens entsprechen könnten. Du hast wahrlich gehalten, was Du versprochen, indem Du die erwartungen, die selbst die freundschaftlichste werthschätzung hegen mochte, weit überboten hast.

Etwas ruhiger wird in dem zweiten vierteljahrhundert, das Du mit so viel würde angetreten hast, die arbeit werden. Wenn ich namentlich an Simplikios denke, so kommt mirs vor, als hättest Du Dir einen schönen großen garten angelegt, in dem Du nun in der zweiten hälfte Deines forscherberbens die freude hast, die heranwachsenden und reifenden früchte zu ernten — *Fragmenta philosophorum*, fragen aristotelischer überlieferung und was alles. Aber Deine interessen reichen ja längst weiter. Wohin sie immer Dich führen, ich weiß, daß wir nur immer reiferes, tüchtigeres, bleibenderes zu erwarten haben. Glücklicher weise bist Du von den naturen, die ihre keime nicht vorzeitig abstoßen, sondern bei sich zu halten vermögen bis zur reife.

Ich verbinde also den dank, und zwar den herzlichsten, innigsten für das, was Du in dem abgelaufenen vierteljahrhundert der wissen-

¹⁾ A. Mullach, s. oben S. 28. 106.

schaft, mir und den meinigen gewesen bist, mit den lebhaftesten glückwünschen zu dem neuen angetretenen zeitraum. Dein gestirn steigt noch an. Es ist gar nicht abzusehen, warum es nicht weitere 25 jahre immer weiter fröhlich ansteigen sollte und nicht jede neue leistung immer reifer und vollendeter ausfallen sollte. Damit das aber alles so werden könne, wünsche ich Dir eine feste, immer festere gesundheit, und dasselbe gut für die Deinigen, damit Du licht und wärme im hause hast.

Übrigens darf ich aus der noth eine tugend machen. Ich hätte Dir zum 22. Dez. schreiben sollen, sagt man. Nein doch, ich schreibe zum 24. Dez., denn auf den bescheerabend, nicht auf den promotions-tag kams damals dem jungen herrn Dr. an; was für ihn feststand, war, daß er am 24. Dez. in Wiesbaden als doctor philos. auftreten müsse. Ungesucht verbinden sich so mit meinen promotionsgedanken die herzlichsten glückwünsche an die gattin, die, wie ich vermthe, morgen unter dem weihnachtsbaum die 25jährige wiederkehr des verlobungsfestes mit dem frischgebackenen doctor feiert. Ihr und den söhnen und nochmals Dir die herzlichsten glückwünsche auch von seiten meiner frau und tochter. Sie leben hoch, der fröhliche glückliche kreis, der unter dem grünenden reis des tannenbaumes den reigen schwingt, ὁ δ' ἔξαρχος Διλέσιος, εὐοῖ. Das müßt Ihr morgen abend wirklich thun, wobei Du Deine sublimsten Schritte machen wirst, gerade als wärest Du schon minister und machtest den fackeltanz mit. Entschuldige den brief, der vielleicht meinem herzen, aber schwerlich meinem verstand ehre macht. Ich habe einmal wieder einen richtigen schnupfen und da bin ich noch *quarta mei pars*. Also nimm mich auch noch am 24. Dec., und trotz dieses schnupfens freundlich an.

Dein alter

H. Usener.

VI. Aus dem Briefwechsel von Diels und Zeller.

Diels an Zeller.

Berlin, 12. Nov. 1880.

Geehrter Herr Geheime Rath,

Ich bin gerührt, fast beschämt über den neuen Beweis Ihres Wohlwollens, den Sie mir durch Ihre Recension gegeben haben. Ist es schon höchst ehrenvoll für mich, daß Sie überhaupt sich der Mühe unterzogen haben eine Beurtheilung meines Buches¹⁾ abzufassen, so bin ich Ihnen für die wohlwollende und dabei doch so durchaus objective und ein

¹⁾ Eduard Zeller, Recension der Doxographi, Deutsche Literaturzeitung I, 225—228.

wirkliches Bild gebende Art Ihrer Darstellung zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Ich glaube, daß es unmöglich ist auf begrenztem Raume den Inhalt dieser Forschungen präciser darzustellen und hoffe, daß, wie schon begonnen worden ist, sich dadurch Manche diesem Studienkreise nähern werden, der noch soviel des Unaufgeklärten und Wichtigen enthält, das nur von vielen Seiten in Angriff genommen sich vollständig enthüllen wird. Vieles freilich wird und muß ewig controvers und dunkel bleiben. Doch wird schon für die Vereinfachung des gelehrten Apparates viel gewonnen sein, so daß ich hoffe und wünsche, daß wenn Sie nach vollendetem Kreislaufe durch die Serie Ihrer neuen Auflagen zum Anfange und zur fünften Auflage des ersten Bandes schreiten werden, Ihnen die mühselige Abfassung der Noten etwas erleichtert werde. Ich würde mich dann mit Vergnügen eventuell Ihnen zur Verfügung stellen, wie Sie denn überhaupt, hochverehrter Herr Geheimrath, völlig rechnen können auf die ergebene Dankbarkeit

Ihres

H. Diels.

Diels an Zeller.

Warnemünde bei Rostock, 29. Juli 1881.

Hochverehrter Herr Geheime Rath,

Ich danke Ihnen heute zunächst für die freundliche Mitteilung einer Auszeichnung, die ich nicht erwarten konnte und die mich fast beschämt. Denn meine bisherigen Arbeiten für die Wissenschaft im Allgemeinen und namentlich für die Akademie sind über ein redliches Wollen kaum hinausgekommen, und so konnte ich eigentlich nicht hoffen unter eine so erlauchte Körperschaft aufgenommen zu werden, ohne ihr thatsächliche Beweise meiner ihr gewidmeten Arbeiten gegeben zu haben. So darf ich denn wohl diese Wahl nur als eine ehrenvolle Vertrauensbezeugung und einen Sporn ansehen mit Aufbietung aller meiner Kräfte der Akademie und damit der deutschen Wissenschaft dienstbar zu sein.

Ihnen aber, verehrter Herr Professor, der Sie mir seit vielen Jahren so viele Beweise eines ungewöhnlichen Wohlwollens gegeben haben, darf ich wol auch in diesem Falle für Ihre einflußreiche Initiative meinen herzlichen Dank abstaten. Bewahren Sie mir, bitte, diese Ihre freundliche Gesinnung auch fernerhin und glauben Sie mich

Ihren stets ergebenen

H. Diels ¹⁾.

¹⁾ Wie oben gedruckt, hat die Handschrift.

Diels an Frau Zeller.

Berlin, den 23. Sept. 1896.

Hochverehrte Freundin!

— — — Doch verzeihen Sie, liebe Freundin, ich plaudere da Dinge, die Sie wahrhaftig auch nicht im mindesten interessieren können. Vielleicht darf ich Ihnen etwas von dem Frauencongreß erzählen, der hier seit Sonntag tagt. Sie wissen, ich interessiere mich ein wenig für höhere Frauenbildung. Sobald ich daher am Sonntag aus der Zeitung erfahren hatte, daß dergleichen hier los sei, fuhr ich Montag in aller Frühe nach dem Rathaus, um zu sehen, ob man teilnehmen könne. Ich hatte das Glück in der Pferdebahn von einer eingeweihten Dame aufgeklärt zu werden, daß in der That auch Herren ein Eintrittsbillet oder vielmehr eine Teilnehmer- (oder sagt man Teilnehmerinnen-?) karte für so und soviel Mark lösen könnten. Die eingeweihte Dame und ich gelangten also ins Rathaus, wo es mir nach vielen Fragen gelang mich zum Bureau durchzufinden. Plakate, welche bei Männercongressen üblich sind um die Irrenden zurechtzuweisen, sind natürlich bei der angeborenen Findigkeit der Damen hier überflüssig. Das Bureau bestand aus einer Dame in mittleren Jahren, die zuerst mir keine Karte verkaufen wollte, da sie nur noch eine habe. Aber endlich gab sie nach und nachdem sie mit einiger Anstrengung meinen Namen auf die Karte und ihre Liste eingetragen, nachdem sie den Obolus in ihre Kasse (ein Couvert darstellend) gelegt und die immer mehr Andrängenden auf später verwiesen hatte, wo es frische Karten gäbe, zog ich in den großen prächtigen Rathaussaal, der vollkommen gefüllt war — vielleicht 1500 Damen und 15 Herren, die Journalisten mit eingerechnet. Die große Masse des anderen Geschlechtes erschreckte mich doch etwas, zumal es garnicht als schwächer auftrat. Denn die zurechtweisenden Damen geboten mit so viel Nachdruck, während des Redens wurde die Thüre von den thürhütenden Engeln mit dem Flammenschwerte rücksichtslos geschlossen, und wenn eine Rednerin begonnen hatte, so durchschritten rechts und links Walküren mit Kneifern auf der Nase die Schlachtreihen und geboten Sitzen und Stillschweigen. Ich hätte nun gerne gesessen, wenn nur noch Platz dagewesen wäre. Da aber dies nicht der Fall war, die Rednerin auch nicht zu verstehen war und ich kein Programm erhalten hatte, so trat ich etwas abgekühlt in meiner Congreßbegeisterung den Rückzug an. Im Vorsaal ergatterte ich endlich noch ein Programm und ersah nun daraus, daß Dienstag Nachmittag ein mich näher angehendes Thema „Universitätsstudium der Frauen“ auf dem Programme stand. Ich bitte Sie, verehrte Freundin, aus diesem Titel nicht etwa schließen zu wollen, daß wir nun in den Universitäten auf die

„Fräuleins“ verzichten und nur mit den „Frauen“ zu verkehren haben sollten. Bewahre! Die Frauen sind vielmehr erst recht die Unverheirateten. Das habe ich aus dem dicken Pack Schriften, das mir eine mitleidige Walküre, die sah, daß ich nichts hören konnte, mit auf den Weg gegeben hatte, gelernt. Die Sache ist recht amüsant. Ein streitbarer Gegner der Frauenbewegung hat neulich die Behauptung aufgestellt, die Frau, die sich nicht verheirate, sei ein unvollkommenes Wesen. Das bezeichne die Sprache schon durch das Deminutiv „Fräulein“. Darob kirschroter Ärger bei den Frl. Doctores oder Doctrices, die Italiener sagen, wie ich da gelernt habe, dottoresse; und in den Gegenschriften wurde sehr giftig gegen jenes „Männlein“ opponiert, das die unverheiratete „Frau“ in so despectierlicher Weise behandelt habe. Seitdem ist das Wort „Fräulein“ aus dem Lexikon gestrichen, wenn auch in der Präsenzliste noch ein Schwanken bemerkbar ist, indem dieselbe Dame bisweilen doppelt, einmal als Frau, dann auch als Fräulein aufgeführt wird. Aber wenn man 1200 Theilnehmer — oder — innen hat, kommt es natürlich darauf nicht an.

Am Dienstag also war ich pünktlich 10 Minuten vor Anfang in den heiligen Hallen, wo man die Rache und den Krieg nicht kennt. Ich fand nemlich auf dem Platze, den ich noch unbesetzt fand, einen „Aufruf“. Die Frauen sollten sich zu einer Friedensliga zusammenschaaren und dem erhebenden Beispiele der Spanierinnen und Italienerinnen folgen, welche in diesem Frühjahr die nach Cuba oder Eritrea ausrückenden Soldaten mit Gewalt zurückgehalten hätten. Bertha v. Suttner habe die richtige Parole „Ewiger Frieden“ ausgegeben; wenn Deutschlands Frauen sich der Liga anschließen, so werde ein Krieg hier unmöglich werden und die ungeheuren Militärlasten hörten auf. Während ich diesen Aufruf mit Andacht, aber doch mit einiger Verwunderung studierte, trat eine Schlachtenjungfrau auf mich zu und fragte mit Brunhilds Stimme und Geberde: „Sind Sie Delegierter?“ Ich verneinte dehmütig. „Dann müssen Sie den Sitz aufgeben und sich in die hinterste Reihe bemühen.“ Nanu, dachte ich, das ist doch auf anderen Congressen nicht, daß selbst die Plätze in der Mitte reserviert werden! So schlich ich von einigen hundert „Frauen“ augen, die triumphirend auf Brunhilde und mich blickten, von dannen und war nun glücklich wieder auf dem Platze, wo man nichts hörte. Nach akademischem Viertel ward die Sitzung eröffnet. Einige Rednerinnen redeten, ohne daß ihre Stimmen über die Delegiertenbänke hinausdrangen. Endlich gelang es einer Wienerin durchzudringen. Jede Dame sprach etwa eine Viertelstunde, höchstens eine halbe Stunde, meist ablesend. Bei den Kraftstellen lauter Beifall. Der Inhalt war mir nicht neu. Discussion ward nirgends beliebt und offenbar von vornherein

ausgeschlossen. Eine Fr. Dr. phil. Käthe Schirmacher, als deren Wohnort „Deutschland und Paris“ angegeben war, wurde mit demonstrativem Beifall empfangen. Das muß also ein Matador sein. Sie sprach frei, indem sie ihre schwarzen Handschuhe auszog und bald die schwarze Seite auf die weiße, bald umgekehrt wendete. Sie meinte, eine Frau könne heutzutage gar nicht genug wissen; deshalb müsse sie studieren, namentlich auch Jurisprudenz, damit sie im Stande sei für die Frauensache, die ja doch von den Männern, selbst von den besten, nur faul vertreten würde, selbst in die Hand zu nehmen. Wenn sie dann erst im Parlamente säßen, würden sie die Gesetze, die jetzt nur von Männern für Männer gemacht würden, schon anders einrichten. Die Fr. Dr. sprach ziemlich gewandt, aber etwas selbstgefällig und salopp. Trotzdem tosender Beifall. Dann trat eine bald als Frau bald als Fr. bezeichnete Dame auf in hellgrünem Gewande, Hermine von Preuschen-Telman. Vermutlich die Malerin, die durch sensationelle Bilder *Mors imperator* pp. vor einigen Jahren Aufsehen erregte, von den Künstlern aber als Dilettantin abgelehnt wurde. Sie sprach über das Kunststudium der Frau. Mit der Malerei der Frauen gehe es reißen bergauf. Wenn die Malerinnen noch nicht alle Preise gewonnen hätten, so läge dies daran, daß man ihnen keine ordentliche Ausbildung gäbe. Der Staat müsse die Actsäle beiden Geschlechtern zugleich öffnen. Dann erst könne sich das Genie der Frau, das dem des Mannes gleich sei, und ihr Fleiß, der größer sei, wirklich entfalten. Trotzdem diese Dame durch ihre verhaltene Leidenschaft interessant war, hatte sie doch nur einen Achtungserfolg. Da mein eigentliches Thema „Universität“ kaum berührt wurde, so verzog ich mich nach zwei Stunden, da das Stehen und halbe Hören zur Qual wurde. Ich habe den Eindruck, daß diese Damen sehr energisch den Kampf gegen uns aufnehmen werden und werde daher künftig mich etwas weniger für diese Dinge interessieren.

Zeller an Diels.

Stuttgart Reinsburgstr. 5b, 14. Apr. 97.

Lieber Freund!

Diese Zeilen werden Sie wohl unter einem milderen Himmel aufsuchen müssen, als wir ihn diese ganze Zeit hier hatten; erst seit gestern scheint der Frühling, der hier sehr schön zu sein pflegt, mit seinem Einzug Ernst machen zu wollen, während bis dahin die Blumen und die vereinzelt blühenden Bäume so fröstelnd dastanden, daß man ihnen hätte ein Almosen geben mögen, um sich etwas Warmes zu kaufen. Sie denke ich mir die Feiertage in Rom, wo ja in dieser Zeit außer dem

Papst noch viel anderes Merkwürdiges zu sehen ist. Wir bringen sie hier zu; für die Osterwoche, 20.—25. ds., haben sich Dikthey's von Gries bei Bozen aus angekündigt; vorige Woche war Pfeleiderer, der seines Bruders silberne Hochzeit in Tübingen mitgemacht hatte, und Erich Schmidt bei uns. Letzterer ist noch hier, mit Umlandstudien beschäftigt, hat sich aber noch nicht wieder bei uns blicken lassen.

Ein anderer sehr erwünschter Gast aus Berlin war Parmenides¹⁾. Der Alte hatte mich damals von Bonn her kommend, und von H. Stein²⁾ an mich empfohlen, schon einmal besucht. Ich fand aber zu meiner Freude, daß ihn die Jahrzehende, die seitdem verflossen sind, nicht bloß nicht älter gemacht, sondern ihn wahrhaft verjüngt haben. Er ist etwas voller geworden, und wenn sich allerdings die eine und andere Runzel in seinem Gesicht zeigt, die mir früher nicht auffiel, so mag dieß daher kommen, daß er bei seinem früheren Besuche noch nicht so sorgfältig rasiert war, wie bei dem dießmaligen. Er schien mir überhaupt weit größere Aufmerksamkeit auf sein Äußeres zu verwenden als ehemals, und gekleidet war er so fein, daß mir fast der Verdacht kam, er sei von seinem Schüler Empedokles in diesem Punkt angesteckt worden. Er wußte mir aber auch nicht genug zu rühmen, wie aufopfernd Sie sich seiner angenommen, wie Sie ihn gepflegt, und wie verständnißvoll Sie sich mit ihm über alles, das was ist und das, was scheint, unterhalten haben — „Gerade als ob die Ἡλιάδες selbst ihn unterwiesen hätten“, sagte er. Eine besondere Freude schien ihm die Sammlung griechischer Thürschlösser und Schlüssel zu machen, mit der Sie ihn beschenkt haben. Solche Sammlungen, meinte er, habe es zu seiner Zeit noch nicht gegeben, und die alten Hofschlösser von Tiryns und Troja werden sich nicht wenig darauf einbilden, wenn er ihnen erzähle, wie jetzt in Berlin die Schlösser im Preis stehen, die man auf dem Markt von Elea nicht als altes Eisen hätte an den Mann bringen können. Nur in einem Punkt wurde ich nicht recht klug aus ihm. Als ich ihm nämlich vorhielt, warum er mir nichts von seiner Bekanntschaft mit Heraklit gesagt habe, von der er Ihnen doch erzählt haben müsse, that er sehr erstaunt und behauptete, das müsse ein entschiedenes Mißverständnis sein, er habe von Heraklit bei Leibesleben nichts gewußt, und auch im Elysium wolle er nichts mit ihm zu tun haben, weil er immer noch derselbe misanthropische Murrkopf sei, wie immer; auch die Wasserkur, die E. Pfeleiderer

¹⁾ Parmenides' Lehrgedicht. Griechisch und Deutsch von Hermann Diels. Mit einem Anhang über griechische Türen und Schlösser. Berlin, Georg Reimer, 1897.

²⁾ Heinr. Stein, Die Fragmente des Parmenides Περὶ φύσεως. Symbola in honor. Frid. Ritschelii 765—806.

mit ihm vorgenommen habe, um ihn zum Optimismus zu bekehren, habe nichts geholfen. Nun weiß ich nicht, haben Sie den Alten, der oft recht undeutlich spricht, wirklich mißverstanden, oder hat er nur die Marotte, mir beharrlich abzuleugnen, was er sonst aller Welt sagt.

Und nun nur noch die besten Wünsche für den Rest Ihrer schönen Reise und die herzlichsten Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau, von der meinigen und Ihrem

Zeller.

Diels an Zeller.

Berlin, den 9. Juli 1897.

Hochverehrter Freund!

Ihr soeben eintreffender Brief hat mich von einer argen Sorge erlöst. Ihr Schweigen hatte mich etwas beunruhigt, und wenn ich nicht ungewöhnlich stark angespannt wäre, hätten Sie schon unterdessen von mir gehört. Gottlob, daß Sie gesund sind und in Gesundheit und Heiterkeit das schöne Fest der goldenen Hochzeit feiern konnten, von dem ich eben erst durch Sie erfahre. So einsam leben wir hier, wie Sie sehen, und so wenig dringt das, was da unten vor sich geht, hier nach Babylon, wo die allgemeine Verwirrung in der That allmählich beängstigend wird. Die Dinge treiben offenbar zu einer Entscheidung und werden hoffentlich auf die Parteibildung von günstigem Einfluß sein. Der Kampf gegen das junkerliche Preußentum wird nun wieder beginnen, und wenn der Kampf auch gefährlich wird, besser als diese Versumpfung!

Berlin, den 20. Januar 1898.

— — — — Über den unerwarteten Tod Erwin Rohdes sind wir doch betrübt gewesen, so wenig uns die kachektische Persönlichkeit des bedeutenden Gelehrten sympathisch war. Es freut mich, daß er seine großen Werke rein von jener unseligen Polemik gehalten hat, die seine Gegner als Spitzbuben aufzufassen liebte. Diese Zeitschriftenexpectorationen werden mit ihm begraben sein. Das Gute an ihm wird dauern. Leider sind Sie derjenige, den er am schlimmsten behandelt hat¹⁾. Denn Wilamowitz zu mishandeln war er einigermaßen wenigstens gereizt²⁾. Um so mehr freute es mich, daß dieser mit höchster An-

¹⁾ Gemeint ist wohl Rohdes Polemik gegen Zeller in Sachen des platonischen Theaitet Philologus XLIX 1890 230ff. L 1891 1ff. und LI 1892 S. 474 ff. = Kleine Schriften I 276—308.

²⁾ E. Rohde, Afterphilologie, Leipzig 1872; Recension von Wilamowitz' Antigonos von Karystos Litterar. Centralbl. 1882, 56 ff. = Kleine Schriften I 356—361.

erkennung von seinen Leistungen bei Gelegenheit des Todes sprach, während er selbst niemals, auch nur bedingt, von seinem Gegner etwas anerkannt hat. — — — — —

Berlin, den 5. April 1901.

Hochverehrter Freund!

Im Begriff mein Haus zu bestellen, da ich morgen auf 14 Tage zu dem ersten Congreß der internationalen Association zu Paris gehen und bei dieser Gelegenheit für die Aristoteleskommentare einige nötige Arbeiten ausführen will, fällt mein Blick auf Ihren noch nicht beantworteten Brief vom 5. Februar! Ich kann mir denken, daß Sie Sich denken, dieser Diels wird auf seine alten Tage noch lüderlich, namentlich wenn Sie unterdessen seinen Heraklit¹⁾ erhalten und mit Kopfschütteln bemerkt haben, daß er ganz kuriose Ideen über den alten Dunkeln entwickelt, die eine verdächtige Ähnlichkeit mit Lassalle²⁾ haben. Das kommt von dem Socialismus, werden Sie sagen! Auf dem Wege des Volkslateins (oben S. 117f.) entwickelt man sich zum Volksbefreier und wozu wer weiß nicht alles! Sehen Sie das kommt alles davon, daß Sie nach Stuttgart verzogen sind und daher Ihr Einfluß nicht mehr ständig und aus der Nähe wirksam sein kann. Ich hatte daher im Stillen vor, bei der Rückreise über München, wo Waldeyer der auch nach Paris geht (mit Mommsen, Vant Hoff, Sachau, Helmert) Sie aufzusuchen, um wieder den Contact herzustellen und Sie mündlich über alles genau zu orientieren. Nun fürchte ich nach dem heute eingetroffenen Menu werden die Herren Franzosen uns solange dabehalten (vom 16. an), daß wir eben noch zur Versammlung des Volkscursvereins am 20. in München eintreffen können, wo ich den Hauptvortrag über Volkslatein, Studentenunterricht pp. halten soll. Es wäre jammerschade, wenn kein Tag für Stuttgart mehr herausspringen sollte, was ich bis jetzt noch hoffen und in Paris, so viel an mir liegt, betreiben werde. Sie fragen nach den Erfolgen des Lateinunterrichtes. Der läßt sich natürlich nicht ziffernmäßig festlegen. Es blieben im zweiten Curs etwa 110 (von 350), die Cäsar Buch IV ganz durchübersetzten in 6 Stunden, indem Dr. Helm die schwierigen Capitel selbst genau erklärte und vorübersetzte, während 2—3 leichtere von etwa 30—40 sich beteiligenden Männern und Frauen bewältigt wurden. Die Vorgerücktesten, die im Ganzen nur $12 \times 1\frac{1}{2}$ Stunden hatten, konnten diese Aufgabe vollkommen correct lösen. Eine sehr intelligente Dame (Schreibmaschinenstenographin) bedauerte sogar, daß die Capitel so leicht

¹⁾ Herakleitos von Ephesos. Griechisch u. deutsch. Berlin, Weidmann, 1901.

²⁾ Ferd. Lassalle, Die Philosophie H. des Dunkeln von Ephesos. Berlin 1853.

seien, und fragte, ob ihr denn Tacitus, von dem sie gehört hatte, nicht bald zu lesen gelingen könne. Das Gros der Arbeiter, die etwa die Hälfte des Publicums bildeten (dabei ziemlich viele Setzer) hatte mehr mit dem Deutschen als mit dem Latein seine Not. Wer aber guten Elementarunterricht hatte und noch nicht zu alt, konnte namentlich vermittelt der seit Januar eingerichteten Hilfscurse, die Studenten abhielten, soweit kommen, einen Einblick in das Sprachmaterial und die Spracheigentümlichkeit zu gewinnen und zugleich eine bemerkenswerte Episode unserer Vorzeit im Original kennen zu lernen. Die Dankbarkeit war sehr groß, und wir wurden dringend gebeten die Curse im nächsten Winter zu wiederholen. Dabei wird sich erst zeigen, ob die Sache Boden gewinnt oder nur durch das Neue anzog. Ich habe veranlaßt, daß in derselben Weise auch ein Mathematikurs die Elementaria lehren wird und hoffe auch für das Deutsche (Neuhochdeutsch mit Rückblick auf Mittelhochdeutsch pp.) Rödiger zu gewinnen. — —

Berlin, den 26. 7. 1903.

Verehrtester Freund!

Als ich neulich von Frau Goldschmidt erfuhr, daß Sie verreist und dann erkrankt gewesen seien, erklärte ich mir das lange Ausbleiben von Nachrichten aus Stuttgart hierdurch. Jetzt sehe ich zu meinem größten Bedauern, daß Sie auf Nachrichten von mir solange gewartet haben. Leider ist unsere vielgerühmte Post in letzter Zeit unzuverlässig geworden, namentlich wenn reichlichere Frankirung die Briefmarder reizt. Eine Correctursendung mit Manuscript, die sich auf die im *Supplementum* erscheinende Schrift vom Staat der Athener bezieht, ist spurlos auf dem Wege nach London (Kenyon) verschwunden. Es ist mir daher ganz lieb, daß wir in einen neuen Postbezirk ziehen.

Leider werden mir heute, wenn ich versuche Ihnen von meiner Reise zu berichten, weniger lebendige Farben zu Gebote stehen als damals, wo mir alles noch frisch vor der Seele stand. Sie wissen, daß ich vorhatte mit meiner Frau bis nach Sicilien hinab zu gelangen, dann allein nach Griechenland hinüberzufahren. Leider fühlte sie sich in Italien, das ihr vor längeren Jahren so sehr gut bekommen war, diesmal gar nicht wohl. Ich wartete daher in Neapel, bis unser Ludwig auf einem Osternausflug dorthin kam und sie in langsamer Heimreise über Rom, Genua, Mentone, Wiesbaden zurückführen konnte. Dieser Teil der Reise, der vom Wetter sehr begünstigt war, bekam ihr besser, aber leider ergriff sie bei der Rückkehr Anfang April in Berlin ein tückischer Kehlkopfkatarrh, der sie einen Monat lang ans Zimmer fesselte und sehr quälte. Die letzten Monate ist es ihr im Ganzen leidlich gegangen.

Unterdessen war ich, da die Verkehrsverhältnisse keinen directen Personendampferverkehr zwischen Sicilien und Griechenland kennen und da die directe Eisenbahnverbindung Reggio—Brindisi, wohin ich auf alle Fälle gelangen mußte, nur Secundärbahngeschwindigkeit hat, so daß man zwei volle Tage dazu gebraucht hätte, über Neapel (!) nach Brindisi gefahren und traf dort einen sofort abgehenden guten italienischen Dampfer. Von der etwas unruhigen See hatte ich nicht zu leiden, da meine alte Seefestigkeit sich gehalten zu haben scheint; so kamen wir Abends auslaufend, am andern Morgen bei etwas veränderlichem Wetter auf der Rhede von Corfu an. Ich stieg ans Land und hatte soviel Zeit, um zwei der berühmtesten Aussichtspunkte bei hellerem Wetter besuchen zu können. Auf das Achilleion der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Österreich bin ich allerdings nicht gekommen. Der Dampfer fuhr bereits 4 Uhr Nachmittags ab, und das Wetter wurde wieder trübe, so daß man von den Inseln, auch von der großen Insel Leukas, die Dörpfeld jetzt fanatisch als das Ithaka Homers in Anspruch nimmt, nichts sah. Am andern Morgen in heiliger Frühe fuhren wir in den Golf von Korinth ein und waren bald in Patras, wo die Eisenbahn mitten auf der Straße am Hafen steht. Man setzt sich einfach hinein und geschäftige Kommissionäre besorgen Gepäck und Billet und dann geht es von morgens 7 bis abends 6 in einer langen, aber fast durchweg sehr interessanten Fahrt am Nordrande des Peloponnes, dann über den Isthmos nach Athen. Sehr romantisch ist namentlich die Fahrt dicht am Rande des Golfes hin, indem der schmale Streifen zwischen Eisenbahn und Meer mit Dörfern und wohlbebauten Korinthfeldern bedeckt ist, dahinter sich das blaue Meer dehnt und jenseits die Gebirge Mittelgriechenlands überragt von dem schneebedeckten zweigipfligen Parnasse sich stolz zum Himmel erheben. In Korinth ist Mittagsstation, von der die Griechen aber als sparsame Leute keinen Gebrauch machen. So ist diese einzige Restauration auf die Fremden angewiesen und es „erkennt der Gastfreund in Korinth die Züge, die ihm theuer sind“, aber auch den Reisenden sind sie theuer und in ihrer Ärmlichkeit ein erstes Beispiel von dem, was unter Umständen hier zu erwarten ist. Glücklicher Weise habe ich die Ärmlichkeit der Verpflegung noch manchmal, die Theuerung aber nirgends wieder zu beklagen gehabt. In Athen, wo ich am längsten mich aufhielt, ist man sogar durchaus auf europäischer Höhe.

Die Ankunft in Athen gestaltete sich sehr angenehm, da die beiden Secretare des Instituts, Dörpfeld und mein alter Schüler Schrader¹⁾ am Bahnhof bereit standen und mich nach der bereits vorher mir ab-

¹⁾ Hans Schrader, jetzt Professor in Frankfurt am Main.

getretenen schönen Wohnung eines gerade abwesenden jungen Gelehrten Dr. Schiff brachten, dessen Einrichtung und Bibliothek mir sehr zu-
statten kam.

Athen hat ganz abgesehen von den geschichtlichen Erinnerungen, die den Grundaccord abgeben, durch seine bloße Lage einen ganz überwältigenden Eindruck auf mich gemacht. Ich mochte von unten auf die Akropolis und die abenteuerliche Pyramide des Lykabettos, an dessen Fuße ich wohnte, hinaufblicken, oder von dort hinab auf die Stadt und die weite Ebene und das durch Inseln und Vorgebirge wundersam gespaltene tiefblaue Meer das Auge schweifen lassen, es war immer gleich erhaben und im höchsten Grade abwechslungsreich. An keinem Punkte der Erde verschieben sich so oft in unglaublicher Weise die Culissen des Landschaftsbildes, und die Stadt sieht daher alle 50 Schritt völlig anders aus. Neben der alten Stadt, die ja monatelang sammt dem unvergleichlich prächtigen und übersichtlichen Museum das Studium des Forschers festhalten kann, ist die moderne Stadt gar nicht zu verachten. Durch die Munificenz reicher Griechen sind wunderbare Prachtbauten in weißem Marmor entstanden, die einige Straßen zu wirklichen Sehenswürdigkeiten wie die Wiener Ringstraße gestalten. Da die Imitation der antiken Architectur, die hier durchweg beliebt und in diesem Landschaftsbild auch nicht anders möglich ist, mir minder misfällt als den meisten unserer jugendlichen Ästhetiker, so war mir auch das moderne Athen erfreulich. Außer Athen selbst konnte ich in Begleitung der dortigen jungen Archäologen Eleusis, Delphi (4 Tage!), Korinth, Epidauros, Argos, Nauplia, Mykenae und Tiryns näher kennen lernen. Ich habe im Allgemeinen und speciell für Religionsgeschichte viel gelernt und hoffe manches später, wenn ich einmal mehr Zeit habe, ausführen zu können. Durch die verspätete Reise des Kronprinzen und Prinzen Eitel Fritz, die im Vertrauen gesagt, recht unerfreulich war, wurden die Reisedispositionen Dörpfelds gründlich geändert. In Folge dessen habe ich Olympia nicht zu sehen bekommen und muß dies und vieles Andere einer zweiten Reise aufbewahren, wenn diese später einmal möglich werden sollte.

Die Rückreise trat ich am 24. April auf einem englischen Dampfer über Smyrna, Lesbos, Dardanellen nach Constantinopel an, wo ich unter bester Führung als Gast des Directors Dr. Wiegand alles sah, was in 2 $\frac{1}{2}$ Tagen zu sehen war, namentlich das Museum, das in seinen Sarkophagen die wirkungsvollsten und interessantesten Antiken der Welt besitzt. In drei Tagen ununterbrochener und merkwürdiger Weise gar nicht ermüdender Fahrt kehrte ich über Bulgarien pp. nach Berlin zurück, wo ich am 1. Mai eintraf und meine Amtsgeschäfte als vorsitzender Secretar der Akademie sofort übernahm. Diese gehen nun

bald zu Ende, doch muß ich noch von Saßnitz aus, wo ich übermorgen in 8 Tagen einzutreffen gedenke, bis zum 1. September die Leitung weiterführen. Der Bau (Einrichtung des Interimisticums Potsdamerstr. 120 und des Neubaus, der mit Eifer betrieben werden soll) macht jetzt viel Sorge. Am nächsten Donnerstag werden die letzten Classensitzungen in den Räumen Friedrichs des Großen stattfinden. Wer weiß, wer von uns nach 8 Jahren in das neue Gebäude überzieht! — — —

VII. Diels, Usener und Rohde über Useners 'Götternamen'.

Diels an Usener.

Berlin, den 3. März 1896.

Verehrter Freund.

Endlich nach drei Monaten, wo Dein Götterbuch reizend und mahnend zu meiner Linken lag, habe ich es öffnen und in ziemlich ununterbrochenem Zuge durchlesen können. Da drängt es mich, Dir sofort treuen Bericht zu erstatten, wie es gewirkt hat. Ich fühlte mich gleichsam um 25 Jahre verjüngt, indem ich Deinen wie ehemals gelehrten und begeisterten Worten lauschte und fühlte mich vor allem in allem Wesentlichen mit Deinem Standpunkt eins und viel mehr eins wie damals, wo doch in der Seele einige Skrupel zurückgeblieben waren. Du erwartest daher auch nicht, daß ich all dies, was wir gemeinschaftlich glauben, hervorhebe. Denn teils ist es Dein eigen, was ich als meine Überzeugung betrachte, teils doch durch Deine Richtung und Anregung später selbständig und parallel mit Deinem Weitergehen hinzugefügt. Wenn ich Deinen jetzigen Zustand, wo Du durch dies Buch einmal Schicht gemacht hast, richtig nach eigenen Gefühlen beurteile, liegt Dir jetzt nicht soviel an der Übereinstimmung und Bestätigung Deines Standpunktes im Einzelnen als vielmehr an der freimütigen Discussion dessen, wo eine verwandte und freundschaftlich gesinnte Anschauung nicht mitgehen kann. Von diesem also laß mich in Folgendem vornehmlich reden. Du wirst das nicht mißverstehen und vielmehr meinen Wunsch darin erblicken, selbst sicherer zu werden und womöglich durch Widerlegung von Irrwegen zurückgebracht zu werden.

Am meisten weicht meine Auffassung ab in der psychologischen Grundlage des Ganzen, wie sie sich bei Dir im Titel „Götternamen“ ausspricht. Ich kann diesem Nominalismus von vornherein nicht die überragende Bedeutung zugestehen, die Du (ganz an M. Müllers Theorie erinnernd) der Entwicklung der Benennungen gibst. Ich verstehe den Standpunkt durchaus, aber ich halte ihn für eine durch unser philologisches Handwerk uns nahe gelegte Überschätzung der Formeln und

sehe daher selbst in der Etymologie nicht das erste, sondern letzte Mittel zum Verständnis der Entwicklung vorzudringen, sehe in der Radical-metapher nur Zufälligkeiten, die für die Mythologie etwa dieselbe Bedeutung haben wie die Bedingtheiten der philosophischen Systeme durch die Zufälligkeiten der Sprache (Ethik durch den Sprachgebrauch von εἰδέναι, dem Gleichklang von εἶ πρότερον in beiden Beziehungen beeinflußt). Dazu kommt, daß die Etymologie heutzutage viel weniger festen Boden hat als vor 30—40 Jahren. Was damals sicher stand, ist umgestürzt; die groben Gesetze, die damals gehandhabt wurden, sind unendlich verfeinert und in ihrer Geltung eingeengt worden. Und wer bürgt dafür, daß das, was die Linguistik heute als correct ansieht, bei dem raschen Fortschreiten dieser Wissenschaft, morgen noch Bestand hat? Es ist, glaube ich, keinem der älteren classischen Philologen mehr möglich mit eigenem Urtheil sich auf diesem Gebiet zu bewegen, so daß man notgedrungen wird resigniren müssen. Denn wenn die Herren Linguisten auch unter sich oft uneins sind, darin sind sie einig, daß das, was wir Philologen gelegentlich vorbringen, heutzutage nur ganz ausnahmsweise stichhaltig sei. Also abgesehen von dem principiellen Bedenken, das ich gegen die nominalistische Methode, die Erneuerung der heraklitisch-stoischen Anschauung haben muß, (das auch Du wenigstens theoretisch S. 5 zu teilen scheinst, aber in praxi wiegt die Etymologie doch sehr stark vor) mutet das Einzelne oft etwas seltsam an. Doch davon später. Vielleicht wirst Du sagen: „Aber dann fällt ja mit meiner Methode Alles hin!“ Das glaube ich durchaus nicht. Sondern wenn ich dies weglasse, so sehe ich Deine wundervolle Analyse der Götterwelt: Augenblicksgötter, Sondergötter, Universalgötter für eine ganz außerordentlich wertvolle Bereicherung unseres mythologischen oder vielmehr religionsgeschichtlichen Wissens an. Aber um nun auf den Grund zu kommen. Ich möchte nicht mit Theilen der menschlichen Psyche, die doch die Religion als Ganzes geschaffen hat, operiren. Ich frage: Wie sind die Menschen, die lebendigen Menschen beschaffen gewesen, die dies und jenes glaubten und nach Glauben handelten? Welche Culturzustände haben eingewirkt oder mitgewirkt auf ihre Überzeugung und den Wandel derselben? Wie ich in der Semasiologie nicht davon sprechen möchte, dies oder jenes Wort hat seine Bedeutung gewandelt, sondern die Menschen haben die oder jene Veränderung ihres äußeren und inneren Zustandes erlitten, wodurch die Veränderung der Bedeutung bedingt oder mitbedingt wurde, so frage ich in der Religionsgeschichte: Wie kam's, daß unter 100 Augenblicksgöttern einer sich fixirte, unter 100 Sondergöttern einer universal wurde, wie kam's daß Νέμεσις eine andere Bedeutung gewann als Λάχσις, Hera eine andere als Io und dgl.? Wenn ich dieselbe Frage heute stelle: Wie

kommt's, daß unter soviel Madonnen, die alljährlich neu aufkommen, in kurzer Zeit die von Lourdes über die ganze katholische Welt sich ausbreitete und in den kleinsten tirolischen Nestern siegreich mit der alten heimischen Barbara kämpft? so ist die Antwort nicht schwer. Es ist im Grunde außer anderen Factoren die Geschicklichkeit der Priesterschaft, die ein zufälliges Ereignis ausgebeutet hat, und das gläubige Entgegenkommen einer so und so gestimmten Bevölkerung, immer aber sind es viele menschliche Factoren, die helfen oder mithelfen. Der Name hilft nichts, aber die factische oder (was ja hier einerlei ist) geglaubte Kraft. Ich möchte daher neben Dein Buch eines stellen „Götternumina“, glaube aber im Grunde, daß Du selbst nicht nur diese Art der Betrachtung für nützlich hältst, sondern als Ergänzung der zuerst sprachlich vorgehenden Methode selbst in Aussicht genommen hast. Denn fassen wir die Sache psychologisch auf, so springt ja wol in die Augen, daß Deine Kategorien lediglich die zeitliche Anschauung berühren. So sehr ich dies für richtig halte, so sehe ich doch nicht ein, wie man die zweite menschliche Anschauung, die des Raumes, zur Aufstellung der Genesis der Götter entbehren könne. Ortsgottheiten, Stadtgottheiten, Landschaftsgottheiten, Universalgötter, also verschieden abgestufte Localgottheiten, müssen unterschieden werden und parallel und vielfach durchkreuzend neben den zeitlich differenzirten Göttern ihr Recht behaupten. Wenn ich also für eine mehr universelle Behandlung der Probleme eintrete, so bildet dies nur eine Ergänzung, keine Beeinträchtigung Deiner hier mit der Energie der neuen Ideen vorgetragenen Anschauungen. Diese Energie, die ich psychologisch verstehe, hat Dich dazu geführt, gewisse moderne Richtungen schärfer zurückzuweisen als es, glaube ich, notwendig wäre. Ich wenigstens möchte die monistischen Theorien von Lippert, Spencer, Rohde keineswegs vertreten, aber daß der Animismus auch bei den Griechen seine sichtbaren Spuren hinterlassen hat, schon im Cultus, ist wol nicht zu leugnen. Bei Dir entstehen Götter und Heroen friedlich nebeneinander und auseinander. Aber wie verträgt sich damit die Thatsache, daß bis in die späteste Zeit der Unterschied des θεοσθαι ὡς ἦρωι und ὡς θεῷ lebendig war? Ich muß annehmen, daß Du dafür eine Erklärung hast, die nicht durch gelegentliches Zusammenfallen der Gott- und Heroennamen bei differenzirtem Cult gegeben ist. Denn wie es verschiedene Ζεὺς mit gegensätzlichem Culte gibt, so auch verschiedene Ἡρακλῆς, Ἐλένη usw., was ja eigentlich selbstverständlich ist bei der griechischen Entwicklung. Ich kann daher diese Verflüchtigung der Heroen in Lichtelfen nicht ohne Weiteres und allgemein mitmachen, zumal das Symbol der Schlange, das Du ja auch anerkannt, da wo wir noch reine Formen des Cultus vor uns haben, chthonische Bedeutung hat. Man hat die von

Furtwängler senior aufgebrachte Deutung des Heroenpferdes als Totenpferd abgewiesen, aber die S. 251 vorgetragene Deutung „Reiter der himmlischen Heerschar“ ist mir auch nicht wahrscheinlich. Wenigstens hätte ich gern eine kleine begründende Note gewünscht.

Wie gegen den Animismus bist Du gegen den Totemismus, besser Theriolatria, wie es scheint, grundsätzlich eingenommen. Du berührst Dich darin mit Wilamowitz. Ich gebe zu, daß auch hier viel Überflüssiges behauptet worden ist, aber alle diese einzelnen Richtungen müssen — das gibst Du ja auch selbst einmal zu — bis zur äußersten Consequenz verfolgt werden. Nur so sieht man, wie weit die Wissenschaft mitgehen darf. Aber ganz kann man doch auch in Griechenland nicht auf den Tierdienst verzichten, und namentlich der dionysische Cult ist voll von Reminiscenzen, die doch nicht alle durch die Radicalmetapher d. h. durch einen religiösen Kalauer erklärt werden können.

Ähnlich feindlich trittst Du, wenn auch mehr durch absichtliches Unberücksichtiglassen, der Fick'schen Theorie der Hypokoristik entgegen. Ich glaube nicht, daß Du die Geltung dieser Theorie vollständig leugnen willst, die ja auch auf anderen Gebieten der indogermanischen Namenkunde (Nöldeke Persien!) mit großem Erfolge gehandhabt wird, aber jedenfalls verschmähst Du damit zu arbeiten. Ich gebe zu, die consequente Durchführung des Systems bei Fick ist absurd wie jede consequente Theorie in menschlichen Dingen, aber mir wenigstens leuchtet es mehr ein, wie man z. B. Λύχομος und Δίομος auf diesem Wege erklären kann als auf dem umgekehrten Wege S. 213. Denn wie Ἀλκίμος gebildet wird, ist ja klar; aber Δίομος ist mir nicht ohne weitere Analogien klar. Und ferner die Thatsache, daß der Kurzname oft gleichsam als Reminiscenz des längeren Namens den letzten Consonanten verdoppelt, Τέλλις zu St. τέλος usw. erklärt sich doch wol auch nicht auf dem unbestimmteren umgekehrten Wege. Jedenfalls würde ich, ehe ich hier die bequeme Straße verlasse, gerne genauer über die Gesetze der „Wucherung“ aufgeklärt sein. Was Ἀμφιάραος ist, kann man sich etwa denken. Was dagegen Ἀμφίς oder Ἀμφίος ursprünglich bedeutet hat, gestehe ich nicht zu wissen. Friedrich ist mir verständlich, Fritz nicht.

Soweit meine Generalbeichte, bei der ich zum Voraus um Verzeihung bitte, wenn ich Dich misverstanden habe. Niemand kann seine Apperceptionen los werden, und wer am tiefsten drinsteckt, am wenigsten.

Ich möchte nun noch einige am Wege gepflückte Blumen zum Schlusse überreichen. Die Aufklärung über Neleus, Neilos halte ich für ganz evident und für sehr fruchtbar. Da mich der Mann besonders interessirt, so bin ich hier besonders erfreut und hoffe, die weitver-

zweigige Sache zu fördern. Wenn ich recht sehe, hast auch Du hier noch allerlei in petto, das hoffentlich meinen Ideen, die noch lange reifen sollen, zuvorkommen wird.

Achilleus hat mich nicht überzeugt. Daß 'Αχέλης, 'Αχελῶος zusammenhänge, ist möglich, aber wie setzt man sich über den Unterschied des mittleren Vocals hinweg? Wenn die Geminatio des Stamm- auslauts mit Recht als ein Kennzeichen der Namensverkürzung angesehen wird, müßte 'Αχιλλεύς Kurzform zu einem Doppelcompositum 'Αχι—λ sein, also meinetwegen 'Αχι—λαφος wie 'Αρχι—λοχος. Ich weiß nicht, ob ein Moderner so erklärt hat (im Altertum hat man ja an ἄχος λαοῦ gedacht), und lege auch bei einem so dunklen Namen keinen Wert auf die Etymologie, jedenfalls schreckt mich von Deiner Deutung der Name Forchhammers zurück, der an der Thüre Wache steht.

Die auffallende Unregelmäßigkeit, daß Αἰθήρ als Femininum erscheint (S. 38^{ss}), wiederholt sich bei 'Αήρ. Ich habe keine Erklärung dafür. Denn ἡ κήρ (oder ἡ ῥαιστήρ nach der Vulgata Σ 477 konnte doch nicht analogisch wirken.

Die Länge des ὄ in ὄειν ist wol für die Substantivbildung nicht ohne weiteres maßgebend (Schulze, Quaest. epicae 334 ff.) und selbst beim Verbum findet sich die Kürze Herondas 7,45.

Ist nicht die Demosthenesconjectur 61,14 etwas kühn? Demosthenes sagt allerdings nachher μετὰ τὰ Πάνδια, aber ohne ὑστεραία? Dindorfs Vorschlag scheint mir außerordentlich einfach, da ἐν aus dem Vorhergehenden sich eingeschlichen haben kann, und πανδίων statt πανδίων ist in der Demosthenes-Überlieferung doch keine Änderung.

Die Etymologien, die *δημος mit djev in Verbindung bringen, werden bei den Linguisten scharfe Opposition erfahren. Ich sehe nicht, daß die religionsgeschichtlichen Thatsachen diese Etymologie nötig machen. Interessant ist mir, daß auch Du den Pausanias unter die Schriftsteller stellst. Ich halte diese Annahme für unwahrscheinlich oder wenigstens für unerweislich. Warum hast Du Bedenken gegen 'Ερυσίχθων (S. 141)? Wenn die Striegel ἐρυσθριξ heißt, kann doch wol der Pflüger, der die Furchen im Boden zieht, mit jenem Namen belegt werden.

Warum ist Μαλέατας sachlich undenkbar? Ich will nicht widersprechen; aber ich bin über den Grund nicht genügend orientirt. Dagegen ist mir die allzu fruchtbare γ pu S. 153 von jeher antipathisch. Die Linguisten behaupten, das sei unmöglich. Jedenfalls wenn man die Grundform pavjavan für richtig hält, so liegt παύειν doch näher; der Schmerzstiller αλετός γαν(is) = avjetos ist ganz ähnlich. Zu den typischen Sondergöttern stellt sich die Reihe bei Empedokles v. 393 ff., in der wie bei der Νῆστις gewiß viel Locales verwandt ist.

Die Redensart „die Sonne geht zu Gott“ 178² und „folgt Gott“ würde ich für christlich halten. Der Tote geht zu Gott, d. i. er kommt in den Himmel, scheint die Vermittelung zu bilden.

Gegen die Erklärung von Τρωσί τε καὶ Λυκίοισιν kann ich meine Bedenken nicht verhehlen. Man müßte denn ähnliche Wendungen wie καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος ähnlich erklären. Und die Danaer aus dem Rig zu erklären, gehört doch zu der von Dir fast ganz aufgegebenen Kuhn'schen Methode comparativer Mythologie.

Ist nicht die Variante Λυκόσουρα neben Λυκούραστοι (S. 208) vielmehr zu beurteilen nach dem Kanon Ἡλίου πόλις aber Ἡλιοπολιται, Νέα πόλις aber Νεοπολιται? Du kennst ja diese Dinge genauer, sodaß Dein Schweigen zeigt, daß hier keine Analogie herrscht. Aber ich möchte mich gern belehren lassen.

Was ich gegen das S. 316 aufgestellte Gesetz „die Bedingung für die Entstehung persönlicher Götter ist ein sprachgeschichtlicher Vorgang“ principiell einzuwenden habe, deutete ich schon oben an. Die Thatsache, daß im Griechischen namentlich die persönlich hervortretenden Götter ihr sprachliches Verständnis und Verwendung als Appellation eingebüßt haben (mehr als sonst), erkläre ich gerade umgekehrt. Nachdem ein Gott durch die Bedeutung seiner Verehrer über die anderen emporgewachsen ist, wird der Name tabu, d. h. für den gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht mehr verwendbar. Das sehen wir ja bei den „wilden“ Völkern und bei den Juden. Erst nachdem Jahve durch die Tugend Israels aus dem kananitischen Göttergewimmel sich herausgehoben, wird sein Name sacrosankt und eine ähnliche Namenscheu ist ja bei den chthonischen Göttern und (verzeihe die unvermeidliche Verbindung) Heroen in Griechenland zu beobachten.

Φάων ist wieder ein mir nicht einleuchtendes Etymon, oder vielmehr es läßt sich wol ebensogut anderes vermuten, z. B. Zusammenhang mit den Phäaken, den göttlichen Fergen. Φάων = Φαίων ist lesbisch leicht erklärlich wie in allen Dialekten. Dagegen erwarte ich lesbisch Φαύων von φαύ (αὔω = ἄω). Zu 367 Γῆρας vgl. Herondas 2, 71 ὦ Γῆρας, σὸς θυέτω. Doch genug! Ich fürchte, Du wirst schon manchmal unwillig den Kopf geschüttelt haben und trotz der guten Vorsätze S. 317 Et tu Brute gerufen haben. Dem gegenüber nimm zum Schlusse noch einmal die Versicherung, wie mächtig mich die aus warmer Persönlichkeit ausströmende Darlegung gepackt und gefördert hat. Ich sehe, wieviele Wege ich gar nicht gesehen oder als unfruchtbar unbetreten gelassen habe, die hier in weite, fruchtbare Gefilde führen.

Usener an Diels.

Bonn, 13 märz 96.

Mein lieber Diels!

Für Deinen eingehenden brief, der den alten spruch vom lange wahren wahr zu machen gewußt hat, bin ich Dir um so aufrichtiger dankbar, je gewisser ich sein darf, daß Du mir ohne schleier, mit gewissenhafter offenheit sagst, was Du denkst, und je seltener die männer sind, die mit scharfem sachkundigem urtheil gleichzeitig wohlwollen und offenheit verbinden. Ich schätze das so hoch, daß auch der scharfe einspruch gegen Lieblingsansichten mir nicht, wenigstens nicht mit meinem willen und nicht auf die dauer, imstande sein kann, eine verstimmung zu verursachen. So liegt denn auch, was mir in Deinem briefe weh gethan hat, eigentlich außerhalb dieser sphäre. Du wirst es natürlich finden, daß ich Dir davon mit der gleichen offenheit rede. Es handelt sich um die beurtheilung meiner absicht und letzten anschauungen, die mißzuverstehen ich jedem gern überlasse, nur Dir nicht. Du wirfst mir nominalismus vor, als ob, was ich in dem bande gebe, mein letztes wort über mythologie und nicht vielmehr ein streng umgrenzter abschnitt, die lehre von der begriffsbildung sein sollte. Ich habe absichtlich auf alle grundlegung verzichtet, auch auf psychologische, um die vorgänge der begriffsbildung, zu deren ermittelung wenigstens ich keine andere quelle als die thatsachen des sprachschatzes kenne, auf empirischem wege zu ermitteln und so schritt für schritt tiefer in die sache einzudringen. Mit dem letzten kapitel sind wir durch die analyse der worte unmittelbar zu dem seelischen vorgang geführt, den in der gleichen empirischen weise zu erfassen aufgabe des zweiten theils sein wird. Da wird allerlei, was Du mir fälschlich zuschiebst, z. B. verkennung des theriomorphismus, seine erledigung in einer weise finden, daß der totemismus Dir als kinderei erscheinen wird. Aber freilich, was Du verlangst, analyse der menschen, aus deren innerem das alles sich hervorbildete, wirst Du auch da vergeblich suchen. Verwechseln wir nicht die aufgabe einer formenlehre der religiösen vorstellungen mit der aufgabe der religionsgeschichte. Alles was Du bei mir vermisest, gehört in diese. Weil ich hauptsächlich mit griechischem material arbeite, da es eben der forschung den reichsten stoff bietet, will ich doch nicht griechische religionsgeschichte und mythologie schreiben, sondern ich greife dahin, wo die beobachtung einer erscheinungsform die ergiebigste unterlage findet. Ich dränge nach kräften zurück, was nicht zu der gerade behandelten frage in unlöslichem zusammenhang steht: das ist mir schwer geworden, ja geradezu aufreibend. Nur in einem falle habe ich eine ausnahme ge-

macht und mich etwas losgelassen (freilich auch da fest an der Leine), in kap. 12. Danach solltest Du mein ziel und streben beurtheilen.

In der „formenlehre“, die mir verschwebt, hoffe ich zwar der psychologie, richtiger der erkenntnißlehre einen wesentlichen Dienst zu erweisen, aber nicht dadurch, daß ich von ihnen anleihen mache, sondern ihnen vorarbeite und neuen stoff liefere. Auf empirischem Wege sollen die — ich will nicht anspruchsvoll sagen, gesetzte, aber die vorgänge der formbildung ermittelt werden, anders geht es nicht, und das muß mit sauberer umgrenzung der aufgabe geschehen, wie ich denn auch ohne alle voraussetzungen begonnen habe. Was Du von den räumlich bestimmten götterarten, orts- stadt- landschafts- volksgottheiten sagst, ist völlig richtig; aber es berührt den vorgang der begriffsbildung gar nicht. Ich war in kap. 20 in starker versuchung, den vorgang, daß der hauptgott eines stammes mit dem stamme selbst zu allgemeiner, schließlich monotheistischer geltung gelangt, besonders zu betonen und an Jahve zu illustriren, und ich habe es unterdrückt.

Es ließe sich über diese dinge noch viel sagen. Aber ich müßte dabei den schein der ruhmredigkeit fürchten und schweige lieber. Die drängende zeit und die schweren hemmnisse, die ich bei der arbeit erfuhr, indem ich dazwischen den Kallinikos durch die schmutzige wäsche ziehen, die chronologischen tafeln Theons bearbeiten, Dionysios' untergeschobene τέχνη herausgeben und an Dionys. de Lysia, Isocrate, Isaeo, Demosthene mitarbeiten mußte, haben mich leider gehindert, wie ich wollte, statt des kurzen etwas herausfordernden vorworts eine eingehende einleitung zu schreiben. In diesem mangel sehe ich den hauptanlaß des mißverständnisses, das Du und sehr ähnlich auch v. Wilamowitz dem buch entgegengebracht, obgleich ich mich durch s. 73f. gedeckt zu haben glaubte. Dann ist mir hinterher, zuerst durch Fränkels¹⁾ brief, klar geworden, dass ich zwischen kap. 17 und 18 einen gedankensprung gemacht habe, der durch ein besonderes kapitel ausgefüllt werden muß, „synonyme Götter“ (ich werde es nächstens in einer zeitschrift tun)²⁾: dadurch wird in der that nicht nur die kette fester geschlossen, sondern auch eine art von erscheinungen festgestellt, welche auch den vor- eingenommenen Fachgenossen eine gangbare brücke schlägt. Außerdem habe ich eine ganze entwicklungsreihe (viel davon war geschrieben), die nur s. 344 kurz angedeutet ist, aus dem buche herausgeworfen, weil sie den gang der untersuchung störend durchkreuzt und eine verschiedene behandlungsart erfordert haben würde; es muß ein besonderes bändchen daraus werden: „Vielheit und einheit“, worin die

¹⁾ Professor Max Fränkel in Berlin.

²⁾ Rhein. Mus. LIII 1898, 329—379 = Kleine Schriften IV 259—306.

erscheinungen der zweiheit, dreiheit, mehrheit eingehend behandelt und z. B. die christliche dreieinigkeit als unvermeidliche vorstellungsform erwiesen werden soll¹⁾. S. 104 ist eine vorverweisung auf diese erörterungen stehen geblieben (unter Wejopatis), weil damals der wegfall noch nicht entschieden war. In diesem theil wirst Du dann auch die antwort auf Deine mich überraschenden bedenken über Ἄμφως, Ἀμφιάραος hoffentlich gehoben finden: die vorstellung der zweiseitigkeit (ost — west = tag — nacht, morgen — abend) ist ebenso absolut zum ausdruck gekommen im ind. Yama und dem römischen Janus geminus.

Mein scharfer einspruch gegen die animisten ist durch die entrüstung über die ebenso frechen wie unwissenden folio-offenbarungen Furtwänglers²⁾ hervorgerufen, theilweise auch antwort an einige schlaue collegen. Daß ich „die verehrung der todten eine reiche und wichtige quelle religiöser und abergläubischer vorstellungen“ ausdrücklich nenne (s. 254), darf genügen, um mich von dem verdacht rein zu halten, als ob ich das kind mit dem bade ausschütten wolle. Ähnlich steht es mit der kurzworttheorie, gegen die mich die voreiligen anwendungen u. a. von Wilamowitz eingenommen haben. In einem fall hast Du, fürchte ich, sehr recht mir zu widersprechen: bei Δίωμος Λύκομος beruhigte ich mich zu vorschnell durch die lateinische analogie — omo —

umo — (dextumus u. s. w.), griechisch kann ich allerdings nur $\left. \begin{array}{l} \alpha - \\ \varepsilon - \\ \iota - \end{array} \right\} \mu\upsilon$

nachweisen und daneben ganz vereinzelt — υμο — in δόλομος. Ich habe mich zu vorschnell durch den eindruck, den jene combination auf unseren sehr tüchtigen linguisten Solmsen zu machen schien, verführen lassen.

Der geschlechtswechsel von Αἰθήρ, Ἄήρ u. a. wird bei der personification seine einfache erledigung finden. Bei Dem[osthenes] 61, 14 sind auch mir nachträglich bedenken gekommen und zwar (s. Symbola phil. Bonn), weil die lage und verteilung der Dionysosfesttage in der zeit des Demosthenes einigermassen verschieden war von der früheren, die für jenes gesetz vorausgesehen ist (archontat des Eukleides?).

¹⁾ Usener hat dies später in seinen Aufsätzen über die Zwillingsbildung (Strena Helbigiana 1900, S. 315 ff.) und die Dreiheit (Gratulationsschrift für Ad. Michaelis = Rhein. Mus. LVIII 1903) ausgeführt.

²⁾ In der Ausgabe der Sammlung Saboureff. Ich drucke diese Bemerkung nicht ohne einen Ausdruck des Bedauerns ab. Sie stammt aus einer Zeit, in der die hohe Bedeutung Adolph Furtwänglers namentlich von der Bonner archäologischen Schule (R. Kekule, Goett. Gel. Anz. 1895, 625 ff.) noch nicht erkannt war.

Μαλαίτης kann mit dem topographischen begriff Malea nichts zu tun haben wegen der thatsachen seiner cultusverbreitung: er ist vor allem in Triikka zu hause. Paieon könnte nur dann von παύειν abgeleitet werden, wenn es mit einem begriffe wie schmerz, krankheit u. s. w. zusammengesetzt sein könnte. Die quantität bei Herondas ist nicht immer mustergiltig, aber für seinen anruf an Geras bin ich Dir dankbar. Dein erklärungsversuch für die undurchsichtigkeit der götternamen ist nicht annehmbar. Für die Griechen paßt es in keiner weise. — — —

Rohde an Usener.¹⁾

Heidelberg, 1. Juni 1896.

Erst spät, verehrter Herr College, komme ich dazu, Ihnen meinen Dank für die gütige Uebersendung Ihrer „Götternamen“ auszusprechen: ich habe jetzt erst die Muße gefunden zu einem genaueren Studium, wie der imposante Inhalt es erfordert. Nun habe ich es mit der reichsten Belehrung und ununterbrochener Theilnahme durchgelesen, belehrt aus der Fülle Ihrer Mittheilungen und den tiefen Blicken, die Sie in das Werden und die Entwicklung vorweltlicher Göttergedanken thun lassen, auch da, wo ich etwa Ihren Ausführungen nicht zustimmen, aus Ihrem Material nicht Ihre Schlüsse ziehen konnte (wie gleich Cap. 1, wo ich namentlich die jemals vorhandene Identität von „Zeus“ und „Kronos“ nicht nachgewiesen finde, Cap. 2, wo ich wohl die häufige gleichzeitige Setzung von männlicher und weiblicher Gottheit Eines Namens, aber nicht — oder nur einzeln einmal — Ableitung des weiblichen Wesens und Namens aus dem männlichen bewiesen sehe etc.). Die Hauptsache wird auch Ihnen selbst doch wohl der Nachweis der Priorität einer unübersehbaren Menge göttlicher appellativa, Benennungen von „Sondergöttern“ und „Augenblicksgöttern“ (eigentlich nur Auffassungen einzelner — einmaliger oder gleichmäßig oft wiederholter — Actionen göttlicher Unsichtbarer, die nur als hinter den Actionen verborgene vorausgesetzt, sonst aber weiter nicht selbständig und von den einzelnen Handlungen unabhängig lebendig ausgestaltet und festgehalten werden) — die Priorität dieser zahllosen kleinen Partialgeister vor den großen, Vieles und zuletzt alles umfassenden Hauptgöttern sein. Hier bin ich völlig überzeugt von der Richtigkeit Ihrer Ausführungen; Sie haben mit einem überwältigenden Reichthum von Thatsachen und Beobachtungen diesen von Ihnen so energisch festgehaltenen und zum Ziel gelenkten Grundgedanken der Entwicklung

¹⁾ Dieser Brief liegt nur in einer Abschrift dem Briefwechsel Diels-Usener bei.

aus der Fülle dieser Einzeldämonen zu dem schon begrenzten Adel der homerischen (und dann auch im thatsächlichen Cult vorherrschenden) Hauptgötter (ob deren Heraushebung und centrale, so vieles andre aufsaugende Bedeutung nun freilich allein oder auch nur sehr wesentlich auf ihrer nicht mehr appellativisch verständlichen Benennung beruht, wird doch wohl zweifelhaft bleiben: es kommen doch gewiß noch viele Gründe hinzu, die just diese Auswahl treffen ließen) und zuletzt einem völligen Monotheismus (dem aber doch, und früh schon, ein wechselnder Henotheismus vorausgeht) ein Fundament gegeben, daß man zuletzt Ihren Schlüssen nicht entfliehen kann. Ich für meine Person kann um so williger hier Ihrer Grundvorstellung beitreten, da ich eigentlich von jeher mir ähnliche Vorstellungen von einem Ausgehen der griechischen Götterwelt von einem Chaos kleiner Lokaldämonen und einem immer enger nach einer schmalen Spitze zulaufenden, convergierenden Gang der Ausbildung und Auswahl gemacht habe. Ich erlaube mir Ihnen eine Rede zu übersenden, in der ich solche Vorstellungen zwar (da ich wesentlich von anderem zu reden hatte) nur streifen konnte, aber doch einigermaßen verständlich angedeutet habe¹⁾. Gestehen muß man schließlich doch wohl, daß ein eigentlicher Beweis für diesen Gang der Entwicklung allein aus dem Material der griechischen Mythologie sich nicht führen läßt, da in Griechenland alle Stufen der (vorausgesetzten) Entwicklung uns neben und durcheinanderliegend begegnen; die zeitliche Stufenfolge bringen theils allgemeine Betrachtungen über die innere Nothwendigkeit des Entwicklungsganges heraus (die aber für mich etwas durchaus Ueberzeugendes haben), theils die Betrachtung der Analogie in der religiösen Entwicklung solcher Völker oder „Naturvölker“, wie man recht unglücklich zu sagen pflegt, bei denen sich das eher successive verfolgen läßt. Ich wenigstens kenne nichts überzeugenderes als die Betrachtung solcher Analogien, aus denen sich zuletzt Gesetze der Entwicklung unter Menschen überhaupt ergeben. Sie scheinen weniger von diesen anthropologischen Parallelen zu halten: um so schätzbarer, daß Sie zu dem gleichen Resultat kommen, das aus den Parallelen zu gewinnen wäre. Unter Griechen ist alles so unerhört reich verzweigt, durchwuchert mit allen möglichen Nebentrieben und über- und durcheinandergewachsenen Parasiten — daß ein deutlicher, reinlich sondernder Schnitt fast niemals möglich ist. Man bedarf eben der Hilfe der Analogie hier noch weit mehr als anderswo. Auch in dem, was Sie behandeln, geht doch ersichtlich der Gang der Entwicklung,

¹⁾ Erwin Rohde, Die Religion der Griechen, Prorektoratsrede am 22. November 1894. Heidelberg 1895 = Kleine Schriften II 314—339.

so gewiß Sie im Allgemeinen ihn nach seiner Hauptrichtung richtig erfaßt und bezeichnet haben, keineswegs so einfach und einheitlich nach Einer Richtung, wie man wohl glauben könnte, wenn man Ihrer Betrachtung völlig folgte. Aus den „Sondergöttern“ heben sich die Hauptgötter hervor, aber es ist doch unleugbar, daß viele solcher Sondergötter dann immer noch neu erzeugt werden und stetig nachwachsen. Sie sind also zugleich älter und jünger als die Hauptgötter. Viele, sehr viele „Sondergötter“ werden von Hauptgöttern aufgesogen und werden mit ihren Benennungen zu deren Epitheta, das weisen Sie ja aufs Reichste nach. Aber es ist doch unleugbar, daß es sehr oft auch umgekehrt gegangen ist, Epitheta großer Götter sich von diesen abgespalten und zu eigenen Wesen, neuen „Sondergöttern“ resp. Dämonen oder Heroen verselbständigt haben. So gehn die entgegengesetzten Triebe durcheinander, die Bewegung ist ebensogut centrifugal als centripetal und gegeneinander. Radicalismus nach irgend einer Seite ist wie in jeder Theorie von griechischer Lebensthätigkeit nicht durchführbar, wäre, wenn man ihn durchführen wollte, nur eine Abtötung der Einen, nur eben nicht ins Auge gefaßten Seite.

Daß ich schließlich in der starken, fast völligen Zurückdrängung des Seelencults in Ihrem Inventar alter Cultgestalten einen Mangel sehen muß, werden Sie begreifen. Ich kann insbesondere nicht zugeben, daß die Heroen so gut wie alle nichts als gesunkene Dämonen seien. Mögen noch so viele (es waren ja in der Tat sehr viele) „Sondergötter“ zu „Heroen“ geworden sein, so sind darum die Heroen, als Classe von Geisterwesen noch keineswegs depotenzirte Götter. Der Cult der Heroen verbietet dies zu glauben: das war ein Seelencult und Cult erhöhter Menschenseelen. Dämonen treten in die schon vorhandene Classe der ἡρώες ein, aber nur, nachdem auch sie, die Dämonen, Menschen geworden sind. Wie man's auch betrachtet, die Heroen sind nicht gesunkene Götter, sondern erhöhte Menschen, und der Heroencult bleibt das stärkste Indicium für einen sehr bedeutenden alten Seelencult.

Nehmen Sie nach diesen Einwendungen im Einzelnen um so entschiedener meine Zustimmung zu den Hauptsachen an, und den Dank, den mit Allen auch ich für so nachdrückliche Förderung unserer Einsicht in das Werden dieses ganzen weiten Vorstellungsgebiets schulde.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

E. Rohde.

VIII. Ernst Curtius und Carl Robert 1891.

Ansprache Roberts an Ernst Curtius' 50jährigem Doctorjubiläum bei der Überreichung des erneuerten Doctor diploms der philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg¹⁾.

Hochverehrter Herr Jubilar!

Es ist mir eine hohe Freude, daß es mir, Ihrem alten Schüler, vergönnt ist, Ihnen die Glückwünsche der Universität zu überbringen, die sich der Ehre rühmen darf, Sie ihren Doctor nennen zu können. Eine Ehre, die unserer Universität freilich in gewissem Sinne unverdient in den Schoß gefallen ist; denn an Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung hat die Hochschule an der Saale keinen Theil. Sie waren bereits ein fertiger Gelehrter, dessen Name sich überall in der Wissenschaft eines guten Klangs erfreute, die Lehr- und Wanderjahre lagen bereits hinter Ihnen, als Sie mit der vielversprechenden Erstlingsfrucht Ihres ersten griechischen Aufenthaltes sich bei uns um den Doctor bewarben. Dennoch möchte ich glauben, daß nicht rein zufällige, daß tiefe innere Beziehungen bestehen zwischen diesem Hallischen Doctor-examen und Ihrem späteren Wirken. Es war am Vorabend vom Geburtstage Winkelmanns, der einst selbst, gerade ein Jahrhundert früher, zu den akademischen Bürgern unserer Hochschule gezählt hatte, am Abend des 8. December 1841, daß Sie die Prüfung bestanden, und wer heute das Protokoll durchliest, das damals Ihr Hauptexaminator Moritz Hermann Eduard Meier, der Freund Ihres Lehrers August Boeckh, niederschrieb, der könnte sich versucht halten, darin das Prototyp zu finden für die wichtigsten Seiten Ihrer späteren wissenschaftlichen Schöpfungen. Die gesammte Stadtgeschichte Athens bis Hadrian war es, die, wie das Protokoll meldet, den ersten Theil der Prüfung bildete, und in diesem Ihrem Jubeljahr haben Sie uns die Stadtgeschichte Athens als reifste Frucht nie abbrechender liebevoller Arbeit auf und für den athenischen Boden geschenkt. Und ist es nicht von einer verheißungsvollen Vorbedeutung, daß dem künftigen Wiedererwecker Olympias der Sänger Olympias, Pindar, zur Interpretation vorgelegt wurde? Und die Verse, die Sie damals übersetzten²⁾, von dem ewigen Leben des Worts, $\delta \tau \kappa \sigma \nu \chi \alpha \rho \acute{\iota} \tau \omega \nu \tau \acute{\upsilon} \chi \alpha \gamma \lambda \acute{\omega} \sigma \sigma \alpha \varphi \rho \epsilon \nu \delta \varsigma \epsilon \xi \acute{\epsilon} \lambda \omicron \sigma \beta \alpha \theta \epsilon \iota \alpha \varsigma$ sind sie nicht das prägnanteste Motto für alles das, was Sie in

¹⁾ Concept von Roberts Hand, z. T. sehr unleserlich. Vgl. über den 22. December 1891 Ernst Curtius selbst in dem von seinem Sohne herausgegebenen Lebensbilde. Berlin, Springer 1903, S. 689 ff.

²⁾ Nem. IV, Anfang.

Schrift und Wort seitdem Ihren Schülern und Freunden geboten haben? Und jener andre Vers ἀριστος Εὐφροσύνα πόνων κεραιμένων Ιατρὸς scheint er nicht wie geschaffen zum Motto für den heutigen Tag?

Auf ein Leben reich an Mühen, reich an Arbeit, reich an Erfolgen blicken Sie heute zurück. Und wie mächtig hat sich während dieses Lebens die Wissenschaft entwickelt! Auf der Bahn, die Sie einst als Jüngling gewandelt sind, sind Ihnen hundert nachgesetzt; der attische Boden liegt erforscht vor unseren Augen und Olympia ist dem Tag wiedergegeben. Welch großen Antheil Sie an der Entwicklung, an der Erschließung des griechischen Bodens haben, steht in der Geschichte unserer Wissenschaft verzeichnet. Wenn ich aber in dieser Stunde aussprechen darf, was mir als das eigentlich Bedeutendste an Ihrer wissenschaftlichen Persönlichkeit erscheint, so ist das die tiefe, Ihr ganzes Forschen durchdringende Empfindung für die Einheit der Alterthumswissenschaft und für die Würde der Alterthumswissenschaft. Für die Einheit der Alterthumswissenschaft, die sich nicht zerlegen läßt in einzelne Disciplinen, bei der sich nicht die Betrachtung der Kunst trennen läßt von der der Dichtung, Philologie, Geschichte und Religion. Für die Würde der Wissenschaft, die da ein Heiligtum, das den ganzen Menschen erfassen muß bis ins Tiefste und nicht erniedrigt werden darf zu handwerksmäßigem oder geschäftsmäßigem Betrieb. Als ein echter Vertreter dieser wahren Wissenschaftlichkeit stehen Sie vor uns, aus dem Zeitalter Goethes hintüßerragend in das unsere, nicht in müßigem Ausruhen nach langer Arbeit, sondern noch im rüstigen Schaffen. Möchten Sie so als Vorbild für die heranwachsende Generation unter dem Schutz der Euphrosyne noch lange Jahre des Glückes und der Thätigkeit genießen, zum Heile der Wissenschaft und zu der Ehre unserer Universität. In diesem Sinne und mit diesem Wunsche überreiche ich Ihnen das erneuerte Doctordiplom unserer philosophischen Facultät.

Curtius an Robert.

Mein theurer College und Freund!

Sie waren der richtige Bote der alma mater! Ihre Worte haben im Herzen aller Anwesenden lebendigen Anklang gefunden und mir in der Seele wohlgethan. Der goldene Vormittag ist ein Lichtpunkt meines Lebens. Ihre und Mommsens warme Ansprachen haben mir eine unvergängliche Freude gemacht.

Meine Frau grüßt und dankt mit mir. Sie behauptet, Sie wären nicht abgeneigt gewesen, den Wortlaut aus dem Gedächtniß auszuzeichnen. Sollte sie nicht irren, so wäre es mir, meinen Kindern und Kindes-

kindern natürlich ein unschätzbares Dokument, ein schönes Zeugnis Ihrer Freundschaft und unserer alten Gemeinschaft.

Mit den herzlichsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemalin
Ihr treu und dankbar ergebener

E. Curtius.

29. XII. [1891].

IX. Robert an den Minister 1919.

Halle (Saale), den 28. Dec. 1919, Angerweg 40.

Excellenz!

Am 30. November 1905 hat das vorgeordnete Ministerium an die Senate und Fakultäten der Universitäten die Anfrage gerichtet, ob es nicht zweckmäßig erschiene, der Lehrtätigkeit der Professoren mit dem 70. Lebensjahr eine Gränze zu setzen. Wollten die Universitäten nicht auf das wichtigste Vorrecht ihrer Mitglieder verzichten und zugleich den akademischen Lehrbetrieb und dadurch auch mittelbar die Fortentwicklung der Wissenschaft schweren Gefahren aussetzen, so mußten sie diese Frage verneinen. Zum Beweise braucht nur darauf hingewiesen zu werden, welche unheilvolle Folgen es gehabt haben würde, wenn Männer wie Gneist, Helmholtz, Böckh, Schmoller, Zeller mit dem 70. Jahre ihre Lehrtätigkeit aufgegeben hätten. Die wissenschaftliche Laufbahn eines Gelehrten läßt sich nicht mit einem bestimmten Lebensjahr wie mit einem Messer abschneiden, und erfahrungsweise befruchten akademische Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Production gegenseitig einander.

Andrerseits habe ich nie verkannt, daß jener Anfrage ein gesunder Grundgedanke innewohnt, und da ich es als persönliche Ehrensache betrachte, jüngeren Kräften nicht im Wege zu stehen, war ich schon damals entschlossen, hieraus zu gegebener Zeit die Consequenzen zu ziehen. Dieser Zeitpunkt tritt nun am 8. März des nächsten Jahres ein. Ohne also einen Antrag zu stellen, den ich weder zu begründen noch zu verantworten im Stande bin, gebe ich Ew. Excellenz anheim, mich von diesem Zeitpunkt an von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, zu entbinden. Von meinem unveräußerlichen Recht, Vorlesungen zu halten, werde ich aber auf jeden Fall weiterhin ausgiebigen Gebrauch machen.

Geh. Reg.-Rat Dr. Robert,
ord. öff. Universitätsprofessor.

An Seine Excellenz
den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

X. Roberts siebzigster Geburtstag.

Begrüßungsworte an Carl Robert, gesprochen von Ferdinand Noack
am 8. März 1920 ¹⁾).

Hochverehrter, lieber Freund!

Wir leben in wolkenumschatteter Zeit harter Pflichterfüllung, der Pflichten zu halten, zu helfen und wieder aufzubauen mit allen Möglichkeiten, und um jeden Preis, wo deutsche Männer jetzt zusammenkommen, drängt die Sorge um die *φύλη πατρίς* alles andere zurück.

Aber heute verschließen wir doch die Pforte gegen die Welt da draußen und zerreißen die Wolken, die uns oft ganz umfassen wollen, auf daß für einen kurzen Tag nur heiße liebe Sonne des Glückes und der Freude hereinstrahle auf den, dem es heute gilt.

Wir wollen nun einmal unser Fest heut haben — ja, wir haben ein Recht darauf, denn es ist uns ein Fest im höchsten Sinne, eines von denen, die uns zum Bewußtsein bringen, wo die Quellen liegen, aus denen wir Mut und Kraft und Freudigkeit auch für die schwersten Aufgaben des Lebens zu schöpfen haben, — und daß solche Quellen sind! —

Wir dürfen uns dieses Tages um so lieber freuen, als wir die vor zehn Jahren Ihnen ausgesprochene Hoffnung, daß „ein reiches wissenschaftliches Schaffen, wie bisher, Ihnen auch ferner beschieden sein möge“ — heute in so schöner Erfüllung sehen.

Uns ist's ein Geschenk der *ἀγαθὴ τύχη*, daß wir uns heute um Sie scharen und Ihnen aussprechen dürfen, was wir auf dem Herzen haben an großer und tiefer Dankbarkeit und Verehrung für Sie und Ihr ganzes Lebenswerk.

Ein Freudentag ist's nicht nur für die Ihrigen, die Sie mit blühender Jugend umgeben, mit Jugend, auf die wir heute mehr als jemals mit inbrünstigem Hoffen schauen, — ein Freuden- und ein Ehrentag ist's unserer ganzen Wissenschaft, gewiß nicht nur der Archäologie im besonderen, obwohl sie gerne heut den Vortritt nimmt, auch nicht einmal nur des weitgedehnten Reiches der klassischen Altertumswissenschaft, — die Vertreter und Bekenner wissenschaftlicher Forschung überhaupt grüßen Sie heute als einen ihrer Meister, der in hingebender Arbeit mit ganzer Seele und mit allen seinen Kräften (wie Sie es von sich und anderen fordern), gerungen hat und ringt um Erkenntnis, um Wahrheit, die nur eine ist, des Wortes eingedenk

ἀπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφου.

Es grüßt Sie heute — ich habe den ehrenvollen Auftrag seiner Magnifizienz — Ihre alte Universität Berlin, wo Sie der jugendfrische,

¹⁾ Bisher nur als Manuscript gedruckt.

begeisternde Lehrer waren für einen sich froh zu Ihnen bekennenden großen und treuen Schülerkreis, wo Sie in rasch immer weiter greifender Forschung sich selbst und uns die Methode entwickelten, die — mit jener einzigartigen Beherrschung und Verknüpfung der archäologischen und der philologischen Probleme — hinter dem vorurteilslos verhörten Denkmal stets den lebendigen, schaffenden Künstler sucht, um aus seinem Wollen und aus seinen Bedingtheiten erst die rechte Deutung zu erringen.

Und was sich Ihnen ergab, wir durften damals daran teilnehmen — wie könnte man heute nicht persönlich werden in unvergeßlichen Jugenderinnerungen an die Stunden im Auditorium XIII und draußen — weit noch vor Berlin — in der Fasanenstraße! — und Sie haben es vor den Fachgenossen ausgebreitet in immer neuer Form! — Sie kamen, — nachdem Sie früh schon nach den Sternbildern gegriffen —, mit Bild und Lied, mit Märchen und mit Masken, mit epischen Waffen und des großen Komikers feingeschliffenem Vers. In Bechern haben Sie es uns kredenzt, ausgebreitet auf den weiten Wandflächen heiliger und profaner Hallen und in zarten lichten Marmorbildern!

Und überall war's tiefgründige Wissenschaft und überall wurden die Räume unserer Erkenntnis weiter und neue Wege führten hinaus in gelichtetes neues Land.

Und so unermüdlich durch die Jahrzehnte bis heute! Was haben allein die Kriegsjahre noch zur Reife gebracht!

Und neben all der dichten Reihe der Bücher und Einzelschriften ging die ständige Arbeit her an den Sarkophagen, die Sie seit frühen Jahren mit unserem Zentralinstitut fest verband, bis auch sie jetzt zum glücklichen Abschluß kamen, — ging und geht nebenher seit 38 Jahren, im abfolgenden Verein mit anderen Meistern der Philologie die ununterbrochene, so unendlich wichtige Hermesredaktion, die dieser Zeitschrift Kirchhoffs und Mommsens ihre stolze Höhe gesichert hat.

Und nun wird zu allem übrigen — so hören wir frohlockend — auch sie noch zur Wirklichkeit, wird Ereignis, die vielersehnte Helden-sage, — und schon soll sich ein neuer Ausblick öffnen!

So wunderschön sehen wir eines reichen Lebens Werk sich runden und vollenden! Wahrhaftig ein seltenes Glück — ein Glück für den, der's schafft! — ein Glück für uns, die es empfangen.

Und überall hat neben dem heiligen $\xi\rho\omega\varsigma$ und dem tiefen $\eta\theta\omicron\varsigma$, die ebenso die Lehre *ex cathedra* wie das Schaffen am Schreibtisch und die liebliche Lauchstädter Neubelebung erfüllt und gelenkt haben, die Charis nie gefehlt, ohne die auch Athenas ernste Studien nichtig sind.

Wir würdigen und schätzen die mustergültige, strenge Objektivität, die niemals getrübbte Sachlichkeit aufs höchste, — aber wir fühlen doch und hören es immer und überall, vom ersten Satze an bis zum weisen „*manum de tabula*“, wie durch alles treibend und belebend strömt und pulst die leidenschaftliche herzwarmer Freude an der Fülle, die Ihnen aus größter Kennerschaft, aus stolzer, selbstsicherer, weil selbstgeschaffener Kraft entgegenquillt, — wir fühlen und fassen überall den ganzen starken Menschen, und den geben wir nicht her; denn er erst trägt mit höchster Sittlichkeit das ganze Werk: Und darum können wir uns auch die Mahnung in Künstlers Apotheose nur mit einer leichten Konjektur zu eigen machen: Es ist nicht dies allein:

„Du kannst dich lang an seinen Werken üben“, —

da würde gerade in unserem Spezialfalle ein Hauptsächliches fehlen, nein:

„Man muß die Kunst und auch das Muster lieben!“

Und diesem hochverehrten und geliebten Muster darf ich nun alles, was ich mehr sagen möchte, als ich's kann, zusammenfassen in den Worten dieser Tabula¹⁾:

CAROLO ROBERT

VIRO SINGVLARI INTER HVIVS AEVI HOMINES
STVDIORVM PHILOLOGICORVM ET ARCHAEOLOGICORVM
CONIVNCTIONE CELEBERRIMO
POESEOS ANTIQVAE ET HISTORIAE FABVLARIS
INTERPRETI FELICISSIMO
ARTIS SCAENICAE TAM VETERIS QVAM RECENTIS
ARBITRO SVBTILISSIMO
DISCIPVLORVM AD VERAM HVMANITATEM
LIBERALEM QVE ERVDITIONEM TENDENTIVM
DVCI ATQVE EXEMPLO CLARISSIMO
DIGNITATIS ACADEMICAЕ CVSTODI INCORRVPTISSIMO
CIVI STRENVVO FORTI PATRIAE AMANTISSIMO
AMICO CERTISSIMO COLLEGAE OPTIMO

NATALICIA SEPTVAGESIMA

EX ANIMI SENTENTIA CONGRATVLANTVR

A. D. VIII ID. MART. ANNI MDCCCXX

COLLEGAE AMICI DISCIPULI

Ein weiter Kreis, 341 Namen, hat sich zu diesem Gruß vereint, von alten Freunden aus der lieben Heimat und aus fernen Tagen, die

¹⁾ Verfaßt von Georg Wissowa.

sich freuen, dies Fest noch zu erleben, von den Frauen anderer, die nicht mehr sind, den alten Kollegen und Schülern bis zur heranreifenden wissenschaftlichen Jugend, — und wenn die Zahl derer, die über die deutsche Grenze herüber uns ihren Namen mit warmen Worten für Sie sandten, nur klein sein konnte, so wissen wir genau, wie viele dort draußen, wenn die Dinge anders lägen, von jenseits der Alpen und übers Meer herüber sich uns gerne und mit Überzeugung angeschlossen hätten.

Haben doch auch jetzt so manche, denen eine persönliche Beziehung niemals zuteil geworden war, freudig zugegriffen, um wenigstens einmal hier dem Gelehrten und Lehrer auch durch seine Schriften mitzudanken und ihn mitzugrüßen!

Die Wissenschaft grüßt und dankt, und die Menschen grüßen und danken, und alle wünschen vereint für Sie und für sich selbst herzlich noch viele Jahre im gleichen Geist und in der gleichen Kraft

zu bauen und zu bilden,
zu erschauen und zu lehren,
durch Erkenntnis zu beglücken!

Robert an Diels.

Halle a. d. S., den 23. März 1920, Angerweg 40.

Lieber Diels!

Daß Dein Geburtstagsgruß unter den vielen, die mir über Maaß und Verdienst zu Teil geworden sind, meinem Herzen ganz besonders wolgetan hat, brauche ich Dir nicht zu sagen. Bist Du es doch gewesen, der mir die Wunderwelt der Philologie zuerst erschlossen und meine tastenden Schritte geleitet hat. Dafür und für Deine unwandelbare Freundschaft sagt Dir der jetzt auch Siebzigjährige innigen Dank. Und daß Du daran gedacht hast, selbst die Strapazen der Reise nicht zu scheuen, damit wir uns noch einmal die Hand drücken können, hat mich tief gerührt.

Ich habe nie daran gedacht, das Alter des Psalmisten zu erreichen, ja es gab Zeiten, wo ich's mir nicht gewünscht habe. Das Alter des Mimnermos schien mir stets das richtige, und von dem des Solon möge mich der Himmel bewahren. Aber da es einmal so geworden, will ich versuchen die Kunst zu lernen, das Alter zu ertragen, und so lange ich noch auf „meine eigne Weise ungehindert tätig sein kann“, wird's ja wol gehen.

Am liebsten hätte ich den Tag, wie Du es getan hast, in aller Stille verlebt, ich wollte mich nach Hamburg zu meinen Enkeln und Kindern flüchten; aber die Reiseschwierigkeiten waren für meine körperliche

Gebrechlichkeit unüberwindlich. Und schließlich war es auch besser so, und unser treuer Kern hat alles mit solchem Tact einzurichten gewußt, daß alles Hohle und Phrasenhafte ausgeschlossen war; das *ὄρας ἐπίθεσθε βέβηλοι* hat er nicht umsonst bei seinem Orpheus gelesen. So war der Eindruck ein sehr wohltuender; mir war es eine große Freude, so viele alte Freunde wiedersehen und mich überzeugen zu dürfen, daß ihre alte treue Gesinnung durch Jahrzehnte lang die gleiche geblieben ist. Und nun kam zu meiner freudigen Überraschung auch meine Schwester Anna, die ich seit fünf Jahren nicht gesehen habe; Wolfgang und meine Tochter Anna waren selbstverständlich auch da, aber auch Helene war von Hamburg gekommen und hatte ihre zweite Tochter, mein Pathkind Lore, mitgebracht; auch die hatte ich fünf Jahre lang nicht gesehen. Aus dem Schulkind ist jetzt ein großes, frisches Mädchen geworden, aber ihre Augen, die es Frau Roß so angetan haben, hat sie behalten. Auf die anderen Enkel mußte ich freilich leider verzichten. Die älteste, die mir durch ihre verständigen Briefe besonders nahe getreten ist, stand gerade im Abiturientenexamen. Der ältere Junge, der sich auch recht gut zu entwickeln scheint, übrigens im Nebenamt Buchbinder und Geiger ist, hatte Schule, und der jüngste, den ich kaum kenne, ist noch zu klein für solche Reise in heutiger Zeit.

Ist es wirklich nur Altersschwäche, wenn wir beide dieser neuen Zeit gegenüber *laudatores temporis acti* sind, oder haben wir recht, enn wir in dem Modernismus und Expressionismus nur als falsche Genialität aufgeputzte Impotenz sehen? Die Antwort darauf werden wir wol nicht mehr erleben.

Ich schreibe noch unter dem frischen Eindruck jenes Tages, wenn auch der Brief vielleicht erst nach Wochen Dich erreichen wird. Denn wer kann wissen, wielange die Postsperre noch dauert? Hier hatten wir die letzte Woche blutige Kämpfe, und vorgestern wurde mein Haus von allen Seiten beschossen, so daß ich mich 50 Jahre zurück vor Paris versetzt glaubte. Aber die Wissenschaft wird doch weiterleben.

Und nun nochmals Dank für alles von Deinem alten

C. Robert.

Personenverzeichnis.

- Abert, Hermann** 93, 99
Adler, Friedrich 78
Althaus, Extraordinarius Berlin 26 f.
Althoff, Friedrich 101, 165
Altmann, Anna, geb. Robert, Tochter
 von C. R. 130, 132, 134, 199
Altmann, Walter 82, 132
Ariosto 97
Arnim, Hans von 83
Ashby, Thomas 69
- Bacon** 115
Bauer, Generalin von 69
Baumeister, Mediziner aus Bonn 45
Bechtel, Elisabeth 100
 — **Friedrich** 83, 89, 100
Bekker, Immanuel 25, 78
Belger, Christian 27
Bellermann, Ludwig 56
Bellevaux, Agnes de 12
Blaß, Friedrich 83
Benda, Johannes 38
Benndorf, Otto 24, 74, 122
Bentley, Richard 60, 115
Bernays, Jacob 34, 36 f.
Bernhardt, Professor am Wiesbadener
Gymnasium 17 ff., 23, 25 f.
Bethe, Erich 93, 99
Bethmann-Hollweg, von, Minister 77
 — **Reichskanzler** 124
Beyschlag, Willibald 27
Bie, Oskar 68
Bodenstedt, Friedrich von 21 f.
Böckh, August 7, 25, 28, 59, 78, 118,
 192, 194
Boër, Johann Lucas, Gynäkolog in
Wien 13
Bogler, Konrektor in Wiesbaden 19
Boll, Franz 57
Bolte, Johannes 63, 91
Bonitz, Hermann 42, 65, 79
Boor, Carl de 32 f.
Boutroux, Émile 124
Boots, Professor am Joachimsthal-
schen Gymnasium in Berlin 78
Brandis, Carl Georg 53
Brandl, Alois 115
Bratuschek, Professor der Philo-
sophie in Gießen 67
Broicher, Charlotte 103 f.
Brugman, Carl 15, 17, 19, 23, 26, 123
 — **Oskar** 123
- Bruhn, Ewald** 90
Brummell, George Bryan (1778 bis
1840) 128
Brunn, Heinrich von 15, 40, 43, 45 f.,
 73, 94
 — **Leopold, Oberlehrer in Stettin**
 15, 43
Bruns, Ivo 65
 — **Karl Georg** 77
Bubendey, Dr., Lehrer am Hamburger
Johanneum 55
Budde, Karl, Theologe aus Bens-
burg 38
Buecheler, Franz 25, 32 f., 38 ff., 131
Bunsen, Marie von 103
Burckhardt, Georg, Professor in
Würzburg 13, 15
Burdach, Conrad 99
Busch, Felix, Staatssekretär 80
Busse, Adolf 66
Buttmann, Philipp 62, 78
Byron, Lord 22, 97
Bywater, Ingram 66, 164 f.
- Calderon** 97
Chartier 36
Christensen, Heinrich 32
Classen, Johannes, Direktor des Ham-
burger Johanneums 52
Cohn, Leopold 88
Conrad, Johannes 101, 103
Conze, Alexander 58, 79, 81, 83, 85, 122
Corssen, Peter 78
 — **Wilhelm** 33
Coutourat, Louis 116
Creuzer, Friedrich 11
Cruchet, R. 125
Crusius, Otto 126
Curtius, Clara 103 f., 193
 — **Ernst** 42, 46, 58 ff., 74, 77 ff.,
 103, 113, 118, 192 ff.
- Dante** 97
Dehmel, Richard 126
Deißmann, Adolf 80
Delbrück, Hans 38
Derenbourg, Hartwig 108
Dettmer, Hermann, aus Lübeck 32,
 37, 43
Diderot 119
Diederichs, Eugen, Verlagsbuch-
händler in Jena 91

- Diels, Bertha geb. Dübell, Gattin von H. D. 20, 50 ff., 77, 104, 132 f., 161, 169, 175, 177
 — Emma geb. Rossel, Mutter von H. D. 4 ff., 9 f., 50, 160
 — Heinrich Anton 1
 — Johann Peter, 1697—1760, Urgroßvater von H. D. 1
 — Johann Peter Heinrich, Großvater von H. D. 1 f.
 — Ludwig, Vater von H. D. 2 ff., 7 ff., 18 f., 41, 49 f., 105, 159 f.
 — Ludwig, ältester Sohn von H. D. 52, 104, 133, 135, 177
 — Otto, zweitältester Sohn von H. D. 52, 123, 133
 — Paul, jüngster Sohn von H. D. 52, 109, 133
 — Pauline, Schwester von H. D. 5, 9, 50
 — Sophie Charlotte geb. Zollmann, Großmutter von H. D. 2
 — Wilhelm, Bruder von H. D. 8 f.
 — Wilhelm, Oheim von H. D. 2
 — Ururgroßmutter 1
- Dieterici, Professor des Arabischen in Berlin 29
 Diez, Pfarrer in Wiesbaden 16 f., 23, 29
 Dillmann, Professor der Theologie in Berlin 79
 Dilthey, Carl 8, 49, 58
 — Wilhelm 8, 106, 165 f., 174
 — Pfarrer in Wiesbaden, Vater der vorigen 8 f., 35
 Dissen, Ludolf 6, 20
 Dittenberger, Wilhelm 81 ff., 101, 103, 132
 Dobbert, Eduard 44
 Dörpfeld, Wilhelm 59, 86, 178 f.
 Dorner, Isaak August 77
 Droysen, Hans 56
 — Johann Gustav 29, 39, 60, 77
 Dübell, Anna, Schwester von H. D.'s Gattin 52
 — Kreisgerichtsrat in Wiesbaden, Vater von H. D.'s Gattin 50
 Duhem, Pierre 125
 Duncker, Max 25, 77
 Duse, Eleonora 97
- Ebenau, Karl, Landgerichtsrat in Limburg 30
 Eduard VII., König von England 125
 Eichler, Ernst, Zeichner 68 f.
 Eilmann, Richard 134
 Einstein, Albert 113
 Engel, Walter 33, 42, 103
 Engelmann, Richard 45
- Erdmann, Benno 63, 108, 132
 Eysenhardt, Franz, Lehrer am Hamburger Johanneum 55
- Fabricius, Ernst 123
 Fabriczy, C. von 69
 Fick, August 89, 183
 Filius, Buchbindermeister in Wiesbaden 10
 Fischer, Emil 115
 Flasch, Adam 45
 Foerster, Richard 67
 — Wilhelm 77 f.
 Forchhammer, Peter Wilhelm 184
 Fränkel, Max 187
 Frankenbach, Leiter der Mittelschule in Wiesbaden 10
 Fresenius, August 15, 21 f., 103, 123
 Fricke, Dr., Rektor der Wiesbadener Töchterschule 20
 Friedberg, Justizminister 166
 Friedrich Wilhelm III. 116
 — — Kronprinz von Preußen 31
- Fritze, August 23
 — Hans von 63
 Furtwängler, Adolf 74, 188
 — Wilhelm 183
- Gardthausen, Victor 45
 Geibel, Emanuel 125
 Gerhard, Eduard 40, 86
 Giesau, Hermann 93
 Gilliéron, Emile 86 f.
 Gleichen-Rußwurm, Freiherr von 13
 — — Emilie, Tochter Schillers 13
- Gildemeister, Otto 22
 Gneist, Rudolf von 194
 Goethe 20 f., 70, 93, 97 ff., 117 f., 120, 198
 — Johann Kaspar, Vater des Dichters 10
 Goldschmidt, Adolf 82, 93, 99
 — Frau Geheime Justizrat in Berlin 177
- Goltz, Hermann Freiherr von der 78
 Gomperz, Theodor 44, 69
 Graef, Botho 70, 99
 Graux, Charles 45
 Gregoir, franz. Sprachlehrer in Wiesbaden 22
 Greif, Ministerialdirektori. Berlin 165
 Großmann, Hugo 80
 Grimm, Herman 40
 — Jacob 90
 Gurlitt, Wilhelm 92
- (Haenisch, Konrad) preuß. Minister 194
 Halm, Karl 43

- Hansen, Georg, Jurist 38
 Harnack, Adolf von 79
 Hartel, Wilhelm von 44, 114
 Haupt, Erich 103
 — Moriz 25, 27 ff., 42, 61, 79
 Hauptmann, Gerhart 97, 126
 Hayduck, Michael 66
 Heiberg, Johan Ludvig 66, 107
 Heimreich, Dr, Lehrer am Flensburger Gymnasium 51
 Heindorf, Ludwig Friedrich 78
 Heine, Heinrich 22
 Heinze, Richard 66, 93
 Helbig, Nadine 69, 132
 — Wolfgang 45 ff., 49, 58, 69, 85 f.
 Helm, Rudolf 117 f., 176
 Helmert, Professor der Meteorologie in Berlin 176
 Helmholtz, Hermann von 61, 194
 Henzen, Wilhelm 45 ff., 58, 86, 130, 132
 Herbst, Ludwig, Professor am Hamburger Johanneum 53
 Hercher, Rudolf 58, 65, 78
 Hermann, Gottfried 27 f., 82
 Hertzberg, Wilhelm Ad 29
 Heydemann, Heinrich 67, 83 f., 86 f.
 Heylbut, Gustav 66
 Hiller, Eduard 38, 80 ff.
 Hiller v. Gaertringen, Dorothea Freifrau geb von Wilamowitz-Möllendorff 123
 — — Friedrich, Freiherr 63, 72, 79 f., 130 f., 134
 Hirschfeld, Gustav 45
 — Otto 79, 108, 118
 Hirzel, Rudolf 45
 Hoche, R., Direktor am Hamburger Johanneum 52 ff.
 Hofer, Lan lesrat in Merseburg 98
 Hoenicke, Paul 62
 Hoff, Vant 176
 Hofmann, Ludwig von 93, 99
 Holberg, Ludwig 99
 Holl, Karl 78, 135
 Homeyer, Karl August 79
 Hübner, Emil 60, 71, 118
 Hülsen, Christian 85
 Humboldt, Wilhelm von 30, 59

 Ibsen, Henrik 97
 Ideler, Julius Ludwig 78

 Jaeger, Werner 112, 119, 123
 Jahn, Otto 30, 32, 37 ff., 42, 47, 68, 94, 97, 112, 122
 James, M R. 108
 Jessen, Peter 63
 Julius, Leopold 46

 Kaibel, Georg 37, 41, 47, 67, 71, 161
 Kalbfleisch, Karl 66, 108

 Kalkmann, August 92
 Karo, Georg 82, 86, 120, 130 f., 134
 Kautzsch, Emil 103
 Keil, Heinrich 81 ff.
 Kekule von Stradonitz, Reinhard 24, 39 f., 42, 43, 67, 73 f., 81, 91, 93, 188.
 Kenyon, Frederik 66, 177
 Kern, Berthold von 78
 — Otto 83, 98, 100, 123, 131, 167, 199
 Kießling, Adolf 67, 73
 Kipp, Theodor 80
 Kirchhoff, Adolf 28, 42, 49, 59, 61, 64 f., 79, 81, 89, 118, 196
 Kirchner, Johannes 80
 Kirschbaum, Ludwig, Professor am Wiesbadener Gymnasium 16, 18
 Kjelberg, Lennart 63
 Klaffenbach, Günther 74
 Kleinert, Paul 78
 Kleist, Heinrich von 97, 99
 Klüggmann, August 45
 Knaus, Ludwig 2
 Köhler, Pfarrer in Wiesbaden 16
 — Ulrich 48, 60
 Koepf, Friedrich 111
 Koerner, von, Ministerialdirektor 80
 Körte, Gustav 68, 93
 Koldewey, Robert 63
 Konstantin, König von Griechenland 48
 Krahrer, Gerhard 82
 Kranz, Walther 106
 Kreis, Institutsdirektor i. Wiesbaden 2
 Kruse, Oberstleutnant von 3
 Kunn, Adalbert 65, 185

 Lachmann, Karl 27 f., 79
 Lampros, Spyridon 66
 Langheineken, Paul 102, 134
 Lassalle, Ferdinand 106
 Lefebvre, Gustave 92
 Lehmann-Haupt, Carl Friedrich 54
 Lehmann, Heinrich, Geheimer Kommerzienrat in Halle 83, 86, 97 f., 102, 130
 Lehrs, Carl 70
 Leibniz 115, 119
 Lenschau, Thomas 80
 Lenz, Max 38, 78
 Leo, Friedrich 47, 67, 71 f., 93, 114
 Lepsius, Richard 77
 Lex, Wilhelm Carl, Direktor am Wiesbadener Gymnasium 16 f., 23
 Lichtwark, Alfred 63
 Liebermann, Max 93
 Liepmann, Clara-Marie, Enkelin von C. R. 199
 — Claus, Enkel von C. R. 199
 — Helene, Tochter von C. R. 13, 129 f., 132, 134, 199

- Liepmann, Lore, Enkelin v. C. R. 130,
199
— Moritz, Schwiegersohn
von C. R. 132
— Peter, Enkel von C. R. 199
- Lietzmann, Hans 96
Lindner, Theodor 98
Lippert, Julius 182
Lobach, Walter, Bildhauer 131
Loening, Edgar 103
Lolling, Habbo Gerhardus 48f.
Loofs, Friedrich 103, 134
Lovatelli, Gräfin Ersilia geb.
Caetani 68f.
Ludwig, Otto 97
Lüdecking, Hermann 22
Lüders, Heinrich 115 f.
— Otto 30, 32, 41, 48
- Malmberg, Waldemar 63
Marx, Friedrich 108
Matz, Friedrich 67 f., 83
Mau, August 47, 85
Meier, Moritz Hermann Eduard 192
Meineke, August 65, 79
Meitzen, August 78
Menzer, Paul 127
Mewaldt, Johannes 108, 112f.
Meyer, Eduard 81 ff., 103, 132
— Gottfried, Universitätskurator
in Halle 88
Michaelis, Adolf 47, 69
Milan, Emil 99
Moebius, Karl 78
Molière 97, 100
Mommson, Theodor 6, 41 f., 58 ff., 67,
69, 71 f., 79, 89, 107, 113, 116, 125,
165, 176, 196
Morf, Heinrich 78
Mülder, Gottlieb, Fabrikdirektor,
Schwager von H. D. 52
Müllenhoff, Karl 77.
Müller, Carl Otfried 59, 131
Mullach, August 26, 106
- Nauck, August 88
Newton 115
Nidrum, Thomas de, † 1458, Vorfahre
von C. R. 12
Niebuhr, Barthold Georg 79
Nielsen, Cand. mag. in Kopenhagen 180
Niemeyer, Max, Verlagsbuchhändler
in Halle 86, 88, 131
Niese, Benedikt 88, 83, 132
Nietzsche, Friedrich 106
Nilsson, Martin 90
Noack, Ferdinand 62, 80, 130, 195 ff.
Noelcke, Theodor 183
Norden, Eduard 118f.
- Opitz, Martin 42
Osborn Max 99
d'Outrepont, Helene geb. von Zwehl,
Großmutter von C. R.
13 ff., 97
— Joseph Servatius, Groß-
vater von C. R. 13, 15
— Ludwig, Oheim von C. R.
14 f., 46 f., 100
Overbeck, Johannes 46
- Pallat, Ludwig 80
Palumbo, Kanonikus in Tarent 47
Parthey, Gustav 78f.
Passarge, Hans 62
Peabody, Professor 117
Penck, Albrecht 78
Pernice, Erich 62
Perthes, General von 78
Pertz, Georg Heinrich 79
Petersen, Eugen 85
Pfleiderer, Edmund 174
— Otto 174
Philios, Demetrios 63
Picard, Emile 125
Piccolomini, Enea 28, 44 f.
Pick, Berend 63
Pietsch, Ludwig 2
Pischel, Richard 132
Plew, Eugen 70
Porte, Remy de la, † 1530, Vorfahre
von C. R. 12
Praechter, Karl 66, 88
Preller, Ludwig 67, 70 f., 95
Preuschen-Telman, Hermione von 173
Puchstein, Otto 86
- Rabe, Hugo 66
Raeder, Hans 108
Ranke, Ferdinand 79
— Leopold 79
Rappaport, Bruno 108
Regnault-Strecker, Lehrbuch der
Chemie 18
Rehm, Albert 57
Reichel, Wolfgang 89
Reichmann, Jacob, Jurist in Wies-
baden 45
Reil, Johann Christian 13
Reimer, Georg, Verlagsbuchhändler
in Berlin 56
Reußner, Alfred 134
Riese, Alexander 164
Ritschl, Friedrich 30, 32, 38, 43,
112, 165
Robert, Anna, Schwester von C. R.
14, 130, 199
— Carl Wilhelm, Urgroßvater
von C. R. 11f.

- Robert, Cathérine geb. d'Outrepont, Mutter von C. R. 13 f., 101
 — Clarageb. Neumeister, Gattin von C. R. 14, 21 f., 33, 58, 62, 77, 89, 132, 134
 — Ferdinand, Vater von C. R. 12 f., 46 f., 101
 — Georg Friedrich Carl, Großvater von C. R. 11 f.
 — Jean, † 1720, Vorfahre von C. R. 11
 — Marie geb. Neumeister, zweite Gattin von C. R.'s Vater 14 f.
 — Wolfgang, Sohn von C. R. 126, 130, 132, 199
- Rodenwaldt, Gerhart 82, 93, 130
 Roediger, Max 78, 177
 Röhl, Hermann 28, 105
 Roetteken, Hubert 63
 Rohde, Erwin 75, 77, 88, 175, 182, 189 f.
 Rose, Valentin 65
 Roß, Emma geb. Schwetschke 61, 130 f., 199
 — Ludwig 83, 130 f.
 Roßbach, August 27
 Rossel, Daniel, Großvater v. H. D. 3 f.
 — Karl, Oheim von H. D. 4, 6 f., 15, 19 f., 25 f., 43, 46, 49 f., 76
 — Margarethe geb. Gietzin, Großmutter von H. D. 2 f.
- Rothe, General 78
 Rückert, Friedrich 21 f.
- Sachau, Eduard 79, 176
 Sachs, Hans 100
 Saltz, Bereiter in Wiesbaden 4
 Samenhof, Dr., Arzt in Warschau 116
 Samter, Ernst 76 f., 120
 Sarre, Friedrich 93
 Sboronos, Joannes 63
 Schaper, Fritz, Bildhauer 165
 Scheffel, Victor von 62
 Schenkendorf, Max von 22
 Scherer, Wilhelm 90, 99
 Schiff, Alfred 80, 130, 179
 Schiller 20, 42, 98, 117 f.
 — Hermann 67
 Schirmacher, Käthe 173
 Schleiermacher, Friedrich 34, 78
 Schlenther, Paul 99
 Schmidt, Erich 79, 99
 — Johannes 33, 79, 115
 — Oberbürgermeister von Erfurt 103
 Schmoller, Gustav von 194
 Schnaase, Karl 77
 Schneidewin, Friedrich Wilhelm 27
 Schoeffer, Valerian von 63
 Schoell, Rudolf 48
 Schöne, Hermann 108
- Schöne, Richard 79, 83, 87, 109
 Scholz, Gustav 23 f., 29, 41
 Schrader, Eberhard 78 f.
 — Hans 178
 — Otto 55
 Schramm, E., Generalleutnant 111, 133
 Schreiber, Theodor 46, 87
 Schröber, Arnold 125
 Schulze, Johann Heinrich 84, 122
 — Wilhelm 115, 184
 Schuster, Paul R. 106
 Schwartz, Karl 17, 23 f.
 Schweinsberg, H. 41
 Scott, Walter 108
 Seckel, Emil 78
 Seebode, Gottfried 7
 Seyberth, Adolf, Lehrer am Wiesbadener Gymnasium 23, 25, 29
 Shakespeare 20, 97
 Siefert, O., Direktor am Flensburger Gymnasium 51
 Simrock, Karl 32
 Soranzo, Conte, Bibliotheksdirektor in Venedig 44
 Spalding, Georg Ludwig 78
 Spencer, Herbert 182
 Springer, Anton 39 f., 46
 Stammer, Rudolf 63, 103, 132
 Stark, Carl Bernhard 61
 Stein, Heinrich 174
 — Ludwig 75
 Steinthal, Heinrich 93
 Stephan, Reichspostminister 128
 Stern, Ernst von 83
 Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu 22
 Strauch, Paul, Buchbindermeister in Halle 84
 Stritter, Friedrich, in Biebrich 9
 Strzygowski, Joseph 63
 Studniczka, Franz 93
 Sybel, Heinrich von 79, 165
 — Ludwig von 45
 Sylburg, Friedrich 161
- Tennemann, W. G. 26
 Thimig, Helene 100
 — Hermann 100
 — Hugo 100
 Tobler, Adolf 78
 Torstrik, Adolf 65
 Trendelenburg, Adolf 45, 77, 79
 Tsuntas, Christian 63
 Twesten, August Detlev Christ. 77
 Tyskiewicz, Michael Graf 67
- Usener, Hermann 25, 30 f., 34 f., 50 f., 55 f., 60, 65 f., 70 f., 75 f., 104, 106, 112, 114, 159 f., 180 f.
 — Lili geb. Dilthey 8, 35, 162 f.

- Vahlen, Johannes** 60, 64 f., 79, 113, 118
Velde, Henry van de 93, 99
Vitelli, Girolamo 66
Vogliano, C. 133
Vollert, Ernst, Verlagsbuchhändler
in Berlin 78, 89, 130
Vollgraff, J. C. 44
Voltaire 119

Wachsmuth, Kurt 35, 43, 67
Waetzoldt, Stefan 41
Wagner, Albert, Bruder v. Richard 13
— Richard 13
— Professor am Hamburger
Johanneum 55
Waldeyer, Wilhelm 78, 176
Wallies, Max 66
Weber, Buchhändler in Berlin 7
Weierstraß, Carl 61
Weil, Rudolf 42, 46
Weinhold, Karl 78
Weisbach, Werner 78
Weizsäcker, Paul 87
Welcker, Friedrich Gottlieb 30, 59,
91, 97, 131
Wellmann, Eduard 45, 56
— Max 108
Wendland, Paul 66
Werfel, Franz 120
Wermuth, Adolf, Oberbürgermeister
von Berlin 80
Wernicke, Konrad 62, 83, 92
Wickhoff, Franz 69
Wide, Sam 63
Wiegand, Theodor 63, 80, 130, 179

Wiese, Ludwig 79
Wilamowitz-Moellendorff, Tycho
von 90
— Ulrich von 30,
32 f., 37 f., 40 f., 47 f., 56 f., 59 f.,
71 f., 86 f., 91, 93, 96 f., 99,
107 f., 111 f., 114 f., 118 f., 121,
123, 133, 135, 175, 183, 187 f.
Wilberg, Wilhelm, Buchhändler in
Athen 48
Wilcken, Ulrich, 80, 83, 130, 132
Wilhelm II., Kaiser 117 f.
Wilmanns, August 79
Wilmowski, Kurt Freiherr von 98
Winckelmann, Johann Joachim 84 f.,
94, 122, 192
Wissowa, Georg 71 f., 83, 86, 93 f.,
101, 103, 130
Wölflin, Eduard von 44, 114
Wolf, Friedrich August 82 f., 122
Wolf, Gustav, Baumeister in Halle 98
Wossidlo, Richard 63

Zangemeister Karl 71
Zeller, Eduard 26, 37, 50 f., 60 f., 65,
75 f., 79, 103 f., 106 f., 114, 118,
165 f., 169 f., 194
— Emilie, geb. Baur 103, 171 f.
Zeppelin, Graf 110
Zickendraht, Carl, Studiengenosse
von H. D. und C. R. 20, 41
Zimmermann, von, Rittergutab-
sitzer bei Halle 98
Zoëga, Georg 94, 131
Zollmann, Oberamtssekretär in Wies-
baden 2.



Altenburg (Thür.)
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.





UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03097 3617



